

Mit Aug' und Ohr für's Vaterland

Der Schweizer Aufklärungsdienst
von Heer & Haus im Zweiten Weltkrieg

Adjutantur	
Heer u. Haus	
843 3085	
V. I/B	
V. II	1
F. P.	
F. V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
R. F.	
K.	
17.4.73	



General Guisan lancierte während des Zweiten Weltkriegs im Zeichen der geistigen Landesverteidigung die Organisation Heer & Haus und dazu einen Aufklärungsdienst. Dieser sollte den Widerstandsgeist im Volk stärken und in Erfahrung bringen, was die Bürgerinnen und Bürger denken.

Nachdenkliche, polemische, humorvolle Rapporte für Heer & Haus, verfasst von Bauern, Ladentöchtern und Wirten, Rechtsanwälten, Lehrerinnen und Pfarrern, mit kritischen Erläuterungen des Historikers und Journalisten Jürg Schoch.

**Ein Lesebuch, das den Mangel und die Entbeh-
rungen, die Hoffnungen und Ängste, aber auch
die Mentalitäten der Schweizer jener Kriegsjahre
eindrucksvoll wiedergibt.**



General Guisan lancierte während des Zweiten Weltkriegs im Zeichen der geistigen Landesverteidigung die Organisation Heer & Haus und dazu einen Aufklärungsdienst. Dieser sollte den Widerstandsgeist im Volk stärken und in Erfahrung bringen, was die Bürgerinnen und Bürger denken. Zu diesem Zweck wurden in den Städten und Dörfern Tausende von Vertrauensleuten aus allen Bevölkerungsschichten rekrutiert, die zu berichten hatten. Einige Hundert von Zehntausenden Rapporten wurden nun erstmals ausgewertet und bilden thematisch gegliedert den Schwerpunkt der Publikation zusammen mit den kritischen Erläuterungen des Autors.

Man empörte sich über die schamlose Preistreiberei der Bauern, den preussischen Gesangsstil in der Armee, das langweilige Programm von Beromünster. Man rief nach der Todesstrafe, nach der AHV, nach einer harten Hand gegen die Frontler. Man denunzierte den Nachbarn, ärgerte sich über Juden, sah im Internierten den Weiberhelden. Man war patriotisch. Solche Gefühle, Forderungen, Haltungen drücken die Rapporte aus, welche die Vertrauensleute nach Bern sandten – in Erfüllung ihrer Pflicht, laufend über die Stimmung im Land zu berichten. Es sind Wortmeldungen, die frisch aus der damaligen Gegenwart springen.



Der Autor

Jürg Schoch, geb. 1941 in Schleithem SH, studierte nach einer kaufmännischen Lehre Geschichte und promovierte mit einer Arbeit über *Die Oberstenaffäre 1916* zum Dr. phil. In den 1970er-Jahren war er Bundeshauskorrespondent für verschiedene Medien, von 1981 bis zur Pensionierung Inlandredaktor, Chef der Auslandredaktion und Frankreich-Korrespondent beim Zürcher *Tages-Anzeiger*. Zahlreiche Reportagereisen führten ihn nach Osteuropa, Russland und in die baltischen Staaten. Publikationen u. a. *In den Hinterzimmern des Kalten Krieges* (als Herausgeber und Mitautor 2009), *Fall Jeanmaire, Fall Schweiz* (2006).

Mit freundlicher Unterstützung von
Appenzellische Offiziersgesellschaft & Winkelriedstiftung
Bibliothek am Guisanplatz
Ernst Göhner Stiftung
Kanton Schaffhausen, Lotteriefonds
Kanton Thurgau, Lotteriefonds
Kantonale St. Gallische Winkelriedstiftung
Kulturförderung Kanton Graubünden / SWISSLOS
Thurgauer Winkelriedstiftung
Walter Haefner Stiftung
Winkelriedstiftung Oberwallis
Zürcherische Winkelriedstiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

©2015 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Lektorat: Ingrid Kunz Graf, Schaffhausen
Umschlag: GYSIN | Konzept + Gestaltung, Chur
Gestaltung, Satz: Claudia Wild, Konstanz
Druck, Einband: Kösel GmbH, Altusried-Krugzell

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werks oder von Teilen dieses Werks ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN 978-3-03823-901-7

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C013736

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
<i>Einleitung</i>	
Die Konstruktion einer «Mauer der Gefestigten»	
Wie entschiedene Nazigegner das schweizerische Gesinnungskader auf die Beine stellten	11
<i>Kapitel 1</i>	
Gummirücken statt Stauffachergeist	
Der Schwächeanfall im Frühsommer 1940 und seine Wirkungen	27
<i>Kapitel 2</i>	
«Eine solche Entmannung macht unser Schweizervolk kraftlos»	
Zensur und Kontrolle der Medien waren der Bevölkerung suspekt	38
<i>Kapitel 3</i>	
«Das Schweizervolk ist doch keine Kleinkinderschule»	
Empörung über Radio Beromünster, Angst vor seiner deutschen Konkurrenz	48
<i>Kapitel 4</i>	
Tiefe Sehnsucht nach echter Schweizerart	
Auf der Suche nach Halt im Alpenmythos, in Scholle und Geschichte, im Glauben	57
<i>Kapitel 5</i>	
Der mächtig erschallende Ruf nach der Todesstrafe	
Die ersten Exekutionen wirkten im ganzen Land wie eine Erlösung ...	73
<i>Kapitel 6</i>	
Gift im Kakao, Leichen im Waggon, Menschenfleisch im Salami	
Gerüchte als Landplage, an der die Obrigkeit nicht ganz unschuldig war	88
<i>Kapitel 7</i>	
«Der Gedanke an Frau und Kind macht das Sterben schwer»	
Das Reduit gab Halt, aber es löste auch Verunsicherung aus	105

<i>Kapitel 8</i>	
Die Verdunkelung des Landes verdunkelte auch die Wahrheit Wie der Aufklärungsdienst das Volk täuschte	116
<i>Kapitel 9</i>	
Burschenherrlichkeit statt Opfersinn	
Kleine Studentenrevolte gegen den Arbeitsdienst – Standpauke der Behörden	137
<i>Kapitel 10</i>	
Altes Brot, fleischlose Tage, fehlende Butter	
Rationierung und Mangelbewirtschaftung führten zu nachhaltigen Spannungen	145
<i>Kapitel 11</i>	
«Es hat unter uns Eva's nicht nur lauter hinter dem Mond Wohnende!»	
Die Leistungen der Frauen, ihre Selbstwertgefühle, Ahnungen und Ängste	167
<i>Kapitel 12</i>	
Fünf Tage scharfer Arrest für Oberst Frey Ein Herzinfarkt mit dramatischen Folgen ...	181
<i>Kapitel 13</i>	
Heimlich, unheimlich: die fünfte Kolonne	
Die Bevölkerung fühlte sich von Horchern, Spionen, Saboteuren umkreist	188
<i>Kapitel 14</i>	
«Jeder ein Privatdetektiv für sein Vaterland» Die Anzeigepflicht machte Tausende zu Denunzianten	207
<i>Kapitel 15</i>	
Missmut über die Herren mit Gold am Hut	
Verrohung der Soldaten und Arroganz der Offiziere sorgten für Klagen	222
<i>Kapitel 16</i>	
Der Mutter Helvetia verhätscheltes Kind	
Die Bauern erzielten hohe Preise, dafür stieg ihre Arbeitsbelastung	238

Kapitel 17

Die grosse Angst vor einem «zweiten 1918»

Der Ruf nach mehr sozialer Gerechtigkeit wurde immer lauter 249

Kapitel 18

«Bei uns heisst das: s'Määss isch voll»

Die Stimmung im Land war gegen die Juden gerichtet 267

Kapitel 19

«Die nehmen uns die Weiber vorweg»

Die Internierten – für die einen attraktive, für die anderen gefährliche Männer 285

Kapitel 20

«Die Neutralität ist doch kein Gummiseil»

Zum Kriegsende hin steigerte sich der Hass auf die Deutschen markant 300

Schatten und Licht

Ein Nachwort..... 313

Anmerkungen 317

Chronologie der Ereignisse 339

Abkürzungen 343

Quellen und Literatur 344

Bildnachweis 347

Vorwort

Dies ist kein Buch über die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, das die Eliten in den Vordergrund stellt. Zwar treten auch Bundesräte, der General und andere Verantwortungsträger in Erscheinung. Doch sie, welche die Geschicke des Landes leiteten, sind für einmal eher Randfiguren und müssen jenen den Vortritt lassen, die man umgangssprachlich das gewöhnliche Volk nennt.

Während der Kriegsjahre war die Schweiz eine «reduzierte» Demokratie. Ganz oben, bei Armeeführung und Regierung, konzentrierte sich eine enorme Machtfülle. Gestützt auf die Vollmachten, nahm der Bundesrat Befugnisse wahr, die in friedfertigen Zeiten dem Parlament oder dem Souverän vorbehalten sind. Er konnte Beschlüsse fassen, die massiv in die Grundrechte der Bürger eingriffen; und er verfügte über einen unbegrenzten Kredit. Doch alle Macht konnte nicht verhindern, dass die Regierung sich stets auch mit dem Problem der Ohnmacht konfrontiert sah. Ihr war bewusst: Jede Verfügungsgewalt würde nutzlos sein, wenn das Volk die ihm entrückte Politik nicht mittrug.

«Geistige Landesverteidigung» lautete der Slogan, unter dem die Reihen geschlossen werden sollten. General Guisan lancierte die Organisation Heer & Haus und dazu einen Aufklärungsdienst, der sich um die Zivilgesellschaft kümmerte. Zwei Aufgaben oblagen diesem Dienst: Erstens sollte er den Widerstandsgeist im Volk stärken und zweitens in Erfahrung bringen, was das Volk denkt. Zu diesem Zweck wurden in den Städten und Dörfern Tausende von Vertrauensleuten aus allen Bevölkerungsschichten rekrutiert, die nach Bern zu berichten hatten, wie die Stimmung unter den Bürgerinnen und Bürgern war.

Es handelt sich um Zehntausende von Berichten, die in den Schweizer Stuben geschrieben wurden und die der Aufklärungsdienst samt und sonders beantwortete. Ihre Summe gleicht einem riesigen Haufen kleiner Steinchen, die, einzeln betrachtet, unwichtig sein mögen. Ausgelegt und sortiert, lassen sie sich aber zu einem spannenden Mosaik zusammenfügen. Vielfalt und Tonart der Rapporte, in denen die Vertrauensleute das ganze Spektrum des täglichen Lebens in bedrohter Zeit ausleuchteten, sind gleichermassen aufsehenerregend. Es finden sich sehr lange und sehr kurze Texte, viele mit schwerer Hand geschrieben, fehlerhaft und plump, andere keck, sarkastisch, ernst, besorgt, selbstgefällig, anklagend. Wenn Erinnerungen von Zeitzeugen selten davor gefeit sind, in Verklärung abzugleiten, so springen diese Texte spontan und frisch aus der damaligen Lebenswelt: Der Volksmund, denkt man, muss so getönt haben.

Zahlreiche Vertrauensleute verfassten ihre Rapporte mit Hingabe. Mitunter setzte sich der Patriotismus bis in die Grussformeln hinein fort. An den Schluss ihres Berichts setzte eine einfache Frau aus dem Schaffhausischen die Parole:

Mit Aug' und Ohr für's Vaterland!

In den folgenden Kapiteln sollen diese schreibenden Schweizerinnen und Schweizer vor allem zu Wort kommen.

Verlag und Autor haben sich entschieden, die Vertrauensleute namentlich zu nennen. In jenen Rapporten allerdings, in denen heikle Dinge zur Sprache kamen, insbesondere Denunziationen, sind lediglich die Initialen vermerkt. Der Autor bittet die Leserinnen und Leser ferner, nicht zu erschrecken, wenn sie immer wieder auf Schreib-, Komma- oder andere Fehler stossen. Schreiben gehörte lange nicht für alle Vertrauensleute zum üblichen Tageswerk. Deren sprachliche Eigenwilligkeiten sind bewusst nicht entfernt worden. Die Rapporte wären ihres besonderen Aromas verlustig gegangen, hätte der Rotstift schulmeisterlich eingegriffen. Lediglich dort, wo die Lesbarkeit des Textes schwierig war, erfolgten geringfügige Korrekturen.

Für Hinweise und Unterstützung aller Art möchte der Autor folgenden Personen danken: Alex Aepli, Pierre Gygi, Edi Joos, Claudia Kühner, Bruno Lezzi, Jakob Lindt, Paul André Ramseyer, Peter Studer, Klaus Uner, Thomas Waldvogel – und ganz besonders Beate Becker, Corinne Hügli und Ursula Merz von NZZ Libro sowie den hilfsbereiten Angestellten des Schweizerischen Bundesarchivs.

Einleitung

Die Konstruktion einer «Mauer der Gefestigten»

Wie entschiedene Nazigegner das schweizerische Gesinnungskader auf die Beine stellten

Am 1. September 1939 wurde es dunkel in Europa. Hitler löste mit seinem Überfall auf Polen den Zweiten Weltkrieg aus. In der neutralen Schweiz war bereits zwei Tage zuvor die Vereinigte Bundesversammlung zusammengetreten und hatte Oberstkorpskommandant Henri Guisan zum Oberbefehlshaber der Schweizer Armee gewählt. Am 2. September erfolgte die Mobilmachung. 450'000 Wehrmänner rückten zum Aktivdienst ein.

Wissen konnte man zu jenem Zeitpunkt nicht, wohl aber ahnen, dass dem neutralen, von einer mangelhaft gerüsteten Armee beschützten Kleinstaat eine in jeder Beziehung schwierige Zeit bevorstehen würde. Die von den Nazis im Ausland systematisch betriebene Propaganda hatte auch in der Schweiz gewisse Bevölkerungssegmente in Versuchung geführt. Während des Frontenfrühlings in den 1930er-Jahren machten sich verschiedene nazifreundliche Parteien lauthals bemerkbar. Offizierskreise liessen sich durch den rasanten Aufbau der Wehrmacht beeindrucken, und wenn diese Kreise – mit Ausnahmen allerdings – auch keine Sympathien für die Nazis bekundeten, so bewunderte doch mancher Truppenkommandant oder Generalstabs-offizier die Tatkraft deutscher Generäle und, nachdem die ersten Schüsse gefallen waren, den Schwung des Blitzkriegs, den diese Generäle in Hitlers Auftrag führten.

Der politischen Führung der Schweiz war schon vor dem Krieg bewusst, dass es zur Abwehr der heraufziehenden Gefahren nicht nur auf Strategie und Taktik, auf Divisionen und Regimenter, Waffen und Festungen ankam, sondern auch darauf, was – eigentlich zu Unrecht – als «soft power» benannt wird: auf Standhaftigkeit, Vertrauen und den Glauben an die eigenen Werte und Möglichkeiten. Das war die Geburtsstunde dessen, was unter dem Siegel «geistige Landesverteidigung» die Schweizerinnen und Schweizer fortan beschäftigte – und noch Jahrzehnte über den Zweiten Weltkrieg hinaus beschäftigen sollte. Ende 1938 unterbreitete der katholisch-konservative Bundesrat Philipp Etter dem Parlament eine Botschaft, die den Rahmen für eine staatlich zu fördernde Kulturpolitik absteckte: Das war die Geburtsstunde der Stiftung Pro Helvetia, der die eidgenössischen Räte mit Bundesbeschluss vom 5. April 1939 ihren Segen erteilten.

Doch geistige Landesverteidigung blieb keineswegs eine «zivile» Angelegenheit. Vielmehr ging die Armee in die Offensive. Mit seinem Befehl über den «Geist der Truppe» vom 3. November 1939, also wenige Wochen nach der Mobilmachung, ordnete General Guisan an, eine neue Dienstabteilung mit dem Namen Heer & Haus zu schaffen. Dieser fünften Sektion der Generaladjutantur wies Guisan folgende Aufgaben zu:

- Beitragen zur Erhaltung des guten Humors bei der Truppe;
- Bewahrung und Förderung der vaterländischen Gesinnung, der Einsicht in die hohe Aufgabe der Armee;
- Stärkung der Bande, die Bevölkerung und Armee vereinen, derart, dass sich die letztere wirklich ständig volksverbunden fühlen kann.

Glanzvoll war der Start dieser fünften Sektion allerdings nicht. Ihr erster Chef, Oberst Tenger, ärgerte sich unverhohlen darüber, dass die deutsche Übersetzung des in französischer Sprache verfassten Armeebefehls – die wenigen hier zitierten Sätze zeigen es – reichlich ungenau formuliert war. Der sprachensible, um die Bedeutung packender Formulierungen wissende Oberst schrieb seinen Vorgesetzten, der Armeebefehl hätte um der schönen und grossen Aufgabe willen und angesichts seines dokumentarischen Werts und seiner Verbreitung im ganzen Land eine bessere Übersetzung verdient.

Dennoch nahm die fünfte Sektion rasch Gestalt an. Zur Förderung der vaterländischen Gesinnung und des Humors bei der Truppe organisierte der Sektionschef einen Vortragsdienst, ferner einen Unterhaltungsdienst, der Rezitatoren und Jodlerinnen, Fakire und Musiker, Gedächtnis- und Suggestionekünstler aufbot. Ins Programm wurde auch die *sportliche Leibeschulung* aufgenommen. Ein Bücher- und Armeefilmdienst rundete das Angebot ab.

Die Organisation zur Hebung der Moral wäre damit vorhanden gewesen, doch richtig in Fahrt wollte sie nicht kommen. Allein im ersten Kriegsjahr lösten sich vier Chefs an der Spitze von Heer & Haus ab. Die hatten sich äusser mit den neuen, für traditionelle Militärs eher ungewohnten Aufgaben auch mit zahlreichen kleinlichen, die Nerven beanspruchenden Bürokratieproblemen herumzuschlagen, von denen jenes der Lokalitäten, in denen das Land geistig verteidigt werden sollte, geradezu komisch-absurde Formen annahm.

12

Die Sektion, die während der Kriegsjahre bis zu 150 Personen beschäf

tigte, mietete sich im Frühjahr 1940 an der Berner Spitalgasse 38 ein, einer Liegenschaft, deren Eigentümerin die weitherum bekannte Madame de Meuron¹ war. Wenn anfänglich der Verkehr mit ihr noch den Gepflogenheiten der Courtoisie folgte, so änderten Ton und gegenseitige Wertschätzung ziemlich rasch. Die extravagante Herrin von Schloss Amsoldingen und Schloss Rümliigen entpuppte sich als das, was man gemeinhin als Mieterschreck bezeichnet. Sie beschwerte sich über strapazierte Teppichläufer und ungewichste Parkettbö-

den, über die Rüpelhaftigkeit des Personals und den *Kasernenbetrieb*, der sich in ihrer Liegenschaft breitgemacht habe; sie verlangte dauernd irgendwelche Entschädigungen und Benzingutscheine. Im umfangreichen Schrifttum, das dieses schwierige Mietverhältnis hinterliess, spiegelt sich ein skurriler Kleinkrieg, der bei der Vermieterin zu heftigen Gefühlswallungen führte; die schlugen sich in ihren eigenwillig formulierten Briefen nieder. Ein Beispiel aus dem Jahr 1943:²

Die Zwangslage in welche mich Militärdepartement u Armee der Eidgenossenschaft u Gemeinde gebracht hat zu missbrauchen indem ungewohnte ungeeignete Militärpersonen mit Dingen umgehen dürfen die sie nicht kennen da nicht in solchen Verhältnissen erzogen – ist eine anständiger Herren unwürdige Handlungsweise die das Wehrkleid nicht entschuldigt, auch Ihre Arbeit nicht da es keine militärische Arbeit ist im Sinne vom Schutz des Vaterlandes, keine Waffen nichts als ein Warenschuppen für Propagandazwecke [...] Mit vorzüglicher Hochachtung und höflicher Bitte sich zu erinnern dass das Haus eine Eigentümerin hat die Sie schwer geschädigt u bekümmert haben und die nie mehr kommt da durch Behörden enteignet, zu Ihren Gunsten

Meuron

Ernsthafterer Natur war die vielstimmige Kritik, die an den Leistungen von Heer & Haus geübt wurde. Zu den schärfsten Stimmen gehörte jene von Hauptmann Hans Hausamann,³ dem Leiter des legendären Büros Ha. Am 7. März 1940 diagnostizierte Hausamann in einem Schreiben an die Nachrichten-sektion des Armeestabs, es werde «nicht mehr allzu lange gehen, bis wir stimmungsmässig auf jenes Niveau abgesunken sind, wie wir es schon einmal erlebten: 1917/18». Die Sektion Heer & Haus scheine den Aufgaben in keiner Weise gewachsen zu sein, die Radioreportagen, die sie produziere, seien geradezu eine Katastrophe, die Interviews hoher Heerführer «plump aufgezo-gen», von mitreisenden Filmen sei nichts zu hören, obwohl ein Stab von Filmleuten seit Monaten Sold plus Zulagen beziehe. Hausamann beendete sein Schreiben mit Unterstreichungen und Ausrufezeichen:

So wie bis anhin darf es nicht mehr weitergehen. Es muss vielmehr mit aller Kraft und ohne Verzug in geeigneter Weise auf das Volk wie auf die Truppe Einfluss genommen werden, bevor es wieder zu spät ist! Notwendig ist überdies, dass sich Leute ans Werk machen, welche Heer wie Volk mitzureissen, zu begeistern vermögen und zwar auf die Dauer!

Hausamanns Prophezeiungen sollten sich, was die Stimmung im Land betraf, bald bewahrheiten.

Am 10. Mai 1940 lancierte Hitler seinen Westfeldzug. Die deutsche Wehrmacht besetzte die neutralen Staaten Niederlande, Belgien, Luxemburg und besiegte innerhalb weniger Wochen die fran-

zösische Armee, deren Vertreter am 22. Juni 1940 im Wald von Compiègne die Kapitulationsurkunde unterzeichnete. Diese dramatischen Umbrüche auf der Weltbühne versetzten den Kleinstaat Schweiz, praktisch vollständig eingekreist von den Achsenmächten, in höchste Alarmstimmung. Das Oberkommando der Armee schickte sich umgehend an, seine Reduit-Pläne in die Tat umzusetzen. Das Gros der Truppen wurde in den folgenden Monaten von den Grenzen und aus dem Mittelland ab- und in die Alpenfestung zurückgezogen.

Die Alarmglocken läuteten auch bei den geistigen Landesverteidigern an der Spitalgasse 38. Dort setzte sich Hauptmann Vinassa, in der Sektion Heer & Haus für die Vortragstätigkeit zuständig, an den Schreibtisch und hämmerte einen Brief in seine Maschine, den er, sämtliche Dienstwege überspringend, direkt, weil äusserst dringlich, Bundesrat Philipp Etter zustellen liess. Er rapportierte dem Innenminister, in welchem Ausmass sowohl die Truppen wie auch die Zivilbevölkerung demoralisiert seien, und vor allem legte er ihm dar, wie in Offizierskreisen über die Verteidigung und die gegebenenfalls vorbeugende Zerstörung der Alpenübergänge gedacht werde – nämlich so:⁴

[...] der Feind könne uns erklären, wenn Ihr den Gotthard sprengt, so werden wir eine grössere Stadt oder mehrere zerstören; er kann auch Geiseln nehmen und diese zu erschiessen drohen, wenn man unsere Alpenübergänge sprengt oder zerstört. Es stelle sich daher bloss die Frage, ob unsere Regierung und damit unser Parlament und der Bundesrat den Mut aufbringen zu erklären: schieisst bloss unsere Geiseln tot, vernichtet unsere Städte, aber wir halten fest: wenn Ihr uns angreift, so wird der Gotthard, der Simplon gesprengt, macht was Ihr für richtig haltet; unsere Unabhängigkeit ist uns viel wichtiger als das Leben von Geiseln oder das Bestehen einer Stadt! – Nun ist der Zweifel überall schleichend, ob die Regierung diesen Schluss ziehen wird, ob nicht etwa die Geschichte Berns sich wiederhole, wo ein entschlossenes Heer sich geschlagen hat, dagegen eine zu vorsichtige Regierung nachgab, in der Hoffnung, ein unnötiges Opfer zu ersparen.⁵

Seinen Brief schloss Hauptmann Vinassa mit einem Appell:

Ich glaube, dass die Truppen und noch viel mehr die Zivilbevölkerung eine direkte Rede von Mensch zu Mensch seitens unserer höchsten Behörden erwarten, damit sie äusser allen Zweifeln sind. Sie erwarten keine «vaterländischen Reden», denn mit diesen sind sie gesättigt worden, dagegen eine einfache Ansprache, die zu Herzen geht.

14

Die Rede folgte ein paar Tage später, wenn auch selbstverständlich nicht als Folge der Aufforderung eines kleinen Büro-Hauptmanns.

Am 25. Juni wandte sich Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz in einer Radioansprache an das Volk. Er sprach von innerer Wiedergeburt und davon, dass jeder Eidgenosse den «alten Menschen» ablegen, die Schweiz vorwärtsblicken und nach den Umbrüchen am Wie-

deraufbau Europas teilnehmen müssten. Die Rede, die mit den anderen Bundesräten abgestimmt war und von Etter auf Deutsch gehalten wurde, lief darauf hinaus, dass die Schweiz die faschistischen Regimes nicht unnötig irritieren, womöglich sich mit ihnen gut stellen und irgendwie arrangieren sollte. Der harte Kern eidgenössischen Selbstverständnisses – Freiheit, Unabhängigkeit, demokratische Selbstbestimmung – tauchte in dieser Rede nicht oder höchstens am Rand auf.

Spätere Kommentatoren meinten zwar, Pilet-Golaz habe dem Schweizervolk unter den neuen Verhältnissen Halt geben wollen. In jenen kritischen Tagen bewirkte er das Gegenteil. Seine Rede stürzte das Volk – die Soldaten wie die Zivilisten – in die grösste Ratlosigkeit, in grösstes Misstrauen,



Abb. 1: Heer-&-Haus-Mitarbeiter auf Bootsausflug. Ganz rechts in Zivil August R. Lindt, Chef des Aufklärungsdienstes, der diskret auf Distanz ging zur «Das Boot ist voll»-Politik des Bundesrats.

in beklemmende Zweifel. Diese Gemütslage akzentuierte sich noch, als Pilet-Golaz drei Monate später die Vertreter der nationalsozialistisch ausgerichteten Nationalen Bewegung Schweiz (NBS) in persönlicher Audienz empfing. Nach der Rede und dieser Geste, von vielen als Kniefall empfunden und heftig kritisiert, stand landauf, landab die Frage im Raum: Geht die Schweiz nun den Weg der Anpassung?

Während sich in jenen Sommermonaten 1940 in breiten Bevölkerungsschichten Defätismus ausbreitete, formierte sich unter entschlossenen Geistern Widerstand. Die Nachrichtensoldaten Alfred Ernst, Max Waibel,⁶ Hans Hausamann sowie Korporal August R. Lindt schlossen sich mit anderen Militärs zum *Offiziersbund* zusammen. Diese als «Offiziersverschwörung» in die Geschichte eingegangene Aktion setzte sich zum Ziel, auch dann zu kämpfen, falls Bundesrat und Armeeführung kapitulieren sollten. Genau einen Monat nach Pilet-Golaz' Radioansprache kommandierte General Guisan das höhere Kader zum Rütli-Report, der andere Signale ins Land aussendete, und im Herbst waren es wiederum Hausamann und Lindt, welche die *Aktion nationaler Widerstand* ins Leben riefen, eine breit abgestützte Vereinigung, die von wichtigen Politikern aus dem bürgerlichen wie dem sozialdemokratischen Lager, Intellektuellen, Theologen (u.a. Karl Barth) und Redaktoren (Albert Oeri, Markus Feldmann) getragen wurde.

Zu Beginn des Jahres 1941 richtete der General ein besorgtes Schreiben⁷ an Bundesrat Philipp Etter, in dem er dem Innenminister den Ernst der Lage aus seiner Sicht darstellte. Heer & Haus und dessen Vortragsdienst hätten zwar schon einiges unternommen, doch angesichts des erschütterten Vertrauens in der Bevölkerung und der «sehr harten Zeiten», die dem Land bevorstünden, seien zur Hebung der Moral ganz andere Anstrengungen vonnöten. Was es brauche, sei ein «Propagandaministerium», das, getragen und inspiriert durch Regierung und Oberkommando, eine Stimmung schaffen müsse, wie sie «wünschenswert» wäre. Ein solcher Organismus müsse sämtliche Anstrengungen der Presse, der Vortragsredner, des Films, der Schule, der Religion koordinieren und nach den Vorgaben von Regierung und Oberkommando «dirigieren». Gegenwärtig aber fehle «le cerveau coordonnateur».

Im Hintergrund wirkten wiederum Hausamann und dessen Freunde auf die Armeeführung ein, der bisher betulichen Sektion Heer & Haus mehr Biss und Elan zu verleihen. Den Mann, der ihnen geeignet schien, den Part des «cerveau coordonnateur» zu übernehmen, hatten sie auch schon im Auge: Oberst Oscar Frey.⁸

Dieser Schaffhauser Offizier, Kommandant des Basler Infanterie-Regiments 22, war eine unerschrockene und ebenso kraft- wie temperamentvolle Figur. Er war geradezu beseelt von Widerstandsgeist. Als Publizist und als Vortragsredner, der kein Blatt vor den Mund nahm (auch nicht seinen Vorgesetzten gegenüber), kämpfte er unermüdlich für die Verteidigung der Schweiz



Abb. 2: Handschlag zwischen General Guisan und Oberst Oscar Frey.

um jeden Preis, gegen Defätismus, Kleinmut, Anpassertum. Frey war nicht die Person, die sich in philosophisch-kunstvollen Floskeln ausdrückte, er pflegte eine volksnahe, träge, mitunter raue und burschikose Sprache, die seine Zuhörer aus allen Schichten verstanden. Er, der freisinnige Versicherungskaufmann, gehörte wie der andere prominente Schaffhauser, der Sozialdemokrat Walther Bringolf, der *Aktion nationaler Widerstand* an. Nicht aber der erwähnten «Offiziersverschwörung», wenngleich seine Haltung mit jener der jungen Hauptleute Ernst, Hausmann, Waibel identisch war, galt in Freys Regiment doch die Devise: «Die Gewehre gehen in jedem Fall los.»

Welche Beachtung Frey in der Öffentlichkeit hatte, welches Vorbild er den einen und wie unbequem er den anderen war, zeigt eine Episode vom Frühsommer 1941. General Guisan, der grosse Stücke auf den Obersten hielt, setzte dessen Amtsantritt an der Spitze von Heer & Haus auf den 5. Mai fest. Just am gleichen Tag erreichte den Obersten das Verbot des Bundesrats, in der Öffentlichkeit zu reden. Frey hatte für den 7. Mai einen Vortrag in den Hallen der Basler Mustermesse angekündigt. Dagegen protestierte der deutsche Gesandte in Bern, Otto C. Köcher, dem Frey schon lange ein Dorn im Auge war. Frey und seine Gesinnungsfreunde funktionierten den öffentlichen Anlass in einen geschlossenen um – mit dem Resultat, dass die Veranstaltung, über welche die Presse zwar nicht berichten durfte, noch grösseres Aufsehen erregte. Um der Öffentlichkeit zu zeigen, dass man nicht gewillt war, sich unterkriegen zu lassen, liess der Oberst sein Regiment mit wehenden Fahnen am deutschen Konsulat vorbeimarschieren.

Wenig später folgte der Disput mit Oberst Gustav Däniker,⁹ einem Bewunderer der deutschen Wehrmacht, der in seiner berühmt gewordenen Denkschrift vom 15. Mai 1941 eine freiwillige Eingliederung der Schweiz in das «Neue Europa» forderte und den Trägern des Widerstands eine «wirklichkeitsfremde Einstellung» vorwarf, weil sie sich einbildeten, «fernerhin als ‚Querschläger‘ durch ein neues Europa zu fliegen». In jener Denkschrift ritt Däniker heftige Attacken gegen den Theologen Karl Barth und Oscar Frey. Letzterer blieb ihm in seiner Replik nichts schuldig.

Soweit ein paar Bemerkungen zu dem Mann, der im Frühsommer 1941 die 18 Fäden der geistigen Landesverteidigung in die Hand nahm: Auf der einen Seite stark beargwöhnt von Aussenminister Pilet-Golaz, auch vom katholisch-konservativen Innenminister Philipp Etter, von Däniker und dessen einflussreichen Gesinnungsgenossen Eugen Bircher¹⁰ (Divisionär) und Ulrich Wille¹¹ (Korpskommandant); auf der anderen Seite gefördert und gedeckt vom Oberbefehlshaber der Armee.



Abb. 3: August R. Lindt 1960 vor einem Ballonflug und seinem Antritt als Botschafter in Washington.

Aufklärung, Propaganda, vaterländische Exerzitien

In seiner zupackenden Art machte sich Frey umgehend an die neue Aufgabe. Für ihn und seine Vertrauten stand fest, dass nicht nur die Moral der Truppen, sondern auch jene der Zivilbevölkerung zu heben und zu stützen war. Zu diesem Zweck organisierten sie einen Aufklärungsdienst. Zum Leiter dieses Dienstes wurde der bereits erwähnte Korporal August R. Lindt berufen. Der Sohn eines aus der «Schokolade-Dynastie» stammenden Apothekers hatte in Genf und Bern die Rechte studiert und war danach als Reporter in der halben Welt herumgereist. Äusser einem weiten Horizont verfügte Lindt über Zivilcourage und ein ausgeprägtes Organisationstalent. Zeitzeugen schildern Korporal Lindt als die ideale Ergänzung zum robusten Obersten Frey, dem jeder Bürokraten zuwider war.

Im Sinn des schweizerischen Milizgedankens schickte sich nun Lindt an, im ganzen Land Vertrauensleute zu rekrutieren: Männer und Frauen, die gewillt waren, vorbehaltlos für die Schweiz einzustehen. «Unser Ziel ist», schrieb er 1942 einem Mitarbeiter, «auch in der kleinsten Gemeinde wenigstens einen Vertrauensmann zu besitzen, der von uns informiert wird und uns über die Entwicklung der Stimmung auf dem Laufenden hält.» Nachdem ein Grundstock solcher Vertrauensleute geschaffen war, rekrutierten diese selber in ihren Kreisen. So beispielsweise ein Altdorfer, der Heer & Haus seinen Freund Julius, den Wirt auf der Göscheneralp, warm ans Herz legte, weil dieser senkrechte Mann «der Mittelpunkt aller Göschenerälpler» sei.

August R. Lindt

August Rudolf Lindt (1905-2000) promovierte 1929 zum Dr. iur. mit einer Arbeit über das sowjetische Aktienrecht. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kommilitonen strebte er keine militärische Karriere an (er blieb Korporal). Nach dem Studium zog es ihn in die weite Welt hinaus. Als Korrespondent für schweizerische, deutsche und englische Blätter bereiste er die Mandschurei, Irland, Liberia, Palästina, Jordanien und machte sich, als Reittier ein Kamel benützend, am Persischen Golf kundig. 1939/40 akkreditierte er sich als Korrespondent für die NZZ bei den finnischen Truppen, die im Abwehrkampf gegen die Sowjetunion standen. Nach dem Krieg ging er als IKRK-Delegierter nach Berlin, 1946 begann seine steile Karriere als Diplomat. Lindt war Botschafter in Washington, Moskau, Delhi, dazwischen Delegierter für technische Zusammenarbeit und in verschiedenen internationalen Organisationen tätig (u.a. UNO, Unicef, von 1956 bis 1960 Hochkommissar für Flüchtlinge). In diesen Funktionen spielte er auch eine aktive Rolle während der Kuba-Krise (1962) und des Biafra-Kriegs (1967-1970). Seine Weggefährten schildern ihn als engagierte und eigenwillige Persönlichkeit. (Quellen: HLS/Wilhelm u.a.)

Per Marschbefehl bot Heer & Haus die Vertrauensleute periodisch zu Aufklärungskursen auf, die ein bis zwei Tage dauerten (und den Männern und den Frauen des FHD als Dienstage angerechnet wurden). Referenten¹² hielten Vorträge über die militärische Lage, die Versorgung, die Anbauschlacht, das Reduit, die Neutralität und «darüber, was wir zu verteidigen haben». Präsentationen des Armeefilmdienstes und Diskussionen lockerten den Referentenmarathon auf. Unter den über hunderttausend Kursteilnehmenden waren: Bauern und Bäuerinnen, Magaziner, Laden- und Haustöchter, Rechtsanwälte, Lehrer und Lehrerinnen, Metzger und Wirtsleute, Ehrwürdige Schwestern, Gleisarbeiter, Näherinnen, Gewerkschafter, Ärztinnen. Oft drängten die Teilnehmer die H&H-Verantwortlichen, noch viel aktiver zu werden. Die Sektion möge das Kursangebot steigern, sie solle Gastwirte, Coiffeure, Milchmänner und andere Personen mit häufigem Publikumskontakt ganz speziell schulen und ihre Vorträge über das Radio verbreiten. Ein Vertrauensmann regte gar an, es sei zu prüfen, ob nicht «Stosstrupps» in der Art «politischer Kommissare» gebildet werden könnten.

Es gab aber auch jene, denen das vaterländische Aufgebot nicht ganz geheuer schien. Sie argwöhnten, die «Herren aus Bern» würden ihnen einzutrichtern versuchen, was man zu denken habe, würden Propaganda und Indoktrination betreiben. Diese Gefahr bestand in der Tat, und sie war dem Sektionschef auch bewusst. Einem Verleger in Romanshorn schrieb Frey zu Beginn seiner Tätigkeit, die Zivilbevölkerung zu erreichen sei schwierig, «einmal deshalb, weil die Armee sich davor hüten muss, den Anschein zu erwecken, sie wolle in das politische Denken des Volkes sich einmischen». Daher galt für die Referenten die Devise: sachliche, nüchterne Aufklärung – keine politische, schon gar keine parteipolitische oder konfessionelle Propaganda. Propagiert sollte, kurz gesagt, nur eines werden: die Liebe zum Vaterland.

Insgesamt nahm die Kritik an den Kursen, gemessen an der Kritiklust des Schweizers, verhältnismässig wenig Raum ein; und wenn Kritik geäussert wurde, betraf sie fast mehr Beiläufiges als Inhaltliches: dass vor dem Versammlungslokal die Türkontrolle oberflächlich gehandhabt, während der Kurse ständig geraucht, zum Mittagessen eine Wurst kredenzt wurde, wo für die Bevölkerung doch gerade ein fleischloser Tag galt, dass zu viele «Frauen in Pelzmänteln» oder zu junge, zu abgehobene, vom «Leben nicht geschüttelte Herren» als Referenten aufgeboden worden seien. Kritik wurde auch laut, wenn die Referenten nicht in Uniform referierten, weil vielen Teilnehmern und insbesondere Teilnehmerinnen allein der Anblick einer Offiziersuniform Vertrauen einflösste. Allerdings gab es auch Themen, bei denen die Kursteilnehmer mehr Tiefgang gewünscht hätten, beispielsweise in religiösen oder geistigen Fragen.

Die grosse Mehrheit empfand die Kurse aber als hochwillkommenes Erbauungs- und Erweckungserlebnis oder, so das Echo aus der Innerschweiz, als «vaterländische Exerzitionen».

Eine Frau aus Altdorf:

Möge die Freude an der Heimat, der Mut zu jeder Zukunft und die Opferbereitschaft für ein Vaterland, das es verdient bis zum letzten verteidigt zu werden, jene «Frauen-Colonne» schmieden, die allein im Stande ist, die Rücken unserer Männer und Söhne hart und unbeugsam zu machen.

Ein Mann aus Heerbrugg:

Nach meiner Ansicht sind solche Aufklärungen soviel wert wie das beste u. modern ausgebaute Festungs-Werk.

Ein anderer aus Geroldswil:

Es war eine Wohltat, einmal nicht nur Aufschnitt serviert zu erhalten, sondern nackte Wahrheiten.

Ein Spenglermeister aus Arth:

Ich werde es mir als eine grosse Ehre anrechnen, in der «sechsten Kolonne» mitarbeiten zu dürfen, um endlich all den Engerlingen, welche an unserer Volksgesundheit saugen und nagen, das Handwerk zu legen.

Eine Frau aus Emmenbrücke:

Ein Gesinnungskader soll geschaffen werden, das seine Vertreter an jedem Herd, in jedem Flickkränzchen hat. Eine Mauer der Gefestigten soll in unserem Lande erstehen, u. da tun wir Frauen mit, ohne Stimmrecht u. ohne Waffe, aber mit unserm Herzen u. unserm Einfluss auf Mann, Bruder, Sohn u. Tochter.

Ein junger Theologe aus Gossau ZH:

Ich persönlich war immer der Meinung: Wir dürfen keinen Deut nachgeben [...] Manchmal kam man sich aber mit solcher Meinung ziemlich verlassen vor. Jetzt aber kann ich wieder freudig auf meinem Posten stehen, weil ich gesehen habe, dass es bei uns noch viel besser steht, als ich mir gedacht.

So überrascht kaum, dass am Schluss mancher Kurse die Anwesenden sich spontan erhoben und das Lied «O mein Heimatland» anstimmten (blieb das Lied aus, wurde gemurrt). Doch zuvor wurden sie in die Pflicht genommen. Ihre Aufgabe sei es nun, sprach ihnen der Kursleiter ins Gewissen, den Widerstandswillen in ihre Wirkungskreise hinauszutragen, sie sollten selber Vorträge halten, sollten in den Vereinen, in der Schule, im Pfarrkränzchen, am Laden- und Wirtstisch die Zweifelnden aufrichten, die Defätisten in den Senkel stellen, den

Das Gesinnungskader

Während seines vierjährigen Wirkens (1941-1945) organisierte der Aufklärungsdienst schweizweit 638 Kurse, an denen 100'334 Männer und Frauen teilnahmen. In der Regel dauerten die Kurse zwei Tage (am Wochenende). Darüber hinaus vermittelte er 2'523 Einzelvorträge, die 348'337 Personen besuchten. Männer und Frauen, die bereit waren, regelmässig Berichte über die Stimmung im Land anzufertigen, nahm der Aufklärungsdienst als Vertrauensleute in das Gesinnungskader auf. Dieses zählte rund 7'000 Personen. Schlüssige Statistiken über deren Berichterstattung liegen nicht vor. Aus den Akten geht aber hervor, dass im zweiten Halbjahr 1943 allein aus der Deutschschweiz über 12'000 Berichte eingingen, rund 80 Stück pro Tag. In aller Regel beantwortete der Aufklärungsdienst jeden Bericht teils kurz, teils mit ausführlichen Erläuterungen der aufgeworfenen Probleme. Hochgerechnet auf die ganze Dauer seiner Tätigkeit, hinterliess der Aufklärungsdienst eine Korrespondenz mit mehreren Zehntausend Dokumenten. (Quelle: Ziegler/Akten H&H)

Schwätzern und Gerüchteverbreitern ins Wort fallen. Zudem wurden sie aufgefordert, einen Rapport über den Kurs zu verfassen: keine Lobhudeleien sollten sie zu Papier bringen, sondern eine nüchterne und kritische Analyse des Gehörten.

Nicht alle griffen zur Feder. In der Romandie war der Rücklauf dürftig, in der Deutschschweiz, insbesondere in den Grenzregionen, dagegen gross. Jene Kursbesucher, die sich zu einer regelmässigen Mitarbeit bereit erklärten und deren Rapporte Substanz hatten, nahm Heer & Haus in eine Kartei auf – und damit ins Gesinnungskader. Zuweilen nannte sich dieses Kader auch sechste Kolonne – als Gegensatz zur landesverräterischen fünften Kolonne.

Die allermeisten Vertrauensleute waren stolz auf ihre Zugehörigkeit, wobei aber auffällt, dass der Begriff Gesinnungskader eher zurückhaltend verwendet wurde. Vermutlich deshalb, weil ihm ein gewisser Beigeschmack anhaftete, klang die Wortschöpfung in den Ohren mancher Mitarbeiter doch an Ausdrücke an, welche die NSDAP gebrauchte. Die Eigentümlichkeit des neu aufgezogenen Apparats scheint auch in der Beschreibung durch den nachmaligen Chef von Heer & Haus, Major Ziegler, auf:¹³

Es musste sich also darum handeln, der Zivilbevölkerung Kenntnis von der wahren Lage unseres Landes zu geben. Diese zusätzliche Information, die die Presse nicht geben konnte, war durch einen neu zu schaffenden Aufklärungsdienst – in diesem Sinne das illegale Kind der Zensur¹⁴ – zu erteilen. Dabei war zu berücksichtigen, dass das Schweizervolk offiziellen Meinungsbildungen gegenüber misstrauisch ist und eine schweizerische Propaganda noch stärker ablehnen würde als die ausländische.

Fartmann

Generaladjutantur
Bekt. Heer u. Haus

22. MAI 1912	371
V. I. u. B.	
V. II.	
F. P.	
F. V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
H. F.	
H.	
Arbeitsz.	1. 4. 6. 12.

In die Sektion Heer und Haus.
 Gechrt! F. B. Heer u. Haus V-R

Ich stelle mich vor als Teilnehmerin am Kurs
 im Volkshaus Zürich am 16. u. 17. Mai. -
 Mein Name ist Frau Kanderer. Ich bin Mitglied
 der sozialistischen Frauengruppe Winterthur.
 An Stelle eines eigentlichen Rapportes, wie dies
 gewünscht wurde, möchte ich der Sektion
 Heer u. Haus mitteilen, wie der Kurs auf
 mich wirkte und was weiter davon ausgeht.
 Ich bin in jenen 1 1/2 Tagen aufgerüttelt worden
 und habe eingesehen, dass der geistige Wider-
 stand unseres Volkes von jedem Einzelnen
 ausgehen muss u. dass jede Frau, wenn
 sie will, etwas dazu beitragen kann. -
 Mein Wille zur Mithilfe ist virulent
 geworden in meinem Blute. -
 Zuerst habe ich von Mund zu Mund weiter-
 erzählt was ich hörte u. was ich erhielt. -
 Dann habe ich in einem Café gesehen dass
 ein Umschlagheft der ehemaligen Zürcher-
 Illustrierten jetzt die Berliner Illustrierte
 eingeklebt ist, so dass jeder Besucher, der
 eine Schweizerzeitung in die Hände zu
 nehmen glaubte die Berliner vorgesetzt
 bekam. - Ich habe reklamiert u. erreicht,
 dass die Berliner unter die Flagge gestellt
 wird, unter die sie gehört. -
 Es ist eine kleine Sache, aber vielleicht doch
 nicht so unwichtig.

Abb. 4: Der «virulente Wille» einer Sozialistin: Für Heer & Haus war zentral, dass auch die Linke die geistige Landesverteidigung aktiv mittrug.

Geheim war das Gesinnungskader nicht. Aber auch nicht öffentlich. Obwohl Tausende an den Kursen teilnahmen, berichteten weder Presse noch Radio während all der Jahre über die Aktivitäten, die nicht gering waren.

Heer & Haus versorgte die Vertrauensleute regelmässig nicht nur mit Materialien,¹⁵ sondern auch mit einem Fragebogen. Der sah so aus:

1. Haben Sie schon Vorträge gehalten (Datum, Ort, Verein, Teilnehmerzahl und Thema)¹⁶
2. Welche Probleme auf militärischem, wirtschaftlichem oder politischem Gebiet beschäftigen die Leute am meisten, mit denen Sie, als Mitglied des Gesinnungskaders, verkehren?
3. Konnten Sie in letzter Zeit Ereignisse feststellen, welche die Stimmung im Volk positiv beeinflussten und Optimismus förderten?
4. Konnten Sie in letzter Zeit Ereignisse feststellen, welche die Stimmung im Volk negativ beeinflussten, Missstimmung verursachten und das Vertrauen untergruben?
5. Sind Ihnen neue Gerüchte zu Ohren gekommen?

Dieser Aufforderung aus Bern folgend, verfassten die Vertrauensleute, die einen fleissig, die anderen in grösseren Abständen,¹⁷ ihre Tätigkeitsberichte (TB). Darin manifestierten sich alle Sorgen und Nöte, die das Schweizervolk Umtrieben – die fünfte Kolonne, die Altstoffsammlung, die Verdunkelung, das Reduit, das «Nazi-Nest» Davos, die *Verjudung*, die gärlöse Obstverwertung, der Schwarzhandel, der Sexualtrieb polnischer Internierter, das Einknicken der Behörden und tausend weitere kleine und grosse Probleme.

Auf diesem Weg kam viel Wissen über die herrschenden Meinungen und deren Schwankungen zusammen. Ausserdem verfügte der Aufklärungsdienst mit seinen Kursen über ein Instrument, die Meinungsströme aktiv zu beeinflussen. Das gefiel lange nicht allen. Heer & Haus unterstand dem General; es war bekannt, dass in den Büros der geistigen Landesverteidigung Leute *seines* Vertrauens wirkten. Oberst Frey, Korporal Lindt und ihre Mitarbeiter standen weltanschaulich an einem anderen Ort als die relativ vielen deutschfreundlichen Offiziere, allen voran die erwähnten Herren Däniker, Bircher und Wille.

Argwohn zeigte sich auch in den politischen Reihen. Aussenminister Pilet-Golaz liess es sich nicht nehmen, die Listen mit den Referenten zu prüfen, die in den Aufklärungskursen auftraten. Er hatte auch seine Zuträger, die ihm meldeten, wenn einer dieser Referenten an seiner Aussenpolitik Kritik übte. Wiederholt unterbreitete er seine Vorbehalte dem Innenminister, Kollege Etter. Dem schrieb er am 12. Dezember 1941, es sei nun an der Zeit, «die Frage der Abteilung Heer und Haus ohne Verzug zu regeln»,¹⁸ womit der Aussenminister unmissverständlich kundtat, dass ihm diese Abteilung nicht regelkonform schien. Ins gleiche Horn stiess zur gleichen Zeit EMD-Chef Karl Kobelt, seit knapp einem Jahr im Amt.¹⁹ Er,

der mit dem General nicht jenes gute Einvernehmen pflegte wie sein Vorgänger Minger, versuchte, die als Konkurrenz empfundene Sektion über das Budget in die Schranken zu weisen.²⁰ Oberst Frey entwarf für den General eine Antwort, die sämtliche Einwände des EMD-Chefs gründlich zerpfückte. Die Armee sei es, in die der Bürger Vertrauen habe, wogegen derselbe Bürger dazu neige, «gegenüber einem Mitglied einer politischen Behörde bewusst oder unbewusst den Verdacht zu hegen, dass es sich bei ihm nie um die Sache allein handle», sondern parteipolitische Zwecke verfolgt würden. Vor allem aber ging es Frey darum, die Arbeiterkreise bei der Stange zu halten:

Die sozialdemokratische Partei, d. h. also die Arbeiterpartei, steht in Opposition zum Bundesrat, an dem sie nicht beteiligt ist. Sie würde bei ziviler Durchführung der Kurse die in denselben gehaltenen Vorträgen sofort als Regierungspropaganda betrachten und sich für diese nicht hergeben. Da bei den zunehmenden Schwierigkeiten unserer Versorgungslage gerade die Arbeiterkreise es sein werden, welche die grössten Opfer zu tragen haben, ist es besonders wichtig, dass diese über unsere Landesverteidigung auf allen Gebieten aufgeklärt werden.

Frei von Argwohn war auch Innenminister Etter nicht. Bei ihm musste Heer & Haus ebenfalls das Plazet für die Referenten einholen. Die regelmässigen Lageanalysen, die ihm Dr. Lindt mündlich und schriftlich vortrug, scheinen sein Misstrauen allmählich besänftigt zu haben. Denn er erkannte, dass dieser Dienstzweig sich auch als geistige Interventionstruppe rasch mobilisieren und gezielt einsetzen liess, beispielsweise als 1942 die nazistische Gruppierung «Jung-Rhein» die Rheintaler Bevölkerung verunsicherte oder in Steinen SZ die Bauern revoltierten. In den späteren Kriegsjahren, als die sozialen Spannungen stiegen, organisierte Lindt häufig Kurse für Gewerkschaftsfunktionäre, Textilarbeiter in der Ostschweiz, Metallarbeiter in der Westschweiz oder für Belegschaften ganzer Betriebe (zum Beispiel Escher-Wyss). Diese Bemühungen entlockten dem skeptischen Innenminister, den die teils heftigen Wortmeldungen aus dem Volk verdrossen, mitunter auch ein lobendes Wort für die Arbeit der Aufklärer.

Kapitel 1

Gummirücken statt Stauffachergeist

Der Schwächeanfall im Frühsommer 1940 und seine Wirkungen

Das Misstrauen war einfach nicht aus der Welt zu schaffen. Wohl zog es sich manchmal zurück, schwoll aber selbst bei geringfügigem Anlass gleich wieder an. Der Grundstock dieses Misstrauens wurde im Frühjahr 1940 gelegt. Es machte sich an zwei Ereignissen fest. Das eine hatte seine Ursache im Verhalten gewisser Volkskreise, das andere im Verhalten der Regierung. Das eine betraf die Panik, die – namentlich in Basel, Schaffhausen, der Nordostschweiz – viele Zivilisten und auch Militärs ergriff, das andere die Rede, die der Bundespräsident und Aussenminister, Marcel Pilet-Golaz, kurz nach der Panikattacke hielt.

Wohl folgten im Lauf der Kriegsjahre zahlreiche Ereignisse oder auch nur Gerüchte über angebliche Ereignisse, die Misstrauen anfachten. Doch die beiden Vorfälle des Frühjahrs 1940, und von diesen insbesondere Pilet-Golaz' Rede, erwiesen sich als Hypothek, die nicht zu amortisieren war.

Am 14. Mai jenes Jahres notierte ein Schaffhauser Hauptmann im Kompanietagebuch:²¹

Nachmittags Rgt. Rapport in Diessenhofen. Der Herr Rgt. Kdt. ermahnt alle, ruhig zu bleiben, auch wenn z. Zt viele Leute furchtbar aufgereggt seien und viele Gerüchte herumschwirren, die Unruhe schaffen. Er sagt u.a.: «Wenn Schaffh. Generalstabsoffiziere ihre Frauen dislozieren, so darf das für uns noch kein Grund sein, nervös zu werden.»

Anschliessend Bat. Rapport in Truttikon; obwohl auch hier Ruhe herrscht, liegt in allem eine verhaltene Spannung darüber, was die nächsten Tage bringen werden. Abends werden wir noch einmal zum Bat. befohlen. [...] Im Moment, da Rapport fertig, stürmt eine Ordonnanz ins Büro und ruft: «Alarm!» wir springen in die Autos und sausen zu den Kp., die bereits telef. avisiert wurden.

Nähere Nachrichten weiss von uns niemand – doch Ernst der Lage wird vom hintersten Mann erfasst. Ohne Hast macht sich die Kp. marschbereit; Material wird auf requ. Wagen verladen; um 23.15 marschiert die Kp. ab in ihren Abschnitt. Schöne, mond- helle Nacht. Alle sind still; jeder hat für sich selber zu denken. Wir sind innerlich darauf eingestellt, dass das Unheil des Krieges immer mehr auch über uns hereinzubre- chen droht.

Das waren jene Tage, in denen für die Soldaten wie für die Zivilbevölkerung feststand: Jetzt wird es «losgehen». Jedermann rechnete damit, die Wehrmacht erzwingen auf ihrem Westfeldzug gegen Frankreich den Durchmarsch durch die Schweiz. Während der Grenzschutz in seinen Abschnitten Stellung bezog, herrschte im «Hinterland» enorme Aufregung, die sich zu panikartigen Fluchtbewegungen steigerte. Es waren vorwiegend Familien aus besseren Kreisen, die das Nötigste zusammenrafften und sich auf den Weg in Landesgegenden machten, die ihnen sicherer schienen. Auch wenn sich die Alarmstimmung nach einigen Tagen wieder legte, so prägten sich die Geschehnisse jenes «Frühjahralarms» zahlreichen Zeitgenossen tief ein. Denn mit einem Schlag war sichtbar geworden, dass die Abwehrhaltung des Volks vielleicht doch nicht so entschieden und kompromisslos und mannhaft war, wie sie nach offizieller Doktrin dargestellt wurde. Wie nachhaltig jenes Erlebnis war, manifestierte sich darin, dass zahlreiche Vertrauensleute des Aufklärungsdienstes in ihren Rapporten auch Jahre später, ja bis gegen Kriegsende, immer wieder darauf zurückkamen. So etwa Hans Seifert aus Zürich-Wollishofen, der während der Tage, die der Volksmund als «brenzlich» bezeichnete, in einem Bahnhof seine Beobachtungen machte (Rapport von Ende Oktober 1942):²²

Ich habe bei der zweiten Mobilmachung als H. D. Motf. Dienst gemacht und bin eine ganze Nacht beim Auslad einer Berner Ter. Tor. Batt, gefahren. Hier Truppenauslad, auf der anderen Seite des Bahnhofes Einladen von Gepäck und Möbelstücken durch Zivilisten, die evakuieren. Hier hat sich mancher Soldat seine Gedanken gemacht. Zum Glück ist dies vorüber.

In den Köpfen war es nicht vorbei. Student Zweifel aus Basel schrieb nach dem Besuch eines Aufklärungskurses für Basler Hochschüler (5.7.1942):²³

Ich möchte noch kurz auf eine rein praktische Detailfrage zu sprechen kommen, die sich nach dem Mai 40 ergeben hat. Bekanntlich gingen damals Gerüchte um über das Versagen von einzelnen Kdten., die den Posten verlassen hätten. In Widerstandsdiskussionen bei der Truppe gelang es mir meist, den Defaitismus bis zu dem Punkt wirksam zu bekämpfen. Dann kam aber der stereotype Einwand: Wenn ich meine Soldatenpflicht nicht erfülle, werde ich bestraft. Wenn aber der und jener Kdt. seiner Pflicht nicht genügt, kehrt er nachher unbehelligt auf seinen Posten zurück. Auf diesen Einwand konnte ich nicht viel mehr sagen, als dass ein wirklicher Soldat seine Pflicht eben auch dann tut, wenn es andere nicht tun. Es ist leicht einzusehen, dass dieses Argument wenig stichhaltig ist.

Mary Eugster, Frau eines Pfarrers im Ausserrhodischen, meldete nach Bern (14.2.1942):²⁴

Vor gut 1½ Jahren hat mir auf der Hundwilerhöhe ein Inner Rhoder Offizier erklärt, ich wäre eine schlechte Stauffacherin. Er gab seiner grossen Anerkennung über Deutschlands Siege Ausdruck und überschüttete Frankreich mit Spott und Hohn. Ich entgegnete ihm, ob wir denn wirklich soweit seien, dass wir die Grösse und den Wert eines Volkes in seiner militärischen Macht sehen, zudem wüssten wir auch nicht, wie unsere Schweizersoldaten sich verhalten würden; die letzten Tatsachen an der Grenze seien nicht ermutigend. Ich stützte mich nicht auf Gerüchte, sondern auf Angaben eines Soldaten der selbst an der Grenze gewesen. Das war Anfangs Sommer 1940. Ein Hagel von Schmähworten fiel auf mich nieder, was mich stille und nachdenkend stimmte. Bin ich wirklich eine schlechte Stauffacherin?

A. Lautenschlager, Juniorpartner eines St. Galler Fotogeschäfts, hielt zum Punkt «negative Erscheinungen» fest (17.5.1943):²⁵

An dieser Stelle möchte ich ein Beispiel anfügen, welches sich im Frühjahr 1940 zgetragen hat. Im Unterrheintal ging das Gerücht um, Deutsche Truppen sind im Anmarsch gegen die Schweizergrenze. Offiziere ungefähr zwölf zogen sich von Staad [*bei Altenrhein*] zurück gegen Walzenhausen. Die Mannschaft blieb zurück. Abends, während die Soldaten Wache hielten, festeten die Herren Offiziere aufs Beste in einem Hotel. So was lässt einem das Vertrauen auf die Führung der einzelnen Teile der Schweizerarmee fallen. Das fördert den Optimismus des Schweizervolkes nicht. (Begebenheit wurde von einem Soldaten und einer Serviertochter selben Hotels erzählt.)

Die Schaffhauserin H. Neidhart-Ehinger, in deren Gegend der Exodus viel zu reden gab, vermerkte (31.1.1942):²⁶

Ich frage mich, wie würden wir die Feuerprobe wohl bestehen? Wie steht es um die innere Bereitschaft? Ich möchte die Anregung machen, als Thema für einen nächsten Kurs: «Wie können wir uns für die innere Bereitschaft erziehen.» Diese innere Bereitschaft hat in den kritischen Mai-Tagen des Jahres 1940 nach meiner Ansicht völlig versagt, als gerade Frauen höherer Offiziere ihre Haut in Sicherheit brachten.²⁷

Bei Frau Zuberbühler, einer Kreuzlinger Geschäftsfrau, die mit ihrem Mann die Bezirksagentur einer grossen Versicherung führte, hatte sich fast drei Jahre später die Empörung über die Erlebnisse jener Tage noch nicht gelegt (20.1. 1943):²⁸

Ich habe jenen kritischen 17. Mai 1940 «in allen Formen» erlebt, wo diese Helden des Alltags sonst so hocharbeiten von ihrem Selbstbewusstsein erfüllt, so schmählich den «Finkenstrich» nahmen, wo mein Dienstmädchen das Haus verliess, eine Büroangestellte ohne ein Wort der Entschuldigung binnen einer Stunde ihren Platz räumte, obwohl diese als Habe nur ihr Handtäschchen riskiert hätte. Mein Mann, unser übriges

Büropersonal im Militärdienst – versuchten unser damals 10jähr. Bub, unser Lehrbub u. ich, Haus u. Geschäft allein zu betreuen u. der uns über den Kopf wachsenden Arbeit Herr zu werden, denn jeder, der Reissaus nahm, wollte seine Fahrhabe auch noch versichert haben. Ich habe mich geschämt vor den Ausländern, die an unserem Haus vorbei den Weg zur Fabrik nahmen, dass nur soviel Stauffachergeist vorhanden war. Am meisten aber ärgerte ich mich über unsern Gemeindegassier, der als einer der Ersten seine Frau, eine Deutsche u. Anhängerin des ausl. Systems, dessen noch nicht 18 jähr. Tochter verlobt mit einem deutschen Gestapo (eine Zweite hatte sich grad knapp vorher mit einem deutschen S. A. Mann verheiratet) mit einem Taxi nach der Innerschweiz in Sicherheit bringen liess. Dann wird noch behauptet, dass solche 100% Schweizer seien!

Noch als der Zusammenbruch des Hitler-Reichs offenkundig war und die Aussicht auf ein baldiges Kriegsende verlässlich, war der Mai 1940 nicht vergessen. Er tauchte immer wieder in den Tätigkeitsberichten auf, beispielsweise in jenem des Dr. J. Looser von Altstätten SG (20.1.1945):²⁹

An Gerüchten habe ich, trotzdem ich alle Tage von Altstätten nach St. Gallen fahre, nicht viel gehört. Nur hie und da hörte ich Klagen, dass gewisse Offiziere, die im Mai 1940 ihre Familien fortgebracht hätten und den «Schlotter» bekommen hätten, heute noch ein Kdo. im Grenzschutz des Rheintals hätten.

Das Personal des Aufklärungsdienstes brachte solch hartnäckiges Erinnerungsritual seiner Korrespondenten in Verlegenheit: stets diese Hinweise auf die Absetzbewegung, die genommenen «Finkenstriche», die Schwächeanfalle. Seine Aufgabe bestand gerade darin, Vertrauen und Zuversicht zu verbreiten. Wie sollte er mit einem Ereignis umgehen, das völlig quer zur Ideallinie lag und dessen unerwünschte Wirkung über all die Jahre andauerte? Die geistigen Landesverteidiger, eigentlich der Faktentreue verpflichtet, handelten in diesem Fall nach der Methode: «Es kann nicht sein, was nicht sein darf.» So ist wohl zu erklären, dass sie in den Antworten an ihre unbequemen Informanten die Absetzbewegung kleinredeten oder, wenn es irgend ging, ganz umschifften. Die Antwort an Dr. Looser etwa lautete (24.1.1945):³⁰

Die Behauptung, Offiziere hätten im Mai 1940 ihre Familien in Sicherheit gebracht, ist eine starke Übertreibung. In Tat und Wahrheit handelte es sich um einen einzigen Fall; der betreffende Offizier wurde nachher vor Militärgericht gestellt und schwer bestraft und seines Kdo. enthoben.

Ungeschminkt lautete der Befund des Chefs des Nachrichtendienstes, Oberst Roger Masson, der die Angelegenheit sogleich untersuchen liess und schon am 17. Mai 1940 an den Unterstabschef Front schrieb:³¹

Im Zusammenhang mit der Generalmobilmachung und der erhöhten Bereitschaft bei der Truppe wurde eine neue Gerüchtewelle festgestellt, die zu panikartigen Verhältnissen führte, namentlich in gewissen Gebieten der Ostschweiz und insbesondere in Zürich und Basel. Die Folge dieses Zustandes war eine fluchtartige Abreise mit allen zur Verfügung stehenden Verkehrsmitteln, die unter anderem eine Verstopfung der Bahnhöfe und eine wesentliche Überlastung des Bahnverkehrs nach sich zogen. Das war in diesem kritischen Augenblick, in dem der Abtransport von Truppenkörpern von der Westgrenze an die Abwehrfront stündlich zu erwarten war, bedenklich. Nebst dem war eine gewaltige Überlastung der Tf.-Linien feststellbar, die es verunmöglichte, eine Verbindung vom Armeekommando innert nützlicher Frist herzustellen.

Zum grössten Teil, so Masson weiter, sei die Panik dadurch hervorgerufen worden, dass Hunderte von Truppenangehörigen, und zwar Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, ihren Angehörigen tele-



Abb. 5: Bundesräte auf Manöverbesuch: links Innenminister Etter, in der Mitte (mit Béret, Spazierstock und Knickerbockern) Aussenminister Pilet-Golaz.

fonisch Meldungen gemacht hätten, dass es «heute Nacht los gehe» und sie sich sofort in Sicherheit bringen sollten. Das Ganze beweise einen gewissen Mangel an innerer Festigkeit.

Noch viel nachhaltiger aber waren die Erschütterungen, die Bundespräsident Pilet-Golaz' Rede zur Folge hatte, mit der er sich am 25. Juni 1940 nach der Niederlage Frankreichs und der Umzingelung der Schweiz durch die Achsenmächte an das Volk wandte. Das Jahr zuvor noch hatten die Bürgerinnen und Bürger im Rahmen der «Landi» eine gewaltige Dosis an Patriotismus aufgenommen – bereitwillig, ja begierig. Was durchaus verständlich war, standen die Zeichen doch auf Krieg. 1941, als der 650. Geburtstag der Eidgenossenschaft gefeiert wurde, rollte abermals eine vaterländische Welle über das Land. Aber da traute man all dem rhetorischen Pathos nicht mehr. Die von Patriotismus triefenden Festreden seien direkt verhasst, meldete ein Vertrauensmann nach Bern und fügte bei, man werde von Bernmünster hoffentlich nichts mehr über die 650-Jahr-Feier hören müssen.

Grund für den Überdross an Verbal-Patriotismus war eindeutig die Pilet-Golaz-Rede. Sie wirkte auf das breite Volk wie *der* Sündenfall, wie die Entzauberung der Ideale, an welche die Bürgerinnen und Bürger geglaubt hatten, wie eine Botschaft aus einer anderen, fremden, komplett unvertrauten Welt. Allein ihre Schwülstigkeit war den Schweizerinnen und Schweizern unerträglich. Pilet-Golaz wörtlich:

Wie gross auch die Trauer sein mag, die jeder Christ angesichts der angehäuften Ruinen und Menschenopfer erfüllt, so bedeutet es doch für uns Schweizer eine grosse Erleichterung zu wissen, dass unsere drei grossen Nachbarn³² nun den Weg des Friedens beschritten haben; diese Nachbarn, mit denen wir so enge geistige und wirtschaftliche Beziehungen pflegen; diese Nachbarn, die sich im Geiste auf dem Gipfel unserer Berge in Himmelsnähe wieder finden und deren Zivilisationen uns jahrhundertlang bereichert haben, wie die vom Gotthard herabsteigenden Ströme ihre Ebenen befruchteten.

Noch unverständlicher, ja bedrohlicher aber war die in solch Wortgeklingel verpackte Botschaft, die der Bundespräsident und Aussenminister seinen Landsleuten vermittelte. Er forderte sie auf, die «ausgetretenen Pfade» zu verlassen, sich der «inneren Wiedergeburt» zu stellen («Jeder von uns muss den alten Menschen ablegen»), sich in eine nationale, an Arbeit und Ordnung orientierte Gemeinschaft einzufügen, dem Bundesrat wie «einem sicheren und ergebenen Führer» zu folgen. Und dann sagte er noch: «Der Bundesrat hat Euch die Wahrheit versprochen. Er wird sie Euch ungeschminkt und ohne zu zittern sagen.»

Nach den Umwälzungen auf den Kriegsschauplätzen hatte das verunsicherte Volk Worte erwartet, die Mut und Zuversicht vermittelten. Davon hörte es nichts, es hörte nur:

Anpassung. In Frankreich hatte Marschall Pétain, Chef des Vichy-Regimes, seinen von den Deutschen unterworfenen Landsleuten die Losung «Arbeit, Familie, Vaterland» ausgegeben. Pilet-Golaz' Appell hörte sich, was das Einschwenken auf den «Zeitgeist» betraf, fast noch eine Spur strammer an. Von Landgeist und den vertrauten eidgenössischen Werten war nicht mehr die Rede.

Aber lassen wir die Vertrauensleute sprechen. Hermann Kaufmann aus Zürich dankte in seinem Rapport für die «stärkenden Worte am Aufklärungskurs»; solche wären, fügte er bei, im Frühsommer 1940 unbedingt nötig gewesen. Was er damals erlebte, schildert er so (26.10.1942):³³

Wir waren im Tessin im Dienst, die Stimmung miserabel, dazu die berühmte Rede von Herr Bundesrat Pilet-Golaz, die gab den Rest.

Mir wurde entgegengehalten, siehst du nun, jetzt hat es der Bundesrat selber gesagt, anpassen, den Verhältnissen anpassen und noch einmal anpassen, was willst Du noch mit deinem unter diesen Verhältnissen wahnwitzigen Verteidigungswillen, jetzt wo wir auf uns allein angewiesen sind, kommt so etwas gar nicht mehr in Frage, und auf solche Weise ging es weiter.

Ich musste meinen Kameraden zugeben, dass nach dieser Rede die Lage tatsächlich anders aussehe. In der Diskussion, an der auch Unteroffiziere teilnahmen, stellte ich fest, was anpassen heisst, wie das Anpassen von diesem Bundesrat, nach seinen verschiedenen Entgleisungen verstanden werde. Anpassen hiess in jenem Moment und heute noch, sich selbst aufgeben. Trotzdem die Unteroffiziere in dieser Rede nichts Aussergewöhnliches sehen wollten, sagte ich meinen Kameraden, dass diese Rede, meiner Auffassung nach, ein glatter Rückenschuss auf unseren Verteidigungswillen sei. Wenn diese Anpassung Wirklichkeit wird und nach ihrer Meinung das beste sei, so mache ich jetzt schon den Vorschlag, unsere Karabiner auf dem Schulhausplatz zu verbrennen und nach Hause zu gehen.

Diese Argumentation löste nun aber zu meiner geheimen Freude bei einigen Kameraden noch etwelchen Widerstand aus.

Im Übrigen stellte ich fest, dass diese Rede im jetzigen Moment Grund falsch sei und ein psychologischer Fehler ohnegleichen dazu, dessen Tragweite uns erst bei einem Angriff zum Bewusstsein kommen werde. Statt dem ganzen Volk und im Besondern der Armee den Rücken zu stärken, wolle man uns Gummirücken einsetzen.

Einige Kameraden sagten dann, sie sähen gar nicht ein, wofür sie jetzt noch zu kämpfen hätten, wenn es doch so aussichtslos sei, es werde uns bestimmt besser gehen wenn wir uns der neuen Richtung anpassen würden, im Übrigen ständen sie mit dieser Ansicht nicht allein, was Herr Bundesrat Pilet-Golaz bewiesen habe, im Übrigen könnten sie es nur begrüssen, dass man nicht bereit sei, dass sich ein Volk in aussichtsloser Lage verblute und zugrunde richte [...]

Diesen Kameraden machte ich dann zum Vorwurf, dass sie als junge Schweizer nicht bereit seien für eine Idee Ihr Leben einzusetzen, was sie jetzt zu tun im Begriffe seien, das stemple sie zu Konjunktur-Schweizern.

Das Thema trieb häufig auch die Geistlichen um, so etwa den protestantischen Pfarrer Oettli von Matzingen TG (22.6.1942):³⁴

Unbestreitbar ist es nötig, dass das Vertrauen des Volkes in die Arbeit, in die Vorsorge und gerechte Fürsorge der Behörden gestärkt werde; in dieser Hinsicht hat der Kurs Grosses bewirkt. Aber ebenso nötig, wenn nicht noch nötiger, ist es, dass wir den vielen konjunkturmässig bloss materialistisch orientierten Schweizern beibringen, dass ihnen etwas Unverlierbares und Unausrottbares zum Hüten anvertraut ist. In diesen Zusammenhang gehört das grosse – durch seinen Missbrauch vor zwei Jahren gräulich entstellte – Wort vom Anziehen des neuen Menschen. Man könnte sagen, die Weckung und Stärkung des Rechtsbewusstseins und des Wahrheitswillens sei die fundamentale Aufgabe des Pfarrers in dieser Zeit, nicht die Aufgabe einer Kursleitung für Fragen der Wehrwirtschaft und der Landesverteidigung. Aber die Pfarrer bedürfen, wenn sie die hohe Aufgabe recht erfüllen sollen, immer wieder der Stärkung; sie möchten dessen gewiss sein, dass man auch an anderen Stellen um den tiefsten Untergrund unseres Volks und seiner Existenz weiss, dass sie nicht allein stehen mit ihrem Anruf an die Mitbürger: «Ihr habt nicht nur Haus und Herd zu verteidigen, sondern ihr habt von Gott einen Auftrag, ihr sollt ewige Werte verfechten, und dazu müsst ihr euch abkehren vom kleinlich-individualistischen Denken, müsst ihr des Opfergedankens fähig werden, damit nicht der vom Teufel usurpierte Opfergedanke zugunsten der materiellen Macht vom Ausland her auch euch überflute.»

Das war offensichtlich eine Anspielung auf Aussenminister Pilet-Golaz, dessen Rede um das Bild vom «alten Menschen» kreiste, der abzulegen sei. Und was der Lenzburger Pfarrer Hermann Basler nach Bern schrieb (1.5.1942),³⁵ war unzweifelhaft eine Anspielung auf die dem Hitler-Regime geneigte Aussenpolitik, wie sie der Aussenminister betrieb. Der protestantische Seelsorger zeigte sich besorgt,

34

[...] dass ein nicht unerheblicher Teil unseres Volkes von der massenpsychologisch raffiniert aufgezogenen Propaganda des Nationalsozialismus beeindruckt wurde und viele nicht mehr imstande waren, die Geister zu unterscheiden. Dazu kam, dass das moderne Götzentum der staunenden Verehrung des Erfolges und der Machtentfaltung auch bei uns Eingang fand. Nicht minder bedenklich erschien mir, dass unsere Behörden nicht von Anfang an eine würdige und feste Haltung gegenüber dem Dritten Reich einnahmen – bei aller Wahrung der diplomatischen Höflichkeit –, sondern mit der opportunistischen Nachgiebigkeit kleiner Zuge-

ständnisse offenbar das Wohlwollen der Mächtigen zu gewinnen hofften. Ja, es gab Tage, da von höchster Stelle aus Dinge zu hören waren, die schweizerisches Empfinden tief betrüben und empören mussten.

In grossen Mengen schossen die Vertrauensleute grössere und kleinere Pfeile gegen Pilet-Golaz ab, wobei längst nicht alle Verlautbarungen so wohlformuliert und tiefgründig wie jene waren, die aus den pfarrherrlichen Federn flossen.

Lehrer Stucker meldete vom bernischen Dentenberg herunter (12.8.1943):³⁶

Unser Aussenminister beschäftigt viele Leute, mit denen ich verkehre, immer noch und zwar seit 1940 [...]. Man ist sich nicht klar über seine wirkliche Haltung, man traut ihm nicht recht.

Der Berner Hans Stettler (23.3.1943):³⁷

Die eidgenössische Aussenpolitik ist zu undurchsichtig für das Volk. Ein gewisses Misstrauen will nicht verschwinden. Unser Volk verdient, dass man offener zu ihm spricht.

Arnold Lehner aus Dürrenast (16.3.1943):³⁸

In diesem Zusammenhang taucht ein Ausspruch jener Rede von Pilez [*sic!*] wieder auf, dem jetzt ein Beigeschmack durch ein kleines Beiwort gegeben wird. «Arbeit um jeden Preis» – frag' nur nicht wo. Das Vertrauen in diesen Mann will weder wiederkehren noch wachsen. Sein Verbleiben wird immer und immer wieder im Lichte einer gewissen politischen Ausschliesslichkeit gegen die Sozialdemokratie betrachtet – mit Vergnügen oder Bitternis, je nach der polit. Einstellung. Nicht wegen der Sessel, sondern weil weite und aktive Kreise von der Mitarbeit bei der Lösung der Nachkriegsprobleme ferngehalten werden (Verstopfung eines Ventils) ist es zu bedauern.

Fritz Thimm aus Zürich zur Routinefrage aus Bern, was die Stimmung negativ beeinflusse (23.1.1943):³⁹

Das Gewährenlassen der Brutstätten der Landesverräter, «die nationale Sammlung, die Front, eidgenössische Sammlung»,⁴⁰ und des Bundesrates Pilet, der dieses Gesindel in Audienz empfangen hat [und] noch nicht abgedankt hat, das alles wirkt sehr negativ und beeinflusst sehr stark das Vertrauen.

Der Aargauer Otto Wernli in Beantwortung derselben Frage (16.12.1943):⁴¹

Die Art und Weise, wie die Wahl von Herr Pilet gemanaged wurde. Das Volk hätte ihn sicher nicht gewählt. (Anmerkung: ich bin nicht Mitglied der sozialdemokratischen Partei)

Das Volk musste noch ein Jahr warten, bis Pilet-Golaz sich zurückzog. Das Problem des fragilen oder eher gänzlich fehlenden Vertrauens in den Magistraten akzentuierte sich 1943 noch, als mehrere Zeitungen über seine Rolle auf dem internationalen Parkett spekulierten und dabei Anspielungen auf Bundesrat Arthur Hoffmann machten, der im Ersten Weltkrieg zwischen den Krieg Führenden zu vermitteln versucht hatte, was völlig misslang und zu dessen Rücktritt führte. Erfolglos blieben auch Pilet-Golaz' Annäherungsversuche an die Sowjetunion, mit der seit der Revolution keine diplomatischen Beziehungen mehr bestanden. 1944 war jedermann klar, dass die UdSSR zu den Siegermächten zählen würde und dass sich im Hinblick auf die Nachkriegszeit für den Kleinstaat «geordnete» Beziehungen zu der neu entstehenden Grossmacht aufdrängten. Doch Moskau reagierte auf Pilet-Golaz' Annäherungsversuche mit einer schroffen Absage.⁴² Diese Rückweisung machte deutlich, wie isoliert der Schweizer Aussenminister war. In der Bundesversammlung setzte sich die Überzeugung durch, dass ein Mann wie Pilet-Golaz völlig ungeeignet war, bei der Lösung der sich abzeichnenden Nachkriegsprobleme eine Rolle zu spielen⁴³.

Doch kehren wir zurück in die Welt der Vertrauensleute. Sie, die sich so zahlreich und ungehalten über den Aussenminister beklagten, erhielten aus Bern meist zurückhaltende Antworten. Die Leute des Aufklärungsdienstes dankten für die «wertvollen Hinweise auf die momentane Stimmung», sie verwiesen auf das verbreitete Vertrauen in den General oder die «Garantieerklärung» vom 18. April 1940, laut welcher alle Nachrichten, die den Widerstandswillen des Bundesrats und der Armeeleitung anzweifelten, «als Erfindung der feindlichen Propaganda zu betrachten» seien.

Im Innern des Dienstes aber tönte es anders. Sein Leiter, August R. Lindt, machte keinen Hehl aus seiner Abneigung gegen Pilet-Golaz' Politik. Eini-germassen verhalten formulierte er diese, wenn er sich beim Innenminister, Philipp Etter, zur Berichterstattung über die Stimmung im Land einfand. In einer Aktennotiz über seinen Vortrag vom 2. September 1943 notierte Lindt:⁴⁴

Fall Sonderegger.⁴⁵ Auch hier ging die Zeitungsdiskussion tief, wendete sich sehr bald aber vom Einzelfall Sonderegger ab und rollte das ganze Problem 1940 wieder auf. Zweifel in die Standhaftigkeit des Aussenministers wurden von Neuemgeäussert [...]

Herr Etter tritt nicht auf die Bemerkung über Herrn Bundesrat Pilet ein, trotzdem er sie notiert hatte.

Ungeschminkt äusserte Lindt sich wenige Tage nach Pilet-Golaz' Rücktrittsankündigung gegenüber dem Chef des Sicherheitsdienstes der Armee, Oberst Trachsel (20.11.44):⁴⁶

Herr Pilet hat durch die Art seines Rücktritts bewiesen, dass der Verdacht mangelnder Standhaftigkeit, der ihm gegenüber von Angehörigen verschiedenster Parteien geäußert wurde, berechtigt war. Sein Rücktritt bewies nichts anderes, als dass in einer Demokratie auch der Aussenminister sich in kritischen Zeiten auf das Vertrauen des ganzen Volkes stützen können muss. Diese Demission hat nun aber innenpolitische Diskussionen aufleben lassen, die unterirdisch schon lange in unserm Volke gärten und die nun plötzlich ans Tageslicht treten [...] Ich halte es für verfehlt, dass teilweise von bürgerlicher Seite aus der Notstand der Landesgefahr proklamiert wird, während dessen Dauer jede innenpolitische Diskussion geistiger Landesverrat bedeuten soll. Es scheint auch, dass die Lösungen von gewissen Problemen – Aufhebung des Kommunistenverbotes, Reorganisation des ganzen politischen Departements – auch dann diskutiert werden müssen, wenn diese Lösungen dem Ausland passen würden.

Lindt beschrieb das seit Frühjahr 1940 waltende Misstrauen als «Ölfleck», der sich über die ganzen Kriegsjahre ausgebreitet habe.⁴⁷ An dieser Fleckenbildung hatte Pilet-Golaz Rede wesentlichen Anteil. Wenn jene Ansprache die Machthaber in Berlin und Rom möglicherweise günstig stimmte, so erreichte sie im eigenen Land das pure Gegenteil. Sie wirkte, könnte man (mit Schiller und etwas pathetisch) sagen, wie der Fluch der bösen Tat, der, fortzeugend, immer wieder Böses gebären musste: Verunsicherung und Misstrauen auf den verschiedensten Gebieten. Insofern war die Rede, jedenfalls mit Blick auf das eigene Volk, ein Meisterwerk magistraler Ungeschicklichkeit.

Kapitel 2

«Eine solche Entmannung macht unser Schweizervolk kraftlos»

Zensur und Kontrolle der Medien waren der Bevölkerung suspekt

«Die Pressefreiheit ist gewährleistet.» Dieser Satz stand, als Artikel 55, seit 1874 in der Bundesverfassung.⁴⁸ Es ist ein knappes, klares Sätzchen, es suggeriert mit seiner Kürze und Schnörkellosigkeit absolute Geltung, es steht jedenfalls für ein freiheitliches, liberales Staatsverständnis. Doch absolut war (und ist) die Pressefreiheit selbstverständlich nie. Sie kennt ihre Eingrenzungen, und die werden in gefährlichen Zeiten in aller Regel enger gezogen.

Gleich bei Kriegsausbruch erteilte das Parlament dem Bundesrat ausserordentliche Vollmachten, die ihm erlaubten, augenblicklich, das heisst ohne Berücksichtigung der üblichen demokratischen Prozeduren, Beschlüsse zu fassen – nebensächliche, wichtige, tief-schürfende. Zur dritten Kategorie gehörte ohne Zweifel der «Beschluss betreffend den Schutz der Sicherheit des Landes im Gebiet des Nachrichtenwesens» vom 8. September 1939.⁴⁹ Obwohl das Pressewesen an sich dem zivilen Sektor zuzuordnen ist, wurde dessen Überwachung den Militärs in die Hände gelegt. Der erwähnte Beschluss beauftragte das Armeekommando, «zur Wahrung der innern und äussern Sicherheit des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität die Veröffentlichung und Übermittlung von Nachrichten und Äusserungen, insbesondere durch Post, Telegraph, Telephon, Presse, Presse- und Nachrichtenagenturen, Radio, Film und Bild zu überwachen und die erforderlichen Massnahmen zu treffen.»⁵⁰

Dieser Auftrag gebar einen umfangreichen Apparat, dessen Kürzel APF – Abteilung für Presse und Funkspruch – allgemein geläufig, aber kaum als Sympathieträger zu bezeichnen war. Eine Vorzensur übte die APF nicht aus, die Blätter und Radiosendungen unterlagen vielmehr der Nachzensur. Der 38 Apparat umriss auch eine ganze Menge von Richtlinien, an die sich die Medienschaffenden zu halten hatten. Ihre Berichterstattung sollte möglichst vollständig sein und Einseitigkeit vermeiden. Ihre Meinungen und Urteile sollten sich auf zuverlässige Quellen stützen und frei von Beleidigungen sein. Kritik war erlaubt, soweit sachlich und massvoll geübt. In den Dienst ausländischer Propaganda durften sie sich nicht stellen, ebenso wenig war ihnen erlaubt, das Ausland zu schulmeistern. Zu unterbleiben hatte jede Diskussion über die Neutralität, die deren Aufrechterhaltung hätte gefährden kön-

nen, wogegen innenpolitische Auseinandersetzungen nur insofern unerwünscht waren, als sie der militärischen Disziplin sowie dem Ansehen und der Schlagkraft der Armee schaden.

Die APF, deren oberste Etage hauptsächlich mit bürgerlichen Obersten bestückt war und in deren einfacheren Büros die Lektoren, meist Presseleute, ihres Amtes walteten, verfügte auch über ein Arsenal von Sanktionen. Es reichte von leichten Massnahmen (Verwarnung) bis zu schweren, zu denen eine öffentliche Verwarnung, die Vorzensur oder ein Publikationsverbot zählten. Während der ganzen Kriegsdauer sprach die APF mehrere Tausend (leichte) Beanstandungen aus, wogegen sich die «schweren» Massnahmen in relativ engen Grenzen hielten.⁵¹ Die meisten Rügen hatte die Linkspresse einzustecken, da sie ihren Antifaschismus am schärfsten zu formulieren pflegte.

Solche Zensur, wenn auch (meist) in der vergleichsweise milden Variante der Nachzensur praktiziert, führte in manchen Redaktionsstuben zu einer gewissen Selbstzensur. Der Sinn obrigkeitlicher Lenkung bestand einesteils darin, innenpolitische Debatten möglichst flach zu halten. Vor allem aber wollte sie vermeiden, dass durch kritische, polemische oder unbotmässige Beiträge «das Ausland» gereizt wurde. Das Ausland war in diesem Fall Deutschland, dessen Regime und gleichgeschaltete Medien ausserordentlich scharf und drohend auf jede Kritik am Tausendjährigen Reich reagierten. Der unheilswangere Begriff der *Blutschuld* tauchte in jenen Reaktionen immer wieder auf. Mit ihm hatten die Deutschen ihren Feinden bereits während des Ersten Weltkriegs gedroht. Jetzt richteten sie ihre Drohung gegen die Schweiz und ihre Presse. Blutschuld hiess: Reizt uns nicht, sonst müssen wir euch angreifen, und die Schuld am vergossenen Blut habt ihr zu tragen!

Zahlreiche Schweizerinnen und Schweizer aber wollten nicht verstehen, dass ihre Regierung, die offiziell Freiheit und Demokratie verteidigte, ausgerechnet eine für die Demokratie zentrale Freiheit einschränkte. Das Wort haben wiederum, stellvertretend für viele, ein paar Vertrauensleute des Gesinnungskaders.

Jakob Koch aus Zürich vermerkte in einem Tätigkeitsbericht (26.10.1942):⁵²

Was mich aber in der Aufklärung unseres Schweizer Volkes nicht befriedigen kann, und ich die getroffenen Massnahmen nicht für richtig befinde, das ist die Pressezensur. Daraus resultiert nach meiner Auffassung ganz bestimmt eine unrichtige Aufklärung der Bevölkerung. Ich finde, es wäre ganz und gar am Platz, unserem Schweizervolk in jeder Beziehung klaren Wein einzuschenken und die Tatsachen immer und zu jeder Zeit ganz ohne Schminke bekanntzugeben. Damit würde nach meiner Auffassung erreicht, dass unser Volk, im Bewusstsein alles, wie es sich begeben hat, vernommen zu haben, sich noch fester und treuer zu

unserer Regierung und umso fester für die unbedingte Landesverteidigung einsetzen ... [würde]. Den Menschen stählt man, indem man ihm alle Gefahren klipp und klar vor Augen hält, ohne etwas dazu zu tun oder davon zu nehmen.

Hans Egli aus Richterswil (Oktober 1942):⁵³

Die Pressezensur, scheint mir, unterscheidet zu wenig über das, was das Volk wissen darf oder gerade wissen sollte und zwischen dem, das es nicht wissen muss. Beispiel: der Fall Steinen im Kt. Schwyz.⁵⁴ Durch eine allzu rigorose Zensur bildet sich sogar beim recht denkenden Bürger Misstrauen gegenüber seiner Führung. Man darf nie vergessen, dass uns Schweizern die Institution einer Zensurstelle ohnehin fremd ist und dass wir das, was sich Deutschland auf diesem Gebiete leistet, schwer verurteilen.

Edwin Manz aus Zürich, der mit den vorstehend erwähnten Vertrauensmännern eine Woche zuvor einen Aufklärungskurs besucht hatte, rapportierte (24.10.1942):⁵⁵

Was ich in der Diskussion zum Thema «Stimmung & Propaganda» beigefügt hätte, wäre der Wunsch, die ausländische Propaganda durch die Wochenschau der Kinos und in Gestalt von fremden Zeitungen und Zeitschriften (Signal!) viel entschiedener einzudämmen.

Wesentlich mehr aber hat mich und eine grosse Zahl meiner Bekannten verschiedenster Bevölkerungsschichten die Tatsache beunruhigt, dass die Zensur wie im Falle «Steinen» eine ganz ungehörige Massnahme ergriffen, dass sie den Zeitungen verbot, über diesen betrüblichen Fall zu berichten und dass selbst eine Zeitung (Volksrecht) teilweise beschlagnahmt wurde, weil sie sich erlaubte, den Text einer im Nationalrat eingereichten Interpellation zu veröffentlichen. Solche Massnahmen sind für unser Volk einfach untragbar. Und ich bin ausserordentlich befremdet darüber, dass die dem Armeekommando unterstellte Pressezensurinstanz nicht ermessen kann, welcher Schaden der moralischen Widerstandskraft unseres Volkes daraus erwächst, dass man das Volk bevormundet, es nicht für stark genug hält, auch Unangenehmes erfahren zu müssen, das ja doch durch Gerüchte und in dieser schlimmen Form unter das Volk kommt. Eine solche Entmannung macht allerdings unser Schweizervolk kraftlos. Genau so fing es in Oestreich an, und alle autoritären Staaten handhaben dieses System der Bevormundung. Hüten wir uns Schweizer vor solchen Zeichen der Schwäche, die dann allzu leicht der fremden Propaganda den Boden vorbereitet. (*Randbemerkung eines H&H-Funktionärs: Rücksicht auf Ausland*)

W. Burger aus Zürich (14.11.1942):⁵⁶

Finde unsere Pressezensur, speziell der Linksblätter, zu straff, gerade durch Drosselung unserer Presse wird die Frechheit achsenfreundlicher Elemente gefördert.

Heinrich Frei, der in Basel Theologie studierte, rapportierte nach einem Aufklärungskurs für Studenten (5.7.1942):⁵⁷

Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen an dieser Stelle eine Sorge und ein Anliegen auszusprechen: es betrifft die Pressezensur. Dass wir auf der einen Seite Tausende von Propagandablättern ins Land hineinlassen, die alle das Mark unserer schweizerischen Demokratie angreifen, auf der andern Seite aber nicht offen dazu Stellung nehmen dürfen, ist eine bedenkliche Sache. Wenn Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht mehr höher stehen in unserem Land als Opportunismus und Verschlagenheit, dann ist die Schweiz nicht mehr die Schweiz. Ich bedaure es tief, und mit mir viele Studenten und Leute aus allen Schichten des Volkes, dass ich mich in diesem Punkt in scharfe Opposition stellen muss zu unserer Regierung. Wenn wir als Christen und Schweizerbürger nicht mehr nach unserem Wissen und Gewissen denken, reden und handeln, sondern nach dem Wohlgefallen oder Zorn eines bösen Nachbarn ausschauen, dann verleugnen wir uns selbst.

Fritz Thimm aus Zürich formulierte seine Ablehnung der Zensur vielleicht etwas ungenau, aber deutlich (16.3.1943):⁵⁸

Der Schweizer will halt unterrichtet sein, was geht im Lande, sonst fängt er an zu schimpfen, und der Ausfluss wegen der Presseschikanen von Seiten der Pressezensur sind dann diese Folgen. Schaffen Sie mit, die Pressefreiheit weitgehender zu bilden, siehe England, und wir haben dann auch weit weniger diese Multiplizierung von Sachen. Auch die Gerüchte kämen dann weit weniger und würden von selber aufhören, und die 5. Kolonne würde sich auch selber erledigen. Die richtige Pressefreiheit ist die beste Medizin für solche Fälle.

In den Herbstmonaten pflegte die deutsche Kolonie in der Schweiz Erntedankfeste abzuhalten. Anlässe, bei denen man schlicht und vielleicht gar mit einer Spur Demut für die eingebrachten Früchte des Feldes dankte, waren das allerdings nicht. Vielmehr handelte es sich um laute, stramme Kundgebungen (vgl. Kapitel 13, S. 190). Vor jener im Herbst 1942 schrieb die *Deutsche Zeitung in der Schweiz*: «Sie soll und wird dem Gauleiter und aller Welt bezeugen, dass auch die Reichsdeutschen in der Schweiz geschlossen und einmütig mit der grossen deutschen Heimat marschieren.» Schon diese aufsässige Art, sich verlauten zu lassen, sorgte beim Schweizer Publikum für Erbitterung, erst recht aber erboste man sich über die Zensurbehörde; denn die schob nicht etwa dem deutschen Blatt einen Riegel, sondern beschlagnahmte das Zürcher *Volksrecht*, da das SP-Blatt kritisch über die Veranstaltungsabsicht der deutschen Kolonie berichtet hatte.

Episoden wie diese stärkten die verbreitete Wahrnehmung, die Schweizer Zensur hänge die Maulkörbe vorzugsweise den eigenen Organen um, wogegen deutsche Titel, die gewissen Kreisen, namentlich Hochschulprofessoren, erst noch gratis und franko ins Haus geliefert wurden, ihre Ideolo-

gien frei verbreiten könnten. Viele Zeitgenossen empfanden solche Ungleichbehandlung als Ärgernis und als weiteren Beweis dafür, dass die Schweizer Obrigkeit sich gegenüber dem «Reich» zu willfährig verhielt.

Vorsteher Walter Fischer aus Marbach SG schrieb nach einem Aufklärungskurs (5.3. 1942):⁵⁹

Ein Gedanke beschäftigt mich heute mehr denn je ungemein stark. Immer und immer wieder wurde betont, dass wir Teilnehmer bei jeder sich bietenden Gelegenheit im kleinen Kreise den Kampf gegen fremde Einflüsse aufzunehmen hätten. Gewiss, das ist gut und notwendig. Doch warum wird dieser Kampf nicht auch im Grossen mit aller Konsequenz aufgenommen? Ich denke da vor allem an die uns wesensfremde Literatur, die in zehntausenden von Exemplaren unser Land überschwemmt. Tageszeitungen, Illustrierte Wochenschriften usw. werden in ungezählten Mengen vom sensationshungrigen Schweizer verschlungen. Und alle die Schriften, sie bedeuten doch nichts anderes als bewusst betriebene Propaganda im Dienste einer fremden Macht!

Dr. med. Elsa Müller-Türcke,⁶⁰ Präsidentin des Luzerner Vereins für Frauenbestrebungen, meldete nach Bern (10.5.1942):⁶¹

Da ich durch eine Hausangestellte die «Deutsche Zeitung i. d. Schweiz» regelmässig erhalte (sie erscheint in Bern, Thunstr. 11), haben wir (Ziv. FHD Luzern) uns zur Aufgabe gemacht, die Luzerner Firmen, die inserieren, aufzusuchen & nach den Gründen des Inserates zu forschen. Geschieht es aus Gedankenlosigkeit, klären wir sie auf, unbelehrbaren Opportunisten sagen wir den Boykott an. Die Anzahl der Inserate ist effektiv seit dem Winter zurückgegangen, und dieser sinnfällige Erfolg spornt uns weiter an.

Millicent Furrer,⁶² Linksaktivistin aus Zürich, die der religiös-sozialen Bewegung um Professor Ragaz angehörte, schrieb nach einem Aufklärungskurs für Frauen (23.5.1942):⁶³

Was ferner die Zensur anbelangt, so sieht jedermann, dass die deutschen Zeitungen hereinkommen dürfen, aber freie Kritik an Deutschland unterdrückt wird. Wenn man sieht, wie die Presse- und Redefreiheit in England trotz dem Krieg erhalten bleibt, fragt man sich, ob wir in der Schweiz nicht schon zu viel preisgeben von den Werten, für die wir kämpfen. Wie kann man von Neutralität sprechen, wenn die «Front» noch in der Schweiz erscheinen darf, aber Broschüren von der anderen Seite verboten werden?

Auch Lina Tobler, Gattin des Embracher Pfarrers, konnte nicht verstehen, weshalb so viele ausländische Illustrierte an den Kiosken billiger als die eigenen verkauft, ja sogar verschenkt

werden durften und das *Signal* nicht verboten wurde. Nach einem Aufklärungskurs schrieb sie nach Bern (30.1.1942):⁶⁴

Was mich an der ganzen Sache persönlich am meisten bewegte, war die Frage, die eigentlich fast sämtliche theologischen Kreise beschäftigt, warum man dann in der Schweiz Schriften von Prof. K. Barth, Dr. A. Frey (Der rechte Staat) und auch von Prof. Ragaz verbietet, während man so viele ausländische propagandistische Sachen herein lässt. Herr Dr. Lindt betonte immer wieder, dass wir nicht unter einem ausländischen Druck stehen und alle Massnahmen in der Schweiz frei treffen. Warum ist dann die Rede- und Pressefreiheit nicht mehr gewahrt, warum wird die Radiopredigt unter Zensur gestellt? Wenn Männer wie Prof. Barth in der Kirche etwas zu sagen haben, so reden sie gewiss nicht jene freche oder rücksichtslose Sprache, von der Dr. Wartenweiler in seinem Vortrag sprach, sondern sie reden vom Willen Gottes her.

Der Zürcher Josias Mattli sandte dem H&H-Büro ein Flugblatt, in dem für «wahre Demokratie» gefochten und dagegen protestiert wurde, dass Kommunisten in Schutzhaft landeten, während die Rädelsführer der Frontier frei herumliefen, und vermerkte dazu (25.11.1942):⁶⁵

«Nation» unter Vorzensur! «Die Front» erscheint regelmässig.
«Droit du Peuple» verboten! Grossveranstaltungen der Nazis im Hallenstadion
und im Förrlibuck
«Travail» verboten!

Der Gefreite E.G. aus Zürich (16.1.1943):⁶⁶

Etwas Besonderes: Ein Herr Frei J. erklärte mir heute, dass zwei Söhne einer Frau B., wohnhaft Birchstr. 27, Zürich 6, von einem Nachbarn (Borel od. Bromer) das «Signal» zum Lesen erhalten. Auch sollen sie von unserer Verteidigung nicht mehr ganz überzeugt sein.

Werkmeister P. Schilt aus Altdorf UR (31.3.1943):⁶⁷

Gestern war mein Schwager in Luzern und kaufte sich am Kiosk vor dem Floragarten eine Zeitung. Im gleichen Moment kam eine junge deutsche Dame*, es entwickelte sich folgendes Gespräch:

Dame: Haben Sie das Signal?

Verkäuferin: Ja!

Dame: wird es viel verkauft?

Verkäuferin: nicht sehr häufig!

Dame: Warum denn nicht?

Verkäuferin: Bei uns brauchen wir keine solchen Zeitungen und haben sie nicht nötig!

N° 340

M.
An die

Altdorf, den 31. 3. 1943.

TR 6

Generaladjutant
Sektion Gleis und Haus

Generaladjutant Sekt. Heer u. Haus	
1 APR 1943 1630	
V. I. / B	
V. II.	
F. V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
K.	
Att. W.	

Bsch. Deutsche Propagandaschriften in
der Schweiz.

* sehr wahrscheinlich, eine Kontrolle wertener das Verkauf
der Zeitung gemacht soll.

Gestern war mein Schwager in Luzern
und kaufte sich am Kiosk eine Zeitung. In
Flurgarten eine Zeitung. In Luzern
kam eine junge deutsche
Frau, es entwickelte sich folgendes
Gespräch.

Frau: Haben sie das Signal?

Verkäuferin: Ja!

Frau: Wird es viel gekauft?

Verkäuferin: nicht sehr häufig!

Frau: Warum denn nicht?

Verkäuferin: Bei uns brauchen wir keine
solche Zeitungen und haben sie
nicht nötig!

Die Frau entfernte sich dann ohne
eine Zeitung gekauft zu haben.

Es hat mich dies gefreut. Da mein
Schwager dann feststellen konnte soll
der Verkauf der deutschen Propagandaschriften
bis auf 30% seiner früheren Verkaufsziffer
zurückgegangen sein.

Mit herzlichster Hochachtung

F. Schild, Buchmeister

Altdorf, im

Die Dame entfernte sich dann ohne eine Zeitung gekauft zu haben.

Es hat mich dies gefreut. Wie mein Schwager dann feststellen konnte soll der Verkauf der deutschen Propagandaschrift bis auf 30% seiner früheren Verkaufsziffer zurückgegangen sein.

*sehr wahrscheinlich eine Kontrolle warum der Verkauf der Zeitung zurück geht.

Die ausländischen, sprich: deutschen Presseerzeugnisse waren, wie man sieht, vielen Schweizerinnen und Schweizern ein Dorn im Auge; der grösste aller Dornen war ihnen die Illustrierte *Signal*:⁶⁸ Modern und raffiniert aufgemacht, wurde sie preisgünstig verkauft oder gar gratis verteilt. Ihr Konzept blieb auf dem Illustrierten-Markt selbst nach dem Krieg Vorbild, unter anderen für den *Paris-Match*.

Und was antwortete der Aufklärungsdienst auf alle diese Bedenken? Dem Badener Vertrauensmann Bruno Mehne schrieb er (24.11.1942):⁶⁹

Die Behörden haben ein Verbot ausländischer Zeitungen nicht für nötig erachtet, weil sie der Ansicht sind, das Schweizervolk sei politisch reif genug, um die Propaganda der ausländischen Presse aus eigenen Kräften abzuwehren. Die Berechtigung dieser Ansicht beweist u.a. die mit grossem Kostenaufwand speziell für das Ausland hergestellte Illustrierte Zeitung «Signal»: 1940 betrug ihre Auflage für die Schweiz ca. 83'000, 1942 noch knapp ein Drittel.

Der Luzerner FHD Margreth Sachs, die sich kritisch zur Masse ausländischer Presseerzeugnisse geäussert hatte, antwortete nicht nur eine Schreibkraft aus dem Aufklärungsbüro, sondern der Chef, Dr. Lindt, persönlich (2.2.1942):⁷⁰

Unsere Regierung steht entsprechend unserem Staatssystem auf dem Standpunkt, dass jeder einzelne Bürger auf Grund seiner Bildung [...] imstande ist, selbst zu erkennen, welche geistige Nahrung für ihn gut und welche für ihn schädlich ist. Dies steht im Gegensatz zu jenem Staatssystem, das seinen Bürgern die geistige Kost bis in die kleinsten Einzelheiten vorschreibt. Es kommen in die Schweiz genau so viele ausländische Zeitungen herein, wie gekauft werden. Jeder einzelne Schweizer hat es in der Hand, den Absatz solcher Erzeugnisse herabzusetzen, indem er selbst nicht kauft und auch anderen Schweizern vom Kaufen abrät. Gerade in der Demokratie müssen wir uns hüten, immer nach der Polizei zu rufen. Wir müssen uns bewusst sein, dass jeder Einzelne mitverantwortlich ist und seinen Teil dazu beitragen kann, dass seine Postulate erfüllt werden.

Weiter war in den Antworten davon die Rede, dass die Schweiz praktisch alle ausländischen Presseerzeugnisse verbieten müsste, wollte sie sich vor jeder Propaganda schützen. Dies aber hätte eine *geistige Abschliessung* zur Folge, die «für uns Schweizer, die wir in der gegenwärtigen Lage ohnehin in die Gefahr geistiger Isolierung kommen, kaum von Gutem wäre». Denn neben der Propaganda stün-

den auch «Wahrheiten», das heisst interessante wissenschaftliche Artikel, und solche Bildungsmöglichkeiten sollten dem Volk nicht weggenommen werden.

Dies alles waren schöne, grosse und insbesondere beschwichtigende Worte, deren Überzeugungskraft sich allerdings in Grenzen hielt, was gewisse Antworten auf die Antworten dartun. So schrieb die erwähnte Margreth Sachs am 28. Februar 1942 an den Aufklärungsdienst zurück:⁷¹

Wenn es tatsächlich «Schwindel» ist, dass politische Konzessionen bei den wirtschaftlichen Verhandlungen verlangt werden – warum ändert der Bundesrat [nicht] den schwachen Tag, da er alle fremden Propagandazeitschriften (Signal etc.) erlaubte – nicht in einen starken Tag um, an welchem er sie verbietet?

Auch Clara Ragaz⁷² überzeugten die Erklärungen aus Bern nicht. Die engagierte Frauenrechtlerin hatte Anfang 1942 an einem Aufklärungskurs teilgenommen. In ihrem Rapport würdigte sie die Anstrengungen von Heer & Haus an sich positiv (vor allem die Tatsache, dass die Frauen einbezogen wurden), doch sie verhehlte nicht, dass sie den Eindruck gewonnen habe, «wir Frauen sollten darüber instruiert werden, was wir als gut zu befinden und was wir abzulehnen hätten». Die unterschiedliche Behandlung in- und ausländischer Titel jedenfalls konnte sie nicht billigen (4.2.1942).⁷³

Wenn auf die Frage, warum bestimmte deutsche Zeitungen und Zeitschriften – wie das Signal – in der Schweiz geduldet werden, die Antwort erfolgte, jeder müsse sein eigener Zensor sein und wir hätten es selbst in der Hand, den Absatz der betroffenen Zeitungen zu steigern oder herabzumindern, so ist dies ein Grundsatz, dem ich persönlich durchaus zustimme, der aber jedenfalls in Bezug auf schweizerische Zeitungen und Zeitschriften nicht angewendet wird.

Noch als sich das Ende des Kriegs klar abzeichnete, wurde Kritik an der Zulässigkeit ausländischer Propaganda geäussert, so von L.S. Julia Buholzer aus Horw LU, die am 22. Februar 1945 schrieb:⁷⁴

Da gehe ich nicht mit Ihnen einig, dass man in der Schweiz das Gute u. Schlechte richtig zu beurteilen weiss. Bei der Propaganda zeigt man eben nicht das wahre Gesicht. Denke man nur an die russische u. deutsche Propaganda. Man nutzt die Gutmütigkeit des Schweizers gar viel zum Schaden unseres Vaterlandes aus. Ich vergesse nie, wie zur Zeit des ersten Weltkrieges ein deutsches Ferienkind sagte, wir Schweizer seien gut, aber saudumm.

Interessant sind die Reaktionen, welche die zahlreichen Einwände, Kritiken und Korrekturwünsche auf dem Gebiet der Medienlenkung im Innern des Aufklärungsdienstes auslösten. Darüber geben die vertraulichen Berichte Auskunft, die Dr. Lindt zuhanden des Generaladjutanten und des Innenminis-

ters, Philipp Etter, verfasste. Lindt schien selbst nicht ganz an seine Theorie des Urteilsvermögens und der Unbeeinflussbarkeit zu glauben, mit der seine Dienststelle den Vertrauensleuten die Toleranz gegenüber deutschem Propagandamaterial plausibel zu machen suchte. In seinem Bericht vom 2. Juli 1942 schrieb der Dienstchef:⁷⁵

Diese Rechtfertigung, an sich schon allzu optimistisch und wirklichkeitsfremd, ist gegenüber den Jugendlichen fehl am Platze, da sie weder über eine solche Bildung, noch über eine solche Haltung verfügen. Junge, die sich aus irgendeinem Grunde in ihrer Umgebung unglücklich und unbefriedigt fühlen, verfallen dem Zauber radikaler politischer Forderungen, wie sie Kommunismus und Nationalsozialismus enthalten. Der Kommunismus erzielte bisher trotz grosser Aktivität unter der Jugend keine wesentlichen Erfolge. Er wird von ihr wegen seiner Internationalität, die instinktmässig als veraltet abgelehnt wird, zurückgewiesen. Dagegen verschafft die geschickte Verquickung von Nationalismus und Sozialismus der deutschen Propaganda besonders bei Söhnen sozialdemokratischer Familien eine starke Wirkung. Die Jungen fühlen sich von der Kriegsromantik angezogen, wie sie die P.K-Berichte [*der deutschen Prop Uganda-Kompanien*] meisterhaft schildern. Sie empfinden die Langeweile des Lebens in einem neutralen Staate und vergleichen sie mit den unbeschränkten Möglichkeiten der jungen Deutschen, die ganz Europa in ihren Panzerwagen durchrollen können. Die positiven Errungenschaften des Nationalsozialismus, welche Zeitschriften wie das «Signal» in einseitiger Beleuchtung in Wort und Bild dem Leser vor Augen führen, erwecken in unserer Jugend den Eindruck, dass draussen etwas geleistet wird, während bei uns alles beim Alten bleibe – umso mehr, als die Schweizerzeitungen diese ausländischen Propagandabehauptungen nicht richtigstellen.

Diese Einschätzung weicht stark von den beschwichtigenden Antwortschreiben an die Informanten im Land ab. Insofern spiegelt sich in Lindts vertraulichem Bericht das etwas janusköpfige Gesicht des Aufklärungsdienstes: Nach aussen – seinen Vertrauensleuten und damit dem Volk gegenüber – verteidigte dieser Dienst loyal das Wirken der Behörden, stets darauf bedacht, an der angeblich wohlgedachten Kohärenz ihrer Politik keine Zweifel aufkommen zu lassen. Nach innen aber erlaubte er sich, Schwachstellen aufzuzeigen, Kritik zu üben, Zweifel anzubringen. In solchen Berichten spiegelte sich aber auch Lindts Persönlichkeit selbst. Der Mann verstand sich als urpatriotischer Diener seines Landes, das eigene Denken aber liess er keinesfalls in ein Korsett zwingen. Und obwohl «nur» Korporal, trat er gegenüber höheren und höchsten Chargen keineswegs als «Unterroffizier» auf.

Diesem unterschiedlichen Wirken nach aussen und innen werden wir auf anderen Gebieten ebenfalls begegnen.

Kapitel 3

«Das Schweizervolk ist doch keine Kleinkinderschule»

Empörung über Radio Beromünster, Angst vor seiner deutschen Konkurrenz

In Diskussionen wird hin und wieder die Frage aufgeworfen, ob Hitler sein Vernichtungswerk hätte in Szene setzen können, wenn zu seinen Lebzeiten Lautsprecher, Radio und Film noch nicht existiert hätten. Diesen drei technischen Instrumenten fiel bei seiner Machtentfaltung jedenfalls eine zentrale Rolle zu. Des Führers Stimme beschallte die gigantisch inszenierten Reichsparteitage; dank dem *Volksempfänger*, den sich bald einmal viele Deutsche leisten konnten, empfing das Volk Tag für Tag und Nacht für Nacht enorme Portionen gerissen aufgemachter Propagandasendungen; die Wochenschauen und Filme von Veit Harlan, Leni Riefenstahl und Consorten rundeten die monströsen Vereinnahmungskampagnen ab.

Wenn den Bewohnern des kleinen Nachbarlandes Schweiz schon die Überflutung durch die deutschen Presseerzeugnisse unheimlich war, so hatten diese moderneren Medien eine noch viel grössere Wirkung. Zwar entfaltete auch der Landessender Beromünster seine Wirkung weit über die Grenzen hinaus. Dank seiner 1937 verstärkten Sendeleistung konnte er in vielen Teilen Europas empfangen werden. Unter grossem Risiko schalteten zahlreiche Menschen in Deutschland und den besetzten Ländern jeweils am Freitagabend Beromünster ein, um der Weltchronik des Schweizer Professors Jean Rudolf von Salis zu folgen, einer Sendung, die auch das Heimpublikum, für das sie in erster Linie gestaltet wurde, ausserordentlich schätzte.

Nur, diese Chronik dauerte jeweils eine Viertelstunde – dann war wieder Courant normal, und der löste nicht nur Begeisterung aus. Natürlich offerierte Beromünster äusser den Chroniken des jungen Professors auch viele andere interessante Wortbeiträge – über die Anbauschlacht, die Rationierung, das tägliche Auf und Ab an den zahlreichen Fronten. Doch der Mensch lebte auch damals nicht vom Brot allein, er hatte das Bedürfnis nach Unterhaltung und Zerstreuung. In dieser Hinsicht aber empfanden viele Schweizer das eigene Radio, verglichen mit den anscheinend flotten Sendungen aus dem Norden, als brav, trocken und belehrend. Daher switchte man auf die deutschen Sender, allerdings auch auf die englischen. Mit anderen Worten: Beromünster hatte, treffen die Beobachtungen der Vertrauensleute zu, ein Problem mit der Einschaltquote. Dieser Umstand löste in bodenständig patriotischen Kreisen Alarm aus, der sich mitunter zu schrillen Tönen steigerte.

Geben wir wiederum den Vertrauensleuten das Wort.

Für Frau M. Amstad, die Präsidentin des gemeinnützigen Frauenvereins Sektion Hergiswil NW, war das Schweizer Radio «beinahe zur Landplage» geworden. Sie rapportierte nach Bern (4.3.1942):⁷⁶

Es ist geradezu katastrophal, was über unsere Radiosendungen gelästert wird & dies mit Recht. Was sagt uns in gegenwärtigen schweren Zeiten solch markerschütternde Kehlen-Akrobatik, brutale Kesselpauken Darbietung (betitelt Symphonie) & die erbärmlichen Urwaldhilferufe (Jazz). Und all dies nennt man Kultur. Ja man honoriert sogar Vorträge über solche Narrenmusik. Solch faden-scheinige Importware bietet man uns an & stempelt den senkrechten, unverdorbenen Schweizer als «rückständig», wenn er nicht Wohlgefallen findet an solch musikalischem Auswuchs [...]. Es braucht ja nicht immer nur «jödele-bödele» zu heissen, denn es existiert doch so viel schöne, herz- & nierenenerfrischende Musik, die wir mehr denn je benötigen & die so richtig «Schweizerkost» genannt werden dürfte [...]. Ich glaube mit Bestimmtheit, dass sich unsere Landesbehörde nicht so sehr auf den überkultivierten Mann von heute verlassen kann, es wird der einfache, unverdorbene Schweizer sein, der sein bestes hergibt & mit blutendem Herzen seine Fahne hoch hält.

Hans Pletscher aus Wettingen rapportierte (19.10.1942):⁷⁷

Alle Länder, spez. die Kriegführenden, haben die grosse Bedeutung des Radio für die Staatspropaganda erkannt. In der Schweiz aber glaubt man immer noch, der Hörer sei für den Sender da und nicht umgekehrt. Wenn man in Friedenszeiten mit dem Radio das Volk für das Hören guter Musik bilden will, ist es (mit etwas gutem Willen) verständlich, und es macht nichts oder wenigstens nicht viel, wenn dabei die 95%, die sich nicht bilden lassen wollen, auf das Ausland umschalten. Diese verdienen es dann einfach nicht, gebildet zu werden. In Kriegszeiten ist die Sache aber immerhin erheblich anders. Es scheint mir, dass die Programmleiter, wenigstens wenn sie gute Eidgenossen sind, was ich nicht bezweifle, doch ein Interesse haben müssen, dass nicht fast Abend für Abend ein Grossteil der Schweizerhörer entweder den Radio abstellen oder auf das Ausland umschalten.

Warum lernt man nicht vom Ausland, wenn dieses uns überlegen ist. Warum versucht man nicht, dem Volk wirklich etwas zu bieten? Wenn der Arbeiter oder Angestellte abends müde heimkommt, dann hat er doch kein Verlangen nach ernster, totlangweiliger Musik, bei der man sich noch anstrengen muss. Er wünscht doch Unterhaltung und Zerstreuung. Der Schweizer sender bietet dies aber selten, das Ausland fast jeden Abend.

Glauben Sie etwa, dass so ein kitschiges Lied wie das von der Lili Marleen⁷⁸ in der Schweiz so grossen Erfolg gehabt hätte, wenn Beromünster populärer senden würde, ich nicht!

Besonders weit holte der Zürcher Sekundarlehrer Alfred Wolf aus (31.8.1942):⁷⁹

Im Hinblick auf die geistige Landesverteidigung möchte ich Sie auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die sicher mit schuld ist, dass so viele junge Schweizer und Schweizerinnen mit Deutschland sympathisieren und in ihrem Wehrwillen geschwächt werden.

Meine Frau hat 1941 zehn Ferientage bei Alpbauern oberhalb Elm zugebracht und beobachtet, dass die beiden Buben den ganzen Tag deutsche Sender abhörten und so begeistert waren, dass der eine den Wunsch äusserte, er wolle auch einmal in die deutsche Marine eintreten.

Auch in meiner Nachbarschaft höre ich ständig deutsche Radiosendungen. Von Bekannten, von Schülern vernehme ich dasselbe und beobachte es auch in Wirtschaften, hier allerdings nur gelegentlich, aus erklärlichen Gründen. Ich betrachte das als eine furchtbare Gefahr für unser schweizerisches Ideengut, für unsern Wehrwillen und unsere Wehrkraft.

Welches sind die Gründe für diese Erscheinung? Unsere schweizerische Programmleitung geht von der an sich löblichen Auffassung aus, dass unser Volk durch das Radio zu einer hochstehenden, verfeinerten Kultur erzogen werden müsse. Diesen Willen sucht sie durch entsprechende Programmzusammensetzung in die Tat umzuwandeln. Täglich hören wir klassische Musik, Kammermusik, Bläserquartette, Musik aus dem 15., 16., 17. Jahrhundert, gute Vorträge, Vorlesungen etc. Radio Beromünster behauptet [...], dass er 53% Unterhaltungsmusik gebracht habe. Sie zählen aber Werke zur Unterhaltungsmusik, die der Durchschnittshörer nicht als solche betrachtet. Die Bildungsbestrebungen der Radiodirektion werden aber sowieso illusorisch, da sie nicht die Möglichkeit hat, den Hörer zum Abhören seiner Sendungen zu zwingen, sondern dieser dreht einfach den Knopf und hört ab, was ihm passt und stösst dann bestimmt auf ihm gefallende deutsche Sendungen aus allen von der Achse kontrollierten Gebieten, «rassige» Marschmusik, ebenso «rassige» Militärlieder, Tanzmusik, Schlager etc. Im Anschluss daran vernimmt er leider deutsche Propaganda, positive und negative, in gerissener Aufmachung: Berichte von Propagandakomp., U.-Bootkapitänen, die von Feindfahrt

zurückkehren etc. und eine konstante Verhöhnung und Begeiferung des Gegners. Alles das übt auf unfertige Geister eine zerstörende Wirkung aus, und unser Radio erreicht mit seiner guten Absicht das Gegenteil dessen, was er zu erreichen wünscht: unsere Jugend verfällt einer gewalttätigen, nationalsozialistischen Ideenwelt. Der Einfluss dieser Sendungen ist darum so gross, weil sie im gesunden, aber ungestillten Taten-drang unserer Jugend einen günstigen Nährboden finden.

Was ist dagegen zu tun?

R
Göschenen, 31. Okt. 1942.
Alldorf Frauen

Generalsadjutantur Sekt. Haer u. Maus	
N.	36
V.I.B	
V. II	1/12
F. P.	
- V.	
Verm. D.	
Act. D.	
Alldorf	

Tit.
Sektion Haer & Maus
26 B e r n, Feldpost.

Hatte das Vergnügen am Aufklärungskurs für Frauen in teilzunehmen.
Die ganze Tagung hat mich sehr befriedigt & bedauerte, dass sie so rasch zu Ende war.

H. M.

Es wäre sicher von grossem Nutzen, wenn noch mehr solcher Vorträge & Aussprachen durchgeführt würden, damit alle Frauen diesen Aufklärungen beiwohnen könnten.
Besonders die Ausführungen von H. Dr. Lindt über "Stimmung & Propaganda" gehen die Frauen in höchsten Masse an.
In seiner Rede streifte H. Dr. Lindt auch das Radio betreffs Propaganda. Ich finde dass gerade das Radio eine hohe Aufgabe hätte eine gute Stimmung im Schweizervolk zu erhalten. Wie selten hören wir aber unsere schönen Schweizerlieder, unsere ländliche Musik & Gebräuche---, ja so selten, dass sogar unsere Soldaten fremde Schlager singen wie z.B. "unter der Laterne" u.s.w.! Das kommt daher, weil man wohl oder übel den Auslandsender einstellen muss, will man etwas leichte Unterhaltungs-Musik. Trotz aller Proteste seitens der Radiobonnetten lässt sich die Radioleitung von ihren importierten Simphonien, Sonaten & Rabsodien u.v.a. mehr nicht ab. Dies bringt gegenüber dem Radio im Volk eine begriffliche Missstimmung. Oft hat man das Gefühl die schweizerische Radioleitung schäme sich schweizerische, volkstümliche Unterhaltung zu bringen.
Mit dem will ich auch sagen, auf der einen Seite predigt man von Schweizertum & Vaterlandsliebe, auf der andern Seite wird dem Volk wesensfremdes, durchaus unerträgliches Zeug eingepflegt.
"Was wir verteidigen" von Hauptmann Michel war sehr ergreifend.
Viele Massnahmen & Verfügungen sind nun verständlich, wenn man weiss warum es geht.

Aufschlussreich in Bezug auf die Rationierung waren die Ausführungen von E. Langhard.
Bin Geschäftsfrau & da fällt mir immer wieder auf, dass jeweils für Käse z.B. ein anderer blinder Coupon (Buchstabe) freigegeben wird. Wäre es nicht einfacher immer den gleichen Buchstaben für Käse ins Auge zu fassen? Anstatt wie es bis anhin war, einmal ist es das "A", dann das "K" od. das "C"

///

Möchte noch auf eine Sache aufmerksam machen:
Auf der Schuhkarte z.B. sind 80 Punkte, freigegeben sind 40 Punkte, d.h. der "C". Auf der Karte war & ist dies nirgends vermerkt.
Immer & immer bringt die Kundschaft die falschen Coupons
Wie soll sich nun z.B. ein Arbeiter oder sonst irgend jemand ein Paar Schuhe kaufen können welche vielleicht 70 bis 80 Punkte benötigen
Wer kann sich nun vorstellen wie entrüstet der Konsument ist, wenn ihm der Verkäufer erklären muss, er hätte trotz seiner ganzen Schuhkarte zu wenig gültige Punkte, & den Laden, ohne Schuhe gekauft haben zu können, wieder verlassen muss. Solchen Sachen wäre sicher abzuhelfen indem die freigegebene Punktzahl auf der Karte aufgedruckt wäre. oder im obigen Fall die ganze Karte freigegeben würde.
Der Vortrag "unsere militärische Verteidigung" war doch für uns Frauen sehr wichtig. Der Reverent führte uns die Gefahr so richtig vor Augen, eine Gefahr an die wir doch nie richtig geglaubt haben.
Jede Zuhörerin wird sich diese Aufklärungen zu Herzengenenommen haben.
Zum Schluss danke ich allen verehrten Herren Reverenten für ihre aufschlussreichen Vorträge.

Hochachtungsvoll:
Frau Mänger-Diethelm, Göschenen.
Frau Mänger-Diethelm

Abb. 7: «Wesensfremdes, durchaus unerträgliches Zeug»: massive Kritik am Radioprogramm.

Wir müssen wieder einmal mehr durch einen Kompromiss Schlimmes verhüten. Wir haben im Hinblick auf unsere Unabhängigkeit Versammlungs-, Rede-, Vereins- und Gewerbefreiheit beschnitten. Warum sollen wir da unser Radioprogramm im Unterhaltungsteil nicht etwas umbauen?

Frau Mürger-Diethelm aus Göschenen schrieb nach ihrem Besuch des Frauenkurses in Altdorf (31.10.1942):⁸⁰

In seiner Rede streifte H. Dr. Lindt auch das Radio betreffs Propaganda. Ich finde dass gerade das Radio eine hohe Aufgabe hätte eine gute Stimmung im Schweizervolk zu erhalten! Wie selten hören wir aber unsere schönen Schweizerlieder, unsere ländliche Musik & Gebräuche..., ja so selten, dass sogar unsere Soldaten fremde Schlager singen wie z.B. «unter der Laterne» u.s.w.! Das kommt daher, weil man wohl oder übel den Auslandsender einstellen muss, will man etwas leichte Unterhaltungs-Musik. Trotz aller Proteste seitens der Radioabonnenten lässt sich die Radioleitung von ihren importierten Simphonien, Sonaten & Rabsodien u. v. a. mehr nicht ab. Dies bringt gegenüber dem Radio im Volk eine begreifliche Missstimmung. Oft hat man das Gefühl die schweizerische Radioleitung schäme sich schweizerische, volkstümmliche Unterhaltung zu bringen. Mit dem will ich auch sagen, auf der einen Seite predigt man von Schweizertum & Vaterlandsliebe, auf der andern Seite wird dem Volk wesensfremdes, durchaus unerträgliches Zeug eingempft.

Leutnant Hundesperger schilderte in seinem Bericht ausführlich die Atmosphäre im Zürcher Kino Urban, das die deutsche UFA-Wochenschau⁸¹ über den englischen Angriff auf Dieppe⁸² zeigte (6.9.1942):⁸³

Ich weiss nicht, ob Sie schon Gelegenheit hatten, dieses Schandprodukt abgeschmackter Propaganda zu sehen. Bis anhin wurde es in all diesen Wochenschauen peinlichst vermieden, gefallene Soldaten zu zeigen, was sich aber die Ufa jetzt leistet, ist wirklich zu viel, auf einer Länge von mindestens 150 bis 200 m (im Durchschnitt eine Schweizer-Film-Wochenschau) werden nichts als gefallene engl. Soldaten gezeigt. Man sieht sie im Wasser liegen, wie die Leichen von den Wellen getrieben langsam an Land gespült werden, einzelne mit zerquetschten Gesichtern auf Schnellbooten liegend und dann der ganze Strand, wo hunderte von Gefallenen in einem Durcheinander am Boden liegen; dann wird die erste

Tankmauer gezeigt und davor liegen wiederum hunderte von Toten engl. Soldaten, wobei die Kamera immer sehr nah ist, so dass sie in Lebensgrösse auf der Leinwand erscheinen und zu guter Letzt wird dann noch ein toter kanadischer Soldat, mit eingefallenem Gesicht in der vollen Grösse gezeigt und besonders sein Achselstück tritt hervor mit der Aufschrift Canada ... – Wie sie weiter geht, kann ich nicht beschreiben, da sich hier das Publikum wehrte, ein Mann auf dem Balkon schrie «assez», worauf das

ganze Kino mit schrei und mit den Füßen zu stampfen und scharren begann, sodass die Wochenschau unterbrochen werden musste.

Es ging ziemlich lange, bis die Leute beruhigt waren, und was mich vor allem beschäftigt, ist das, dass diese z. Teil mit starker Erbitterung über unsere Behörden und vor allem die Zensur fluchten, natürlich gab es auch Stimmen, die noch dazu sagten, es sei uns vorgeschrieben, dies in seiner ganzen Länge zu bringen. Diese konnten wir dann beruhigen, mit dem Hinweis, dass eine Reihe grösserer Kinos gar keine Ufa-Wochenschau mehr bringe. Aber im allgemeinen blieb doch die Frage offen, wie es nur möglich sei, dass ein solcher Filmstreifen in einem neutralen Lande gezeigt werden könne.

Bemerkenswert für die Stimmung ist noch Folgendes, dass genau im gleichen Kino (Urban) vor ca. einem Jahr der deutsche Film «U-Boote westwärts» gezeigt wurde, wobei das Publikum klatschte, wenn es den Deutschen gelang, einen engl. Dampfer zu versenken.

J. Bissig-Roos aus Geroldswil übte ebenfalls harsche Kritik am Radioprogramm, das nach seinem Geschmack «zu künstlerisch» war und zu viele Pausen aufwies. Die Folgen beschrieb er so (7.11.1942):⁸⁴

Gehen Sie durch Stadt & Land & hören Sie unter den offenen Fenstern die Sender. Sie hören nur deutsche, weil unsere Sender schweigen & zwar beinahe den ganzen Vormittag, od. dann von irgendeiner langweiligen Dame einen noch langweiligen Vortrag & den Nachmittag wieder 2 Stunden Pausen. In dieser Schweigezeit schaltet das Volk Deutschland ein, nicht in einer bösen Absicht, nein nur der kurzen Weile wegen. Und hier haben die deutschen Sender Gelegenheit, Ihre Ideen in ganz kleinen Dosen unserm Volke zu servieren nach dem alten Grundsatz: «Gutta cavat lapidem.» [*Steter Tropfen höhlt den Stein.*] Frage: Liefert unsere verantwortliche Programminstanz durch ihre langen Pausen unser Volk absichtlich an die ausländischen, lies deutschen, Sender aus od. unabsichtlich. Wenn absichtlich, dann sitzt in dieser Instanz ein od. mehrere Landesverräter, die ein Interesse haben, dass unser Volk deutsche Sender hören muss od. unabsichtlich, dann muss diese Instanz ihre Pausen mit derartigen Programmen ausfüllen, dass der Schweizer diese gerne hört. Ein Rundgang durch die Wirtschaftslokale unseres Landes zwischen 2 & 4 Uhr überzeugt sie, dass überall deutsche Sender eingestellt sind.

Tierarzt Jakob Kühne, Zürich, stellte dieselben Defizite fest und schloss seinen Rapport mit der sarkastischen Bemerkung (21.2.1943):⁸⁵

Wenn man nach dem Abendprogramm unseres Senders die Interessen der Schweiz. Hörer beurteilen müsste, bekäme man den Eindruck, dass der grösste Teil klassische Musik studiert hat. In Wirklichkeit aber geht der Wunsch der grossen Mehrheit in ganz anderer Richtung.

K. Gürtner aus Buochs NW vermeldete in vorsichtigem Ton (19.9.1943):⁸⁶

Die deutschen Nachrichtensendungen des engl. Rundfunks werden auch in der Schweiz sehr beachtet (fast mehr als Beromünster). Nun können wir hie und da feststellen, dass von jener Stelle Nachrichten verbreitet werden, die in direktem Zusammenhang mit der Schweiz stehen. Hofft man nun, auch von der Schweiz. Depeschagentur etwas Bezügliches zu vernehmen, so sieht man sich oft getäuscht, ja vielfach kommt erst nach Tagen in der Presse eine Mitteilung, die das gleiche besagt, was durch ausländische Nachrichten schon zum Teil bekannt geworden ist. Hier sehe ich eine kleine Gefahr, denn die Leute am Radio könnten sich denken, die Schweiz wolle dem Volke nicht soviel Vertrauen geben.

Der Zürcher P. Zigerli formulierte die ähnlichen Bedenken unverblümt (6.9.1943):⁸⁷

Die Radio-Nachrichten werden stark kritisiert. Sie sind zu zurückhaltend und verspätet, sodass heute allgemein der Atlantiksender⁸⁸ oder London eingestellt wird. Man merkt es oft dem Sprecher selbst an in Bern, wie er plötzlich zögert und nicht weiss, ob er etwas sagen darf oder nicht. Man sagt sich sofort – da ist etwas los, und stellt London ein! Das Schweizervolk ist ja schliesslich keine Kleinkinderschule.

Fr. Jenni aus Bern (26.10.1943):⁸⁹

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei die Haltung gegenüber Deutschland durch eine zu weit gehende Rücksichtnahme – um nicht gerade zu sagen Angstkomplexe – bedingt. Dabei ist es ja leider Erfahrungstatsache, dass Willfährigkeit und Liebedienerei gar manches Volk trotzdem nicht vor Unglück und Not bewahrt hat. Darum: mehr Vertrauen in das eigene Volk.

Brachte die Post dem Aufklärungsdienst besonders lange, eindringliche oder entrüstete Rapporte seiner Vertrauensleute, so kam es vor, dass der Chef solche Texte abschreiben liess und sie (anonymisiert) direkt Bundesrat Etter zustellte – gewissermassen als Sonderdosis, die dem Innenminister die Authentizität des Volksmunds unverstellt wiedergeben sollte. Das geschah mit folgendem Rapport, von dem wenigstens die zweite Hälfte wiedergegeben sei:⁹⁰

54

Man muss halt ein Programm zusammenstellen, das allen Kreisen unseres Schweizervolkes konveniert und nicht nur eine bestimmte Klasse von überverfeinerten Musikliebhabern oder, um das Extrem dazu zu nennen, die Ländlermusikfanatiker zu befriedigen. Jener Musik, die den Genre zwischen der Sinfonie und dem Ländler ausmacht, wird eigentlich von den Herren, die die Programmgestaltung in Händen haben, viel zu wenig Beachtung geschenkt. Es ist hier nicht der Ort, wo ich die Programme von Beromünster kritisieren möchte – ich habe lediglich etwas

über Musik gesagt, doch besteht das Programm auch noch aus andern Darbietungen – denn dies wird ja in der Presse zur Genüge getan. Leider nützt alles Reden und Schreiben über diese eminent wichtige Frage nichts, wenn sich die Verantwortlichen für eine richtige Programmzusammenstellung von den Hörern der «grossen Masse» nichts sagen lassen. Die Antwort, die sie einem auf neue Vorschläge immer geben, heisst: Wir haben darüber zu wachen, dass das Niveau unserer Darbietungen nicht zu gewöhnlich, nicht zu vulgär wird und dass wir einen gewissen Standard des Künstlerischen aufrechterhalten! Und was ist dieser Standard denn eigentlich? Ist das die Musik der «modernen Komponisten», deren Werke keine Melodie und keinen Rhythmus besitzen und bei deren Ertönen im Radio der biedere Eidgenosse seinen Kasten abstellt resp. auf einen Ausländer umstellt. Und wenn man dann fragt, warum führt ihr überhaupt so etwas auf, so bekommt man zur Antwort, man müsse doch die jungen Künstler auch einmal an die Öffentlichkeit bringen. Ja, das ist schon recht, aber es gibt Künstler und Künstler. Wenn natürlich ein Nationalrat (Trümpy, Glarus, am 23.6.43) in der Radiodebatte vor dem Nationalrat meint, dass der Hörer nicht zuständig sei für kulturelle Fragen und dass man ihm nicht alle Konzessionen machen dürfte, so ist mit diesem schon genug gesagt. Wenn er dann noch sagt, in kulturellen Fragen entscheide das schöpferische Genie, so meint er damit wahrscheinlich – auf das Radio bezogen – die ganz bestimmten Vögel, die sich Künstler nennen und mit langen Haaren, weitausschweifenden Halsbinden und Spitzbärten in der Welt herumbummeln und durch ihr banales Geschwätz die Welt resp. eine gewisse Klasse der Gesellschaft verrückt machen. Diese Clique Künstler würde unserm Lande bessere Dienste in der Anbauschlacht leisten.

Schliesslich sind wir es, die mit unsern alljährlichen Gebühren die Mittel schaffen, dass das Radio überhaupt existieren kann. Und da sollen wir überhaupt nichts zu sagen haben, hauptsächlich in Bezug auf das, was wir gerne hören und auf das, was uns Quatsch dünkt.

1944 machte dann einer dieser «Vögel» einen weitherum beachteten Karrieresprung: Hermann Scherchen wurde an die Spitze des Radio-Orchesters Beromünster berufen.⁹¹ Scherchen war erstens Deutscher, zweitens ein Freund der Sowjetunion und drittens einer der profiliertesten Förderer zeitgenössischer Musik. Die Reaktionen blieben nicht aus. Beschränken wir uns auf jene des Luzerners Clemens Blättler (22.7.1944):⁹²

Die Berufung von Dir. Scherchen an den Schweiz. Rundspruch stösst allgemein auf entschiedene Ablehnung. Es ist einfach fast unglaublich. Die Männer, welche diese Wahl getroffen haben, sind fürwahr schlechte Psychologen. Dass man ausgerechnet jetzt einen Ausländer an diesen wichtigen Posten beruft, ist wirklich unverständlich. Mit grosser Erleichterung wurde deshalb von der Pressenotiz Kenntnis genommen, dass das Dept. des Innern mit der Wahl nicht einverstanden ist und eine andere Rege-

lung zu treffen wünsche. Aber man greift sich an den Kopf und frägt sich, wie diese Nomination überhaupt möglich war.

Wenngleich es sich um sensible Stimmungsfragen handelte, ging der Aufklärungsdienst oft gar nicht näher auf die Bedenken ein. Hin und wieder beehrte der Chef aber doch diesen oder jenen Vertrauensmann mit einer ausführlichen Antwort. Dem Basler Max Keller schrieb Dr. Lindt (7.7.1942):⁹³

Die totalen Staaten arbeiten nach dem Grundsatz, ihre Bürger von jedem ausländischen Einfluss abzukapseln. Demgegenüber vertraut der demokratische Staat auf die politische Einsicht seiner Bürger, die auf Grund ihres eigenen Urteiles die fremden Einflüsse zu verarbeiten wissen. Auch der bestorganisierte Polizeistaat vermag im Zeitalter der Radiosendungen und der organisierten Flüsterpropaganda keine chinesische Mauer um sein Staatsgebiet zu errichten, so dass auch sein System Unvollkommenheiten aufweist. Auf der andern Seite ist die Auffassung des demokratischen Staates, was die Urteilsfähigkeit seiner Bürger anbelangt, wahrscheinlich all zu optimistisch. Immerhin ist die Immunität gegen die ausländische Propaganda eine viel stärkere, wenn sie das Resultat einer lebendigen Auseinandersetzung mit den ausländischen Ideen ist. Wir leben heute in der Schweiz in einer starken Abgeschlossenheit. Die Insularität der Eidgenossenschaft war von jeher eine Gefahr, und sie könnte noch gesteigert werden dadurch, dass wir uns von allen ausländischen Einflüssen abschliessen würden. Schliesslich hat auch ein Verteidigungswille keinen Wert, der den modernen Krieg nicht in seiner ganzen Furchtbarkeit realisiert und schon durch den Anblick eines Kriegsfilmes erschüttert werden kann.

Die Sektion Heer und Haus hat die Aufgabe, durch den Armeefilmdienst militärische Filme herzustellen, die ein positives Gegengewicht zu den ausländischen Filmen bilden. Das Gegengewicht wird allerdings insofern nicht vollkommen sein, als wir nicht Panzerangriffe, Bombardierungen etc. schildern können, sondern nur Ausbildung und Manöver.

Kapitel 4

Tiefe Sehnsucht nach echter Schweizerart

Auf der Suche nach Halt im Alpenmythos, in Scholle und Geschichte, im Glauben

Unzufriedenheit über die Pressezensur; Leiden am eigenen, nationalen Radio; Empörung über die Cliquen von Programmschaffenden und eigentümlichen Künstlerfiguren; blankes Unverständnis dafür, wie über fremde Radiowellen fremdes Gedankengut ungebremst in die Schweiz eindrang – solche unguuten Gefühle hatten, wie die vorstehende Auswahl von Wortmeldungen zeigt, eine breite Schicht von Bürgerinnen und Bürgern erfasst. Doch es lag nicht nur an der unheimlichen Druckerschwärze oder den durch den Äther schwirrenden Wellen, die solche Stimmungslagen hervorriefen. Die Umbrüche in Europa würden, befürchteten viele Schweizerinnen und Schweizer, das ganze Land umpflügen – wenn nicht militärisch, dann in seinem Denken und Fühlen. Viele hatten offensichtlich Angst um die alten bewährten Werte, um die Jugend, um die Verankerung im Christentum, um – was auch immer das sein mochte – das echte Schweizertum. Der Abwehrreflex, den diese Angst auslöste, setzte auch nationalistische Regungen frei, die sich gefährlich jenen annäherten, gegen die er sich wandte. Und er evozierte Sehnsucht nach einer heilen, in ihrem Selbstverständnis fest und sicher und für alle Zeiten ruhenden Heimat, nach einer Schweiz, die es in der Realität gar nie gegeben hat. Der Umstand, dass ein Teil der Landsleute ihren Mitbürgern eine ungünstige Diagnose in Sachen richtiges Schweizertum ausstellten, verlieh dem Reflex erst seine besondere Virulenz. Insofern glichen die Tätigkeitsberichte der Vertrauensleute einem Spiegel, der die Seelenlagen in manchen Facetten sichtbar machte.

Geben wir wiederum den Frauen und Männern des Gesinnungskaders das Wort.

Edwin Schätti rapportierte auf amtlichem Papier der Vormundschaftsbehörde des Kreises Klosters (14.9.1942):⁹⁴

Ich stehe auf dem Standpunkt, dass die heutigen Dekadenzerscheinungen in der Jugend, im allgemeinen Volk, von gewissen «höheren Kreisen» nicht zu reden, eine Untergrabung unserer Volkskraft bedeuten. Hinter all dem Schwärmen für übertriebenen Nationalismus, andererseits Internationalismus, sog. Toleranz, angebliche «moderne Erziehung», das berühmte «freie Denken» u.s.w. steckt in beinahe den meisten Fällen nichts anderes als das versteckte Anzeichen einer sich vermehrenden inneren Fäulnis,

von der wir alle mehr oder weniger angesteckt sind. All die blasierten «Dandy», die geschminkten und bemalten Modeaffen (alles hat seine Grenze) sind in der Regel dadurch geistige Landesverräter, dass sie keinen «Inhalt» mehr haben, einen «Baum im Walde» vortäuschen, der beim ersten besten Wind umfällt, und im «Bannwald gegen die Lawinen der inneren Verfetzung und Zersetzung» gefährliche Nullen bedeuten. Man dürfte in den in Frage stehenden Kursen auch auf unsere «alte und echte Schweizerart», auf unsere Einfachheit (die mit niederem Lebensstandard nichts zu tun hat) und Kantigkeit, auf unsere alten Sitten und Gebräuche u.s.w. ruhig hinweisen, als einer Quelle gesunden Lebens, das von den «Toleranzlern», den sog. Aufgeklärten und Modernen, ja nur bespöttelt oder als Ausstellungsobjekt benutzt wird.

Wo der Schweizer nicht mehr Schweizer ist in seiner Denkart, seiner Kleidung, seinem Gehaben (ich denke vor allem an das Land), wird er zum seelisch heimatlosen Proleten [...].

Wenn nun im Schweizerhaus statt der Tracht, statt der Einfachheit, statt unsern alten Schatullen u.s.w. (ich meine in erster Linie das Bauernhaus, da der Städter in ganz anderen Verhältnissen lebt) der Kitsch Einzug hält, statt der Geranien und Betunien die bunten Kunstblumen etc. überall herumstehen, so ist dies ein Beweis dafür, dass unserm Volke irgendetwas Wichtiges – eben der Sinn und der Wille für und zu Schweizer-Art – verloren ging oder verloren geht.

Auf diese Art «geistiger Landesverteidigung» möchte ich an den Kursen auch hingewiesen haben.

Der junge Bündner Advokat Ettore Tenchio⁹⁵ schrieb nach einem Schulungskurs (6.9.1941):⁹⁶

Die Idee [*des Widerstandes*] hätte noch prägnanter eingehämmert werden sollen. Ja unserem Volk nicht nur Wohlstand und bessere Zeiten versprechen. Churchill hat dem englischen Volk nur Tränen, Blut und Schweiss versprochen. Wir müssen realist [*sic!*] sein. Wir müssen unserem Volk Entbehrungen, immer grössere Schwierigkeiten, Opfer versprechen. Es muss einmal klar sein, dass es nicht gestattet ist, dem heutigen gigantischen Weltgeschehen, diesem riesenhaften Völkerringen gratis, unentgeltlich beizuwohnen. – Das Billet zu diesem blutigen Welttheater muss hart und ernst bezahlt werden. – Aber nur aus unseren helvetischen Werten werden wir Kraft, Hoffnung und Sieg schöpfen.

Der Luzerner Hauptmann A. Wick vermerkte ebenfalls nach einem Schulungskurs (25.7.1941):⁹⁷

Im Grunde genommen ist es skandalös, dass nach solchem Weltgeschehen das Schweizervolk noch der Aufklärung bedarf. Es will mir einfach nicht einleuchten, weshalb gerade heute Regierung, Volk und Armee nicht ein Guss ist.

Lotte Maag, die Präsidentin des Frauenvereins Albisrieden ZH (1.2.1942):⁹⁸

Der Krieg ist ein Glück im Unglück. Der grösste Teil unseres Volkes lernt durch die Not wieder denken. Durch das, dass man unserem Volk alles so bequem als möglich gemacht hat, musste es nicht mehr denken. Es wurde, trotz der vielen Schulbildung einfältig und gleichgültig. Der grosse Egoismus verführte die Menschen zu immer grösserem luxuriöserem, bequemeren faulenzler Leben.

Schwester Marianne Kneubühler, die in der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen tätig war, rapportierte, was sie an einem Aufklärungskurs vernommen hatte, folgendermassen (24.2.1942):"

So sehen und erkennen wir das Zellensystem unserer vielen Täler, die eine Abgeschlossenheit wie nirgends sonst aufweisen. Wir hören, wie in jeder dieser Kammer eine Kommune entsteht, eine Marktgenossenschaft, die sich selbst politisch und wirtschaftlich verwaltet.

So wuchs aus der Natur heraus unsere Demokratie, nicht Menschenwille hat sie geschaffen [...] Wir sehen zwei Seiten unseres Vaterlandes. Einerseits seine steinerne nackte Wildnis, daneben unsere blühenden Täler und Dörfer. Unser Tessin mit seinem Klima wie an der Adria, unser Engadin, unser Wallis [...] Der wichtigste Faktor ist die Schweizerseele, die sich trotz Tod, Teufel u. Armut durchgeschlagen [...].

Wir hörn mit Freude, wie der Schweizer, ohne eigene Bergwerke, Erzvorkommen oder Plantagen, aus der nackten Armut sich zum wirtschaftlichen Reichtum emporgearbeitet hat, so dass unsere Motoren, unsere Apparate, unsere erdverbundene Wissenschaft und Chemie, unser Buch- u. Kartendruck Weltruf erlangt haben.

Der Schweizer hat oft im Ausland den Ruf, ein grundgütiger Mensch zu sein, der sich allen Bedrängten annimmt. So hat es unser Pestalozzi gehalten, so wollen wir es auch halten, wie unser Land sollten wir sein, gütig und hart.

Dasselbe Bild¹⁰⁰ der Schweiz muss auch Maria Fürer, Gossau SG, in einem Aufklärungskurs empfangen haben, jedenfalls rapportierte das FHD-Mitglied (10.2.1942):¹⁰¹

Kaum ein Land vereinigt auf so kleinem Raum derartig mannigfaltige Gestaltung wie die Schweiz. Rein glänzt der Firnenschnee von trutzig-hohen Bergen, träumen tiefe Alpenseen, tosen schäumende Wasser und rauschen dunkle Tannenwälder ihr ewig Lied. Diese Natur scheint auch die Menschen geprägt zu haben, die ihr entstiegen sind, ein starkes, trutziges, verschlossenes Geschlecht, eins im Denken und Wollen, vom Geist der Zusammengehörigkeit beseelt: ein Volk, das trotz verschiedenartigsten Lebensformen und seiner vier Sprachen-Stämme die Behauptung einer unmöglichen Zusammenarbeit glänzend widerlegt.

Erfahrung. Könnte man die Heirat mit Ausländerinnen nicht gesetzlich erschweren. Aber das ist schon wieder ein Stück Freiheit über den Haufen geworfen. Oder könnte man den Jungmann nicht städtisch ideal erziehen, dass er sich moralisch verpflichtet fühlte ein „Schweizerkind“ als Lebensgefährtin zu wählen?

In der Diskussion kam mit stürmischem Beifall zum Ausdruck, dass die meisten Anwesenden das exemplarische „Abmoxen“ einiger Grossverräter befürworten. Ein Münsterer, der neben mir sass, bemerkte, allerdings recht grob, man sollte so ein Exemplar an's Anobenschieszen schicken. Herr Wardenweiler trat aus humanen Gründen energisch dem Beifall entgegen, mit der Begründung, dass sich auch diese entgleisten Schweizer auf die Freiheitsrechte stützen dürfen. Was ist gescheiter, einen „Quisling im Gefängnis hängen zu lassen, dass er vielleicht als Märtyrer befreit werde, und die noch nicht „Erwischten“ sich verpflichtet fühlen, noch „Grösseres“ zu leisten, oder dass man diese durch ein paar Todesurteile vor weiteren Akten abschreckt.

Parallel zur Heiratsfrage ist die Einbürgerungsfrage. Einbürgerungsgeuche stammen sicher nicht von Mergen, die für unser Land

Abb. 8: Ansichten eines jungen Thurgauers über Heiraten zwischen Schweizern und Ausländerinnen, die Todesstrafe, Einbürgerungen und den idealen Schweizer Mann.

Erfahrung. Könnte man die Heirat mit Ausländern nun nicht gesetzlich erschweren. Aber das ist schon wieder ein Stück Freiheit über den Haufen geworfen. Oder könnte man den Jungmann nicht staatsbürgerlich ideal erziehen, dass er sich moralisch verpflichtet fühlte ein „Schweizerkind“ als Lebensgefährten zu wählen?

In der Diskussion kam mit stürmischem Beifall zum Ausdruck, dass die meisten Anwesenden das exemplarische „Altmorven“ einiger Grossverräter befürworteten. Ein Kritiker, der neben mir sass, bemerkte allerdings recht grob, man sollte so ein Exemplar an's Anobenschüssen schicken. Herr Wartenweiler trat aus humanen Gründen energisch dem Beifall entgegen, mit der Begründung, dass sich auch diese entgleisten Schweizer auf die Freiheitsrechte stützen dürfen. Was ist quodridet, einen Quisling im Gefängnis troffen zu lassen, dass er vielleicht als Märtyrer befreit werde, und die noch nicht „Erwischten“ sich verpflichtet fühlen, noch Grösseres zu leisten oder dass man diese durch ein paar Todesurteilen vor weiteren Übeln abschreckt.

Parallell zur Heiratsfrage ist die Einbürgerungsfrage. Einbürgerungsgesuche stammen sicher nicht von Merzen, die für unser Land

Der Zürcher Pfarrer Karl Zimmermann plädierte für eine Grosskampagne in der Zivilbevölkerung zum Thema «Was hat der Schweizersoldat zu verteidigen» (7.11.1942):¹⁰²

Das Schweizervolk sollte zum Bewusstsein seiner selbst aufgerufen werden. Auch sollte die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend aller Kreise und auch der Männer und Frauen zwischen 20 und 30 Jahren mit äusserster Entschlossenheit an die Hand genommen werden, nachdem der Materialismus der Elternhäuser und das Versagen vieler Kreise der Lehrerschaft ein eigentliches Vacuum schweizerischen Denkens und Fühlens erzeugt haben. Der junge Schweizer weiss nicht mehr, was die Schweiz ist!

Aus Davos beschwerte sich Ad. Adank über das Verschwinden altvertrauter Gewohnheiten (27.9.1942):¹⁰³

Es wird gesagt, es werde nicht mehr so viel gesungen. Ich habe diese Beobachtung auch schon gemacht, was ich als alter Sänger sehr bedaure. Wir hatten seiner Zeit in den freien Stunden viel gesungen, ja manchmal eine Gesangssektion gehabt. Da wurden aber unsere volkstümlichen Schweizerlieder gesungen, die überall den Beifall fanden. Heute hört man nur sehr selten mehr ein schönes Männerchor-Lied singen. Es werden dafür mehr die neu componierten Marschlieder nach den importierten Melodien gesungen, die einen grossen Teil nicht befriedigen und ganz speziell die älteren daran keine Freude haben. Ich glaube es wäre gut, wenn man mehr zum Alten zurückkehren würde & das fremdländische soviel wie möglich meiden würde.

Für A. Forter aus Basel war die Realität leider weit vom Ideal entfernt. Er hätte es gern gesehen, wenn im Kurs die «letzten Grundlagen unseres Staates» gründlicher besprochen worden wären (8.3.1944):¹⁰⁴

Ich bin mir allerdings der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewusst. Die Verflachung ist auch bei uns schon so weit fortgeschritten, dass wohl nationale Töne, die das Herz begeistern, gerne gehört werden, aber was darüber hinausgeht an einer sog. Neutralität abprallt.

Als letzte Grundlage unseres Staatswesens sehe ich die geistige. Demokratie heisst doch letztlich Respekt vor der Persönlichkeit, und zwar als Geschöpf Gottes. Sie verlangt aber innerlich freie und verantwortungsbewusste Menschen – wiederum verantwortlich gegenüber göttlicher Autorität, denn Verantwortung vor sich selber führt automatisch zur Diktatur und zum «Recht ist was mir nützt» – und diese Verantwortung bedingt a. Wahrhaftigkeit, b. Dienst. Fehlen diese Voraussetzungen, so nützen die schönsten Verfassungen, Gesetze, Reden und auch Armeen nichts [...].

Auch bei uns sind diese Grundlagen weitgehend erschüttert, als Folge nimmt die Zahl der Persönlichkeiten ab, wir gehen der Vermassung, der Verflachung, dem Kollektiv entgegen und der Auffassung, dass der Mensch um des Staates willen, und nicht mehr der Staat um des Menschen willen da sei. Diese Geisteshaltung geht mit dem Materialismus Hand in Hand. Dann zeigen sich Opportunismus anstatt Überzeugung, Interessenwirtschaft statt Gemeinsinn, Prestigefragen anstatt Dienst, äusserlicher oder mystischer Nationalismus, der Geschöpf und Schöpfer verwechselt, Anbetung des Erfolges, Bewunderung des Kolossalen, Jagd nach Abzeichen, Auszeichnungen und Titel, Lotteriestatt Arbeitsgeist, Sprachverflachung, politische Verantwortungslosigkeit und Stimmfaulheit im Innern, dafür kritikloses Ab- und Anhören eines ausländischen Lagers, unwürdiges Verhalten der Frauen gegen Internierte – um nur einige Symptome zu nennen [...].

Und dann brachten viele Vertrauensleute, als Kontrast zum Materialismus, den die grossen Akteure auf der Bühne des Welttheaters in Szene setzten, die Welt des Glaubens ins Spiel. Das hatte selbst General Guisan getan. Vielleicht, weil er tatsächlich ein gläubiger Mensch war. Vielleicht auch, weil er, wie aus manchen Kommentaren zu seinem Wirken hervorgeht, auf dem Gebiet der Psychologie fast geschickter operierte als auf jenem militärischer Operationspläne, weil er jedenfalls über die Intuition oder einfach das Gespür verfügte, wie man das Volk «abholte» und bei ihm Vertrauen schuf. In seinem Armeebefehl vom 3. Juni 1940, in einer besonders schwierigen Phase des Kriegs also (vgl. Kapitel 1), erklärte der Oberbefehlshaber, wenn die Schweiz bis heute vor einer Invasion verschont geblieben sei, «so haben wir das vor allem dem Schutze Gottes zu verdanken»; und weiter: «Das Gebet des Soldaten muss sich mit demjenigen seiner Frau, seiner Eltern, seiner Kinder vereinigen.» Der erste Wehrbrief, den Heer & Haus wenig später zuhänden der Truppenführer redigierte, schloss mit der Verheissung: «Auf Gott vertrauen. Er nimmt auch uns wie unsere Väter unter seinen Schutz, nachdem sie ihn vor jeder Schlacht darum gebeten haben.»

Gewiss hatten längst nicht alle Vertrauensleute, die sich auf Gott beriefen, diese Appelle in Erinnerung. Sie schrieben, ist anzunehmen, aus ihrer eigenen Überzeugung heraus, war doch der Glaube an Gott und seinen Beistand noch in breiten Volksschichten verankert, und sei es nur in Gestalt einer unaufgeregten, irgendwie zum Dasein gehörenden «Volksgläubigkeit».

Frau Oettiker aus Kriens wünschte sich (6.3.1942):¹⁰⁵

Wie schön wäre es, wenn jede Mutter ihre Kinder mit Gottes Hilfe zu brauchbaren Menschen erziehen würde. Das gäbe ein Ideal von einem Volk. Dazu braucht es aber wieder mehr Gottesfurcht und mehr Gebet.

Der Luzerner Wachtmeister W. Aeschlimann regte an (4.11.1942):¹⁰⁶

Wäre es nicht möglich, in unserer Armee vor dem Ausrücken (oder Hauptverlesen) das «Vater Unser» zu beten, sicherlich würde durch das innige Beten (nicht leiern) die Haltung und Moral der Soldaten gestärkt, ev. würde das gleiche erreicht durch Singen eines gehaltvollen Liedes (Beresina, Appenz. Landesgemeinde[*lied*] etc.).

Tapezierer und Gewerbefunktionär Fritz Baumgartner aus Luzern (8.11.1942):¹⁰⁷

Ein religiöser christlicher Geist in unserer Armee sowie im ganzen Volke zu pflegen und zu heben ist eine der grössten Aufgaben und Pflicht eines jeden senkrechten Schweizerbürgers und Bürgerin. Das Schweizervolk soll und muss ein gläubiges Volk sein, wenn es in dieser Zeit durchhalten will und muss.

J. Erni aus Ruswil (6.11.1942):¹⁰⁸

Als eigene Gedanken möchte ich 3 Granitblöcke empfehlen, hinter denen sich das Schweizervolk verschanzen sollte. 1. Ein felsenfester Glaube an den Allmächtigen Gott! 2. Ein unerschütterliches Gottvertrauen! 3. Eine christliche Nächstenliebe der Tat! Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst. Dies wäre im Stande, Brücken zu schlagen von Gruppe zu Gruppe, von Arbeitgeber zum Arbeitnehmer, vom Volk zur Behörde! Wie schön müsste das sein!

Werner Borter, cand. med., Bern (23.2.1942):¹⁰⁹

Man mag die Sache drehen und wenden wie man will, die Wurzel unserer Eidgenossenschaft kann liegen weder in einer gemeinsamen Sprache, Kultur, Rasse, Blut, Boden, noch in einem Machtgedanken oder in der Verherrlichung der Demokratie als Staatsform, noch in einem allumfassenden wirtschaftlichen Ziel oder in einer schönen, menschenverherrlichenden idealen Philosophie, sondern einzig und allein im christlichen Prinzip. So war es 1291, so ist es noch heute, obschon diese Tatsache den Meisten nicht bewusst zu sein scheint. Das christliche Gedankengut ist nämlich nicht überlebt, denn das ist überhaupt unmöglich, sondern wegen den Entwicklungen des letzten Jahrzehnts nicht mehr erlebt.

Ich sehe allein in der Wiederentdeckung des Christentums den Weg zum Ideal, unter dem ein Volk hungern und trotzdem kämpfen, leiden und trotzdem geben und zugleich höchste kulturelle Werte schaffen kann.

64

Rechtsanwalt L. Rüttimann aus Emmenbrücke wollte wissen (30.10.1942):¹¹⁰

Kehrt die schweizerische Armeeführung und kehren die Zivilbehörden alles vor, um unsere angestammte christliche schweizerische Weltanschauung zu fördern; ist die Förderung und Beförderung von Charakter-Typen im militärischen und zivilen Leben

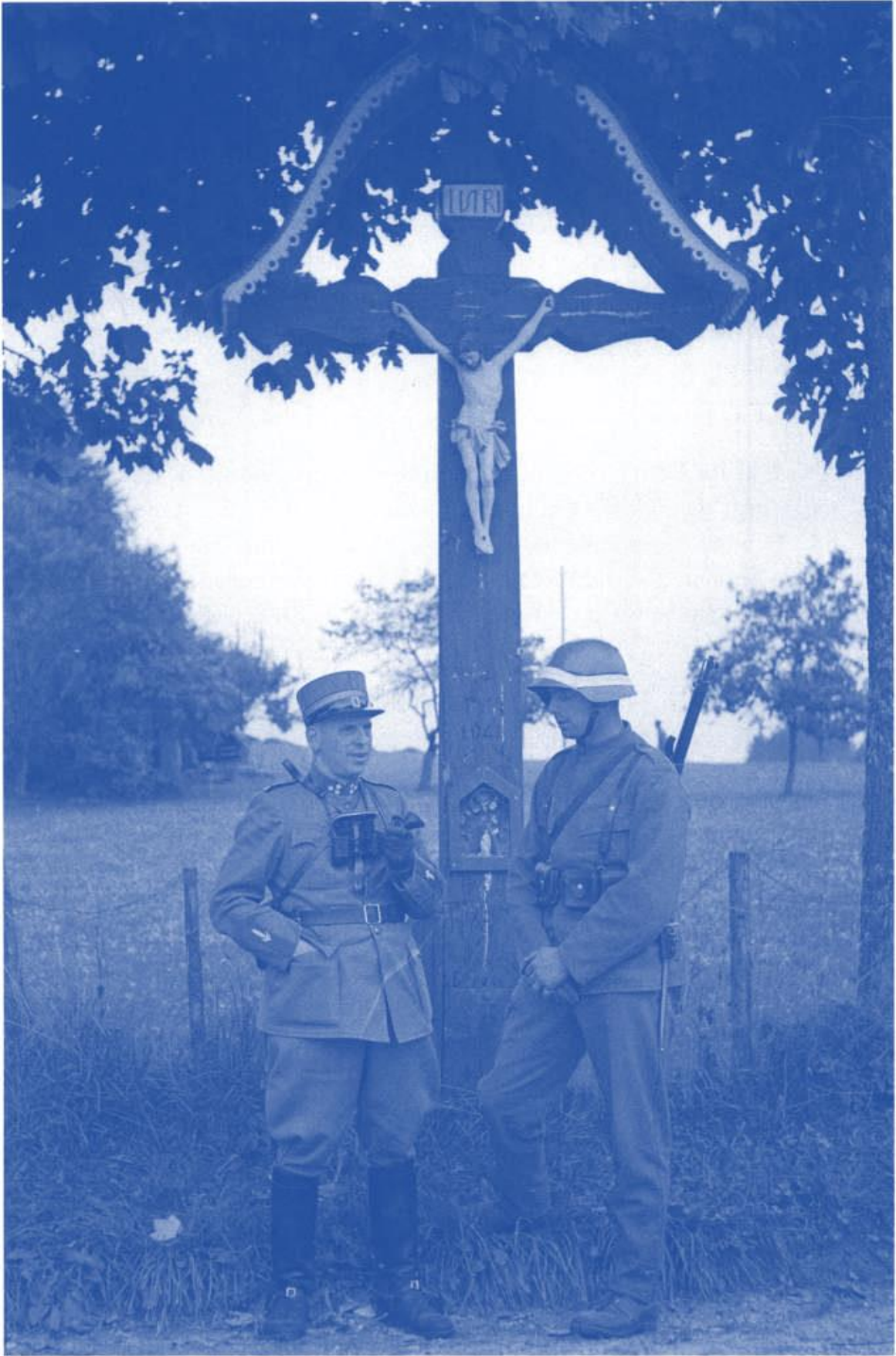


Abb. 9: Gottesfurcht und Wehrhaftigkeit: Namentlich für ländliche Bevölkerungsschichten war das eine ebenso wichtig wie das andere.

gewährleistet, oder ist nicht vielmehr auch heute noch eine überlebte «Göttiwirtschaft» überall Trumpf?

Die Wahl des Zürchers Ernst Nobs¹¹¹ in den Bundesrat beschäftigte zahlreiche Eidgenossen, und das nicht nur, weil Nobs ein «Sozi» war. Posthalter Jos. Müller aus Herznach meinte (20.12.1943):¹¹²

Es hat, besonders bei den älteren Leuten, Aufsehen erregt, dass erstmals seit 1848 ein Bundesrat den Eid nicht geleistet hat. Ein Gottloser hat ja seinen Einzug in die oberste Landesbehörde gehalten. In christlich-religiöser Hinsicht lässt diese Tatsache an vielen Orten einen Stachel zurück. (Dass man auch nicht tun kann, wie alle andern).

Alois Stadelmann aus Menznau beanstandete etwas ungelenk (24.1.1944):¹¹³

Als wir in den Zeitungen vernahmen, dass der neugewählte Bundesrat Herr Nobs nicht mehr den Eid ablegen getraute, wurden verschiedene Gerüchte gemacht, dass kein Mann ein Eidgenosse ist, wenn er nicht einmal den Eid ablegen darf. Meine Ansicht ist aber, lieber kein Eid schwören, oder alsdann nicht halten, was bei der Eidschwur versprochen wurde. Nur sollte jeder Schweizer an eine höhere Macht glauben.

Das Bedürfnis nach Pflege religiöser Gefühle oder gar Erweckung manifestierte sich oft auch in Rapporten, die bemängelten, dass ausgerechnet diese Domäne in den Kursen vernachlässigt werde. Lehrer E. Blickenstorfer aus dem zürcherischen Waltalingen (3.11.1941):¹¹⁴

Am Sonntag früh war Gottesdienst. Warum bei der Ankündigung nicht darauf aufmerksam machen, dass das Erscheinen hiezue erwünscht, ja fast Befehl sei? Warum nicht ein paar ernste Worte darüber, dass wir als Christen (bei Weitem nicht etwa als Frömmeler!) jetzt besonders für das Christentum einzustehen haben? Wir sind ja im Grunde genommen jämmerliche Christen! Vom Vergleich mit denen, die einst in den Katakomben Roms oder Odessas gelebt und als Märtyrer gelitten haben, nicht zu reden! – So kamen also ganze 9 Mann (von 40 Protestanten!) zusammen! Interessant wäre zu vernehmen, ob es bei den kath. Teilnehmern auch so jämmerlich bestellt war. Kaum!

Gertrud Brauchli-Wegeli aus Gottlieben rapportierte über den Besuch eines Kurses (20.2.1942):¹¹⁵

Was uns geboten wurde, war «Heimatkost». Trotzdem komme ich nicht von dem Gedanken los, dass sich «schwache Stellen» drin befunden haben, die dem Ganzen als solches weh getan haben.

Das Wort «Gott» fiel nicht ein einziges Mal, und doch ist der Bestand unserer Heimat ohne seinen Halt und seine Führung nicht denkbar und alles menschliche Bemühen

umsonst, wenn es nicht von der ewigen Quelle gespeist, gestärkt wird. Unser Handeln im Guten zeigt letzten Endes das Wirken Gottes in uns. Dass wir Gott als unsern «Führer» erkennen und dieses göttliche Wirken in uns erfassen, ist Grundbedingung für das Bestehen unserer Heimat. Ich habe es seinerzeit schmerzlich vermisst, dass am Ausgang der Höhenstrasse an der Landi nicht mit grossen Lettern die Mahnung stand: «Betet, freie Schweizer, betet»!

Kindergärtnerin Käthy Brügger aus Vitznau mahnte (6.3.1942):¹¹⁶

Auch der Anregung der «betenden Armee» möchte ich gelegentlich das Wort reden. Was nützt schliesslich unser Mühen & Kämpfen, wenn der Herrgott nicht Seinen Segen dazu gibt.

Die Verkäuferin Ida Wyrsh aus Altdorf UR erlaubte sich nach dem Frauentag «noch eine kleine Kritik» (27.10.1942):¹¹⁷

Ich bin der Ansicht, dass wir für das Verschontwerden vom Krieg nicht dem Schicksal zu danken haben, sondern dem Herrgott. Es wurde das ja zwar am Morgen von Hochw. Herrn Hpt. Michel so schön ausgeführt. Aber ich hätte es doch gewünscht, wenn es auch im Zusammenhang mit den interessanten Aufklärungen von Herrn Hptm. Schmid etwa einmal nach Herrgott geklungen hätte. Ich bin überzeugt, dass ein christlicher Soldat u. überhaupt jeder Mensch im Ernstfall seine Pflichten [...] getreu erfüllt in der Gewissheit, einem noch Höheren einmal darüber Red u. Antwort stehen zu müssen.

Oft wurde auch geklagt, dass Truppen ausgerechnet an Wochenenden dislozieren mussten und dadurch der Sonntag entheiligt werde. Josy Tanner, welche die Ackerbaustelle in Wolhusen leitete (2.11.1944):¹¹⁸

Es löst bei den Mannschaften viel Unzufriedenheiten aus, dass so oft am Sonntag Dislozierungen vorgenommen werden. Als Frau & Zivilist kann ich nicht beurteilen ob dies nötig ist oder nicht, richtig finde ich es aber nur im dringenden Notfälle. Was soll ich sagen, wenn geflucht wird, man könnte glauben, wir seien Nazi oder Bolschewicki, aber nicht christliche Schweizer, oder wenn es gar heisst, es ist diesen Kaiben noch nicht genug, wenn uns alles kaput geht, auch den Sonntag stehlen sie uns noch.

Elisabeth Speiser-Riggenbach aus Basel formulierte dieselbe Kritik so (3.4.1944):¹¹⁹

Wenn es die Notwendigkeit verlangt, ist es selbstverständlich. Aber unbegreiflich scheint es mir da, wo Ablösungsdienste Monate zuvor in die militärischen Ablösungsdiensttableaux aufgenommen werden. Es bringt dies in die Familien, ganz besonders aber in die ländlichen Gegenden, die sowieso viel Einquartierung haben, viel Mühe und Unruhe, die den Leuten an ihrem Ruhetag erspart werden könnte. Sonntagsruhe

und Sonntagsheiligung sind aber Grundbedingungen für ein gesundes Volksleben, und da sollte auch unsere Landesverteidigung mit gutem Beispiel vorgehen. Wir haben als Schweizer von Gott solch unerhörte Bewahrungen erfahren, dass wir uns auch nach Möglichkeit an Seine heiligen Ordnungen halten sollten; denn wo der Herr nicht die Stadt bewahret, da wachet der Wächter umsonst.

Die Antwort des Aufklärungsdienstes:

Es ist eine erwiesene Tatsache, dass in diesem Kriege militärische Überfälle meistens an Sonn- & Feiertagen erfolgten (Albanien wurde an einem Karfreitag angegriffen). Es ist deshalb nötig, dass gerade an solchen Tagen viele Truppen unter den Fahnen stehen.

Frau Prof. Staehelin-Kutter, Leiterin der Basler Kreuzrittergruppe, würdigte den «gelungenen» Frauenkurs am Rheinknie wohlwollend, vermisste aber die geistige Dimension (20.4.1944):¹²⁰

Als evangelische Christin habe ich wohl das Bedürfnis nach einer noch ganz andern Begründung vieler Ansichten und Fragen, die uns bewegen, nach einer tiefem Schau und einer weitem Schau. So bin ich überzeugt, dass wir Schweizer, in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht, nicht nur «Glück» gehabt haben, sondern die unverdiente Gnade Gottes uns das tägliche Brot gab, und dass ohne sie auch unsere Armee die Grenzen unseres Landes nicht zu beschirmen vermöchte. Damit ganz nahe hängt eines unserer köstlichsten Güter, das Asylrecht, zusammen, dessen Erwähnung ich in dem Vortrag über das, was wir zu verteidigen haben, sehr vermisste. Die Flüchtlingsfrage ist eine Existenzfrage, eine Frage nach der Berechtigung unserer Bewahrung schlechthin. Aus der Haltung des Glaubens heraus wurde einem auch der Kontrast der beiden Filme schmerzlich bewusst und die unselige Zerrissenheit zwischen Wunden schlagen und heilen, zwischen Tod bringen und Leben erhalten, die nur ein ganz Anderer aufzuheben vermag.

Doch so oft die einigende Kraft des Christseins (vorwiegend von Frauen, in katholischen Landstrichen eher häufiger als in protestantischen) angerufen wurde, so machte sich immer wieder auch das Trennende der Konfessionen bemerkbar.

Die Schriftstellerin Maria Dutli-Rutishauser, Steckborn, schrieb nach ihrem Besuch eines Aufklärungskurses im Januar 1942:¹²¹

Ich vermisste in diesem Kurse den positiv christlichen Geist. Wir Frauen wissen es vielleicht mehr und tiefer als die Männer, dass all' unser Mühen und Sorgen umsonst ist, wenn der Herrgott nicht hilft. Es dürfte vielleicht bei einer solchen Gelegenheit auch einmal gesagt werden, dass die konfessionellen Hetzen, wie sie nach unseres

Bundespräsidenten [*Philipp Etter, katholisch*] Neujahrsansprache vom Zaun gebrochen wurde, sicher dem Gemeinschaftsgedanken in unserem Volke mehr schaden als die berühmte 5. Kolonne. Vom Eindruck auf das mithorchende Ausland ganz zu schweigen.

Aus dem reformierten Lager tönte es ähnlich, allerdings mit umgekehrter Stossrichtung. Der Badener Emil Scherrer meinte besorgt (16.10.1942):¹²²

Über eine Frage, die mich schon lange beschäftigt, hätte ich gerne einige Aufklärung. Von katholischer Seite wird sehr intensiv für den katholischen Vorunterricht Propaganda betrieben, und in jüngster Zeit ist nun noch der katholische Bauernverband gegründet worden. Ich möchte Sie anfragen, ob eine solche Spaltung in der heutigen Zeit nötig ist, wo wir doch einen Eidgenössischen Turnverein und einen Schweizerischen Bauernverband haben, und ob durch diese Vorkommnisse die Einigkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter uns Eidgenossen nicht gefährdet wird.

Resoluter liess sich die bereits erwähnte Frau Brauchli, Gottlieben, Ende November 1944 vernehmen:¹²³

In die Rubrik Konfliktstoffe gehören religiöse Spannungen. Es scheinen sich Linien eines beginnenden konfessionellen Gewitters abzuzeichnen, das zu Erschütterungen führen könnte. Es wäre klug, den Bogen nicht weiter zu spannen und die Gegensätze, die bestehen, immer erneut zu betonen. Die separatistische Tendenz der katholischen Kirche treibt allmählich allerhand Blüten, die von protestantischer Seite kaum länger stillschweigend ertragen werden können. Man liest von Korruption, hört von katholischer Führung im Radio, liest von katholischen Vereinen aller Art, sozial, sportlich eingestellt, selbst von kath. Pfadfindern! Und neulich wurde in einem Aufruf zur Spielzeugsammlung für die Kriegskinder vom Bunde Thurgauischer Frauenvereine angelegentlich empfohlen, auch die kath. Vertreterin des zivilen Frauenhilfsdienstes zur Mitarbeit herbeizuziehen! Wie weit will man das noch treiben? Gibt es bei uns nicht mehr nur Schweizer, gute und solche, die dem Geiste Gewalt antun, sondern gibt es nur noch Katholiken, Juden und Protestanten? Das ist sehr gefährlich. Bis heute ist mir nicht bekannt, dass die Protestanten schlechtere Schweizer wären. Die Politik der katholischen Kirche tut der Heimat Gewalt an auf diese Art.

69

Aus allen diesen weltanschaulichen oder religiösen Anliegen hielt sich der Aufklärungsdienst heraus. Für ihn galt in solchen Dingen Neutralität. Er nahm zwar die Rapporte mit Dank zur Kenntnis, da diese immerhin etwas über die Stimmung aussagten. Stellung dazu aber nahm er nicht.

Wenn er die Religion also klugerweise Religion sein liess, so stützte er sich, um verzagten Geistern Trost und Zuversicht zu vermitteln, nicht ungen

auf die ruhmvolle Schweizer Geschichte. Denn nicht selten machten auch die Vertrauensleute Anspielungen darauf, wie die Altvorderen sich in prekären Situationen verhielten. Allerdings rückte dabei ebenfalls die segensreiche Gottesfurcht in den Vordergrund, etwa, wenn der ehemalige Stadtpräsident von Chur, Jakob Schmid, darüber Klage führte, dass das christliche Fundament nicht mehr sei, was es einmal war (6.3.1942).¹²⁴

Wenn unsere Ahnen im Aufstieg für Heim und Herd, Freiheit und Ehre in die Feldschlacht zogen, beugten sie das Knie vor Gott, dem Lenker der Geschicke – und es war Niedergang, als sie es nicht mehr taten.

Der Aufklärungsdienst aber zog es vor, Parallelen zwischen damals und heute in strategischer und rüstungspolitischer Hinsicht zu ziehen. Trafen bei ihm Anfragen ein, ob es wirklich zutrefte, dass die Schweiz lediglich 24 Tanks besitze und, wenn ja, ob in diesem Fall eine wirksame Verteidigung überhaupt möglich sei, schweifte Dr. Lindt in entlegene Jahrhunderte ab:¹²⁵

Vor der Schlacht von Morgarten stellte sich für die alten Eidgenossen die Frage, den Panzerrittern Habsburgs ebenfalls einige Panzerritter entgegenzustellen. Sie verzichteten aber darauf aus der Erkenntnis, dass in unserm Gelände die Spiesse und Hellebarben die geeigneten Verteidigungswaffen seien. Es sprach auch die Überlegung mit, dass die Alten Orte wohl in der Lage wären, einige Panzerritter auf die Beine zu stellen, dass aber ihr Rüstungspotential ungenügend sei, um eine Zahl von Panzerrittern auszurüsten, die in entscheidender Weise in den Kampf eingreifen könnten.

Es gibt nun einige militärische Erkenntnisse, die auch in der Gegenwart ihre Geltung bewahrt haben. [...] Ein Kleinstaat darf nie versuchen, die Armeen der Grossstaaten sklavisch nachahmen zu wollen. Seine Verteidigungsmassnahmen haben aber dann grösste Aussicht auf Erfolg, wenn seine Armeeführung zu eigenen schöpferischen Lösungen gelangt. Dies ist bei uns der Fall.

Gerne stützten sich die geistigen Landesverteidiger auch auf den Wehrbrief Nr. 2, der den eidgenössischen Kampfgeist zum Inhalt hatte. Dieses Dokument, das sich streckenweise liest wie die Buchhaltung der Schlachtreihen zur Zeit der Alten Eidgenossenschaft, sollte dem Leser die Augen dafür öffnen, was der Soldat erreichen kann, wenn er nur will. In jenem Wehrbrief ist zu lesen:¹²⁶

Morgarten 1315:	einige 100 Waldstätter gegen 6'000
Laupen 1339:	6'000 Berner und Eidg. gegen 17'000
Sempach 1386:	1'400 Eidgenossen gegen 6'000 Österreicher
Näfels 1388:	500 Glarner und 30 Schwyzer gegen 5'000 Österreicher
St. Jakob 1444:	1'400 Eidgenossen gegen 30'000 Armagnaken

Fazit: «Man kann auch siegen, wenn man zahlenmässig unterlegen ist, weit unterlegen. Es kommt auf den Kampfgeist an, auf die Entschlossenheit.»

Doch beenden wir dieses Kapitel mit einem Tätigkeitsbericht, der, wie manch andere, der Kategorie Kuriosa zuzuordnen ist. Er stammt aus der Feder von Vikar L. Guldemann, der im aargauischen Lengnau tätig und ein unglaublich eifriger Vertrauensmann war. Wie er sich die ideale Eidgenossenschaft vorstellte, beschrieb er in einem «theatralen Sprechchor», den er für einen Familienabend verfasst hatte und danach als Tätigkeitsbericht und wohl auch als Beweis seines Fleisses dem Aufklärungsbüro zustellte.

Gerade vielversprechend hob der Sprechchor nicht an:¹²⁷

Soldat: Wozu? Ich selbst, und Vater, Bruder, Freund, wir alle unter Waffen. Warum nicht redlich uns das täglich Brot verschaffen?

Bauer: Wozu die Steuern täglich mehr und härter, ich bin ein Feind davon und ein erklärter!

Schmied: Sie machen in der Esse heisses Feuer, die falschen Leut' am Schweizersteuer.

Bäcker: Punkte gibt's für Brot und Käs und Butter, Für Milch, Mehl, Zucker, gar für Schweinefutter. Nichts kannst fürs Leben mehr erhalten
Ohne diese ekligen Papiergestalten.
Wo ist der Väter Freiheit hingekommen?

Schreiner: Mit dem Geld den Rhein hinabgeschwommen! Und all die Millionen, Milliarden, wollen wohl auf Zahlung warten, doch wer bezahlt? Wohl wir am Ende mit der Arbeit unsrer Hände.

Lehrer: Wir halten sicher nicht mehr lange aus, in diesem halb zerschlagenen Schweizerhaus. Ein jeder zieht nur noch am eignen Seil, ein jeder hat genug am eignen Sorgtenteil, an seiner Last zu tragen und zu kümmern. Will nirgends denn ein lösend Licht uns schimmern? Wie taten es die alten Eidgenossen?

Chronist: Halt ein! Hör zu, wie sie den Bund geschlossen: Dem Land zum Schutz, dem Feind zum Trutz, Sie hielten aus, im Schweizerhaus.
In Gottes Namen, Amen.

Soldat: In Gottes Namen, Amen, (spöttisch)

Lehrer: In Gottes Namen, Amen, (nachdenklich)

So fließt der Text über mehrere Seiten hinweg, bis am Schluss Soldat, Bauer und Schmied, Bäcker, Schreiner und Lehrer auf den richtigen Pfad eingeschwenkt sind und brüderlich vereint ein feierliches Bekenntnis zur Schweiz ablegen.

Kapitel 5

Der mächtig erschallende Ruf nach der Todesstrafe

Die ersten Exekutionen wirkten im ganzen Land wie eine Erlösung

Noch als weit und breit keine Frau eine Funktion im Gerichtswesen innehatte, war es dennoch eine Frau, die die Gerichtsbarkeit symbolisierte: die Justitia. Bis heute tritt uns diese imposante Frauengestalt entgegen, die Augen verbunden, in der einen Hand die Waage, in der anderen das Richtschwert haltend. Die Augenbinde, ursprünglich eher ein Gegenstand des Spotts, weil damit gezeigt werden sollte, dass Richter ohnehin blind seien, hat sich im Lauf der Zeiten zum Sinnbild einer noblen Haltung gewandelt – oder vielmehr eines Ideals: Die, welche über andere zu Gericht sitzen, sollen nicht von aussen beeinflusst sein, sie sollen ihren Blick auf das lenken, was das Recht meint und will – sie sollen unparteiisch Recht sprechen.

Gilt dieses Prinzip auch für die Justitia militaris, die Militärgerichtsbarkeit? Und hat es auch in Zeiten von Kriegen oder drohender Kriegsgefahr Bestand?

Mitten im Krieg, am 1. Januar 1942, trat das neue Schweizerische Strafgesetzbuch in Kraft. Es löste die kantonalen Strafgesetze ab und räumte auf mit der Todesstrafe, die einzelne Kantone der

33 Todesurteile

Laut Gesetz durften die Militärgerichte die Todesstrafe nur in Kriegszeiten verhängen. Das bedeutete an sich, dass die Schweiz, wollten die Militärgerichte diese Sanktion anwenden, selbst in einen Krieg verwickelt sein musste. Allerdings hatte der Bundesrat die Kompetenz, den Militärgerichten eine entsprechende Befugnis schon «bei unmittelbar drohender Kriegsgefahr» zu übertragen. Diese Bedingung schien im Frühsommer 1940 erfüllt, als das Land von den Achsenmächten eingekreist war. Die Landesregierung sah davon ab, sich auf diesen Paragraphen zu stützen. Sie wollte vermeiden, durch Anrufung der dramatisch unterlegten Befugnis die verängstigte Bevölkerung noch mehr zu verunsichern. So beschloss sie die Zulassung der Todesstrafe, gestützt auf ihre Vollmachten, per Notverordnung. Insgesamt fällten die Militärgerichte 33 Todesurteile: 22 gegen Schweizer, 11 gegen Ausländer, 15 erfolgten im Abwesenheitsverfahren, 17 wurden vollstreckt, ein Verurteilter wurde begnadigt. Unter den exekutierten Schweizern (alle aus der Deutschschweiz) befanden sich ein Major, ein Oberleutnant, ein Leutnant und drei Fouriere; die anderen waren «Gewöhnliche». (Quellen: HLS/Noll)

Innerschweiz noch kannten und Obwalden letztmals am 18. Oktober 1940 anwendete. Auf dem Gebiet der Landesverteidigung lagen die Dinge anders. Das Militärstrafgesetz sah die Todesstrafe (unter anderem für Landesverrat) noch immer vor.

Bald berichtete die Presse über diese und jene landesverräterischen Aktivitäten. Die Divisions- und Territorialgerichte fällten die ersten Urteile. Aber es waren massvolle Urteile; eine paar Monate oder ein paar Jahre wurden den Tätern aufgebrummt. In der Bevölkerung drängte sich mehr und mehr die Frage in den Vordergrund: Weshalb diese Nachricht? Warum werden Landesverräter nicht an die Wand gestellt? In den Aufklärungskursen und vor allem in ihren Tätigkeitsberichten kritisierten zahlreiche Vertrauensleute die unverständliche Milde.

Feldweibel Hans Graf aus dem Baselbiet (6.5.1942):¹²⁸

Ich habe schon wiederholt festgestellt, dass man allgemein der Ansicht ist, dass die Landesverräter bei uns viel zu mild behandelt werden. Wenn doch die Schuld klar erwiesen ist, sollte auch eine exemplarische Bestrafung dieser Verbrecher erfolgen. An die Wand mit solchen Elementen, denn nur ein solches Vorgehen würde Gleichgesinnte zur Vernunft bringen bzw. von ihrer gemeinen Handlungsweise abhalten.

Ida Angehrn, Sekretärin der Sektion St. Gallen/Appenzell des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes (20.5.1942):¹²⁹

Die jüngsten Ereignisse im Rheintal mit der Aburteilung einiger Landesverräter, u.a. eines Hauptmanns, lässt in unserer Gegend immer wieder die Frage aufkommen, weshalb nicht bei solchen Taten die Todesstrafe in Anwendung komme, wo doch bei Bekanntgabe des Militärgesetzes diese Strafe bei derartigen Handlungen angeführt sei.

Insbesondere junge Männer waren in der Wahl ihrer Worte bei diesem Thema nicht eben zimperlich. Ein Berner Student etwa wünschte sich «vor allem einmal eine exemplarische Execution durch Strang oder Beil», während Rekrut Alfons Diener aus dem thurgauischen Eschenz in seinem Rapport über einen 74 Schulungskurs vermerkte (21.5.1942):¹³⁰

In der Diskussion kam mit stürmischem Beifall zum Ausdruck, dass die meisten Anwesenden das exemplarische «Abmorxen» einiger Grossverräter befürworten. Ein Flüsterer, der neben mir sass, bemerkte, allerdings recht grob, man sollte so ein Exemplar ans Knabenschiessen schicken.

In den Tätigkeitsberichten der Vertrauensleute tauchte immer wieder die Vermutung auf, aus Rücksicht auf Deutschland seien die Militärgerichte angewiesen worden, nicht zu stren-

ge Urteile zu fällen. Albert Brack aus Bischofszell vermerkte in seinem TB vom 27. Februar 1942:¹³¹

Schliesslich ist noch eines, das ganz besonders den Wehrmann bewegt. Unsere gegenwärtigen militärischen Vorbereitungen sind doch, obwohl wir offiziell neutral sind, gegen die Achse gerichtet. Da sind nun die milden Urteile in den Strafprozessen gegen Landesverräter, wie die zwei Arbeiter der Munitionsfabrik in Altdorf und Major Mühleman und Konsorten, nicht zu verstehen. Man erwartet im Volk, dass hier riguros vorgegangen werden sollte und man vor der Todesstrafe nicht zurückschrecken sollte. Man ist sich vollständig im Klaren, dass diese «Gesellen», ohne dass von den Verbrechen etwas Genaueres bekannt wird, zugunsten unserer nördlichen Nachbarn gearbeitet haben.

Was viele andere ebenfalls vermuteten, sagte der Gefreite Otto Rüthy aus Schönenwerd AG unverblümt (6.5.1942):¹³²

Die scharfen Gerichtsurteile gegen Landesverräter werden, soweit ich beobachten konnte, überall mit Befriedigung zur Kenntnis genommen. Dagegen wird vermisst, dass in wirklich krassen Fällen von Landesverrat nicht endlich die Todesstrafe ausgesprochen wird. [...] Ich hörte in Diskussionen, die über diese Urteile geführt wurden, verschiedentlich die Bemerkung: «Sie händ halt Schiss vor de Sch wöbe.»

Unverständnis und Ungeduld nahmen im Lauf des Jahres 1942 zu. Vertrauensleuten, die an den Aufklärungskursen das Thema zur Sprache brachten, war die Aufmerksamkeit des Saals gewiss, und je drastischer sie ihre Forderungen nach der Kapitalstrafe stellten, desto lauter wurde applaudiert. Manchmal, so geht aus den Akten hervor, war der Applaus so stark, dass die H&H-Referenten geradezu erschrakten.

In der Berner Zentrale sahen sich Lindts Mitarbeiter immer wieder gezwungen, die in den Zuschriften wieder und wieder formulierte Frustration zu dämpfen. Dem Vertrauensmann Werner Bösch in Kreuzlingen antwortete Dienstchef Lindt (3.5.1942):¹³³

Gegenwärtig geht durch das ganze Volk der Ruf nach strengerer Verurteilung von Landesverrättern, wobei auch die Anwendung der Todesstrafe verlangt wird. Irgendwelche Milde oder Rücksicht solchen Vögeln gegenüber ist bestimmt nicht am Platze. Aber man muss auch beachten, dass wir ein Rechtsstaat sind, in dem die Urteile nicht zur Abschreckung, sondern im Namen der Gerechtigkeit ausgesprochen werden. Es ist nun möglich, dass die Todesstrafe nur deshalb noch nicht verhängt wurde, weil der Tatbestand, der für diese Strafe vorgesehen ist, nicht vorlag.

Wenn der Aufklärungsdienst sich generell befleissigte, Beschlüsse und Anordnungen übergeordneter ziviler und namentlich militärischer Instanzen loyal mitzutragen, und sich

hütete, auch mal kritische Kommentare anzubringen, so machte er gerade in dieser Frage Ausnahmen. Einem Basler Vertrauensmann gegenüber erlaubte sich Lindt die Bemerkung, er sei persönlich der Ansicht, die Militärgerichte hätten die Spionagefälle zu nachsichtig beurteilt. Und einen anderen Mitarbeiter wies er daraufhin, die Urteile müssten rechtsstaatlich einwandfrei sein und dürften somit «nicht reine Abschreckung bezwecken», doch dieser Belehrung folgte der Kommentar: «Für die Milde solcher Urteile sind nicht Rücksichten auf das Ausland verantwortlich, sondern der Umstand, dass einige Richter noch nicht genügend verstanden haben, in welcher Zeit wir leben.»

Im Lauf des Sommers 1942 wurde der «Ruf des Volkes» zunehmend schriller. Der Armeeleitung und dem Bundesrat dürfte sich die verbreitete Ungeduld spätestens im Juli offenbart haben, als Heer & Haus das Thema in einem seiner vertraulichen Berichte über die Stimmung der Zivilbevölkerung aufgriff (2.7.1942):¹³⁴

In allen Schichten der Bevölkerung, vom protestantischen und katholischen Geistlichen bis hinunter zum Handlanger, in der alemannischen Schweiz wie im Welschland und im Tessin, werden mit gleicher Schärfe härtere Urteile und die Anwendung der Todesstrafe gefordert. In keiner andern Frage zeigte die Volksstimmung eine solche Einigkeit. Das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes fühlt sich verletzt, da die Strafen, die wegen anderer militärgerichtlicher Delikte ausgesprochen werden, in keinem vernünftigen Verhältnis mehr zu den Strafen stehen, die den Landesverrat treffen. Häufig lässt sich die Ansicht feststellen, die fünfte Kolonne von links werde mit grösserer Entschiedenheit angepackt als die fünfte Kolonne von rechts. Der Kommunismus, so wird gesagt, eigne sich besser zum Prügelknaben, da seine Schutzmacht keine diplomatische Vertretung in der Schweiz besitzt, die immer wieder zu seinen Gunsten vorstellig werden könnte.

Am 25. August 1942 sah General Guisan den Zeitpunkt gekommen, höchstpersönlich zu intervenieren, und zwar beim Oberauditor der Armee. An jenem Tag verfasste er ein Geheimschreiben an Oberstbrigadier Eugster, das folgenden Wortlaut hat:¹³⁵

Ohne mich in die Belange der Militärjustiz einmischen zu wollen, bin ich der Ansicht, dass nunmehr die Gelegenheit gekommen ist, um wenigstens in den Fällen der drei angeklagten Offiziere Oblt. Reimann Otto Charles, 1913, Lt. Kully Otto Peter, 1917, und Lt. Merk Max, 1910, [...] die Todesstrafe auszusprechen. Für gewissenlose Verräter dieser Art, die zudem noch den Offiziersgrad bekleiden, verlangt die Armee und das Volk dringend eine der Tat angemessene Strafe. Nur die Todesstrafe kann nach den bisherigen Erfahrungen und den sich häufenden Spionagefällen hier als Präventivstrafe eine Wirkung ausüben. Jede Milde und Berücksichtigung unserer bisherigen



ARMÉE SUISSE

SCHWEIZERISCHE ARMEE

ESERCITO SVIZZERO

LE COMMANDANT EN CHEF
DE L'ARMÉE

DER OBERBEFEHLSHABER
DER ARMEE

IL COMANDANTE IN CAPO
DELL' ESERCITO

No. _____

1/Fy/ha

Armeehauptquartier, 25. 8. 42.

G E H E I M

Herrn Oberstbrigadier Bagster,
Armeeauditor,
B e r n .

Von den Anklageschriften der Spionageprozesse Schindler und Konsorten, Grosclaude und Konsorten, Oblt. Reimann und Konsorten und Four. Feer und Konsorten, sowie vom Urteil des Div. Ger. 7 A vom 17.7.42 in Sachen Schmid und Konsorten habe ich Kenntnis genommen.

Ohne mich in die Belange der Militärjustiz einzumischen zu wollen, bin ich der Ansicht, dass nunmehr die Gelegenheit gekommen ist, um wenigstens in den Fällen der drei angeklagten Offiziere, Oblt. Reimann Otto Charles, 1913, Lt. Kully Otto Peter, 1917 und Lt. Merk Max, 1910 nach Art. 86, Absatz 2 MStrG die Todesstrafe auszusprechen. Für gewissenlose Verräter dieser Art, die zudem noch den Offiziersgrad bekleiden, verlangt die Armee und das Volk dringend eine der Tat angemessene Strafe. Nur die Todesstrafe kann nach den bisherigen Erfahrungen und den sich häufenden Spionagefällen hier als Präventivstrafe eine Wirkung ausüben. Jede Milde und Berücksichtigung unserer bisherigen Praxis kann hier gefährlich werden und wir müssen einmal dazu kommen, die ganze Schärfe des Militärstrafgesetzes zur Anwendung zu bringen.

Die Akten gehen noch zur Einsichtnahme an den Chef des GSt. der Armee.

Der General:

Praxis kann hier gefährlich werden und wir müssen einmal dazu kommen, die ganze Schärfe des Militärstrafgesetzes zur Anwendung zu bringen.

Damit hatte der Oberkommandierende zwar nicht die Militärgerichte direkt unter Druck gesetzt, wohl aber dem obersten Ankläger unzweideutig klargemacht, was er von ihm erwartete. Guisans Erwartung ging rasch in Erfüllung. Nur einen Monat später fielen die ersten drei Todesurteile. Sie betrafen nicht die Fälle der drei vom General genannten Offiziere,¹³⁶ sondern die beiden Fouriere Jakob Feer und Werner Zürcher sowie den Fahrer Ernst Schräml, dessen kurzes Leben und Schicksal in den 1970er-Jahren aufgrund von Niklaus Meienbergs Buch *Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.* und des gleichnamigen Films von Richard Dindo allgemein bekannt und diskutiert wurden.

Das Echo auf diese Urteile war breit, und es war (fast) einhellig. Das Land atmete auf, die Richtersprüche wirkten wie eine Erlösung. Ein in Basler Arbeiter- und Angestelltenkreisen verankerter Vertrauensmann hielt in seinem TB fest, die Urteile würden «von mindestens 90% als gerecht erklärt und von allen dienstpflichtigen Soldaten begrüsst». Posthalter Kurt Müller aus dem thurgauischen Lengwil-Oberhofen schrieb (2.11.1942):¹³⁷

Dass die Militärgerichte endlich Todesurteile gegen Landesverräter ausgesprochen und dass der hohe Bundesrat jenen Stellen in Berlin, die immer unsere Neutralität bezweifeln, unsere Presse einseitiger Stellungnahme bezichtigen, eine senkrechte und mutige Antwort gegeben, hat die Stimmung im Volke positiv beeinflusst und das Vertrauen in unsere politische und militärische Führung nur gefestigt.

Bezirkslehrer Fritz Steiner aus Buttisholz LU legte seinem Schreiben diverse Schulaufsätze bei und vermerkte (27.9.1942):¹³⁸

Die Todesurteile des Kriegesgerichtes wurden in unserer Gegend mit sehr grosser Genugtuung aufgenommen. Überall ist man der Ansicht, man hätte schon längst so dreinfahren sollen.

Sattlermeister Franz Camenzind aus Steinen SZ hielt sich an Bruder Klaus (6.5.1943):¹³⁹

78

Der Armeeleitung sowie Ihrer Justiz und der hohen Regierung in Bern, zollt hohe Anerkennung in Aburteilung der Verräter unserer Heimat [...] Russland beweist, ohne fünfte Kolonne was es leistet. Die Armee ist stark. Unsere Armee ist auch stark und die Regierung, das haben die Todesurteile in letzter Zeit bewiesen. Bravo, Bravo, weg mit Verrätern.

Die Hand am Schwert, im Herzen Gott, so wird der Schweizer nie zum Spott (Worte vom sei. Landesvater Br. Klaus)

Lebensmittel- und Milchausfuhr und bei event.
Stromknappheit über Stromausfuhr Dies sind
Gerüchte die überal und immer wieder aufgestellt
werden besonders von Hausfrauen, die es gehöht
haben wollen von Bahn und Zollbeamten. Diese
Behauptungen werden am meisten laut bei Rationie-
rungsankündigungen.

3. Ein Ereigniss das in letzter Zeit Vertrauen und
Optimismus förderte waren ohne Zweifel die Todes-
urteile gegen Landesveräter und es sollte in die-
ser Beziehung viel scharfer vorgegangen werden
auch gegen ausländische Subjekte. Dieses Vertrauen
wurde nur durch getrübt das zuerst eine Bequa-
dungs-komision sich damit befassen muss, das
Schweizer Volk verlangt einstimmig die Vollstreckung
dieser Urteile

4. Negative Beeinflussung und Misstimmung ent-
stehen hauptsächlich in Betrieben u. Fabriken
welche für die ausländische Kriegsmaschine arbeiten
und dort wird meistens der Hebel angegriffen um
das Vertrauen in unsere Neutralität zu unter-
graben

5. Nein

Paul. Heckenroth Aug.
Wiesenstrasse 20
Basel
Paul. Komp. $\frac{III}{2}$

Abb. 11: Todesstrafe als Impulsgeberin für Vertrauen und Optimismus: Solche Rapporte wie dieser eines Basler Vertrauensmanns gingen beim Aufklärungsdienst in grosser Zahl ein.

Hans Martin Stüchelberger, Dr. phil., Pfarrer und Feldprediger, St. Gallen, rapportierte (18.2.1943):¹⁴⁰

Inbezug auf die landesverräterischen Umtriebe hat sich die Stimmung eher wieder beruhigt, nachdem die Schuldigen ihre Sühne mit dem Tode geleistet haben. Volkpsychologisch ist jedenfalls diese Strafe unbedingt erforderlich gewesen.

Kurt Gassmann, Vizepräsident des Comité olympique suisse, meldete ebenfalls «restloses Einverständnis mit den Todesurteilen», bemängelte aber, dass nicht konkreter informiert wurde, zugunsten welchen Landes derart eifrig spioniert werde (7.12.1942):¹⁴¹

Man vermutet allgemein, dass die Spionage zu Gunsten des Deutschen Reiches erfolgt ist. Die Erbitterung ist auch entsprechend. Es wird immer wieder die Frage aufgeworfen, unter Anerkennung diplomatischer Notwendigkeiten, weshalb nach dieser Richtung hin die Öffentlichkeit nicht aufgeklärt wird und man hier allen Gerüchten freien Lauf lässt. Würde es nicht eher zur Festigung des Zusammenhaltens führen, wenn man deutlich sagen würde, welches Land in so unverschämter Weise seine Spionage in der Schweiz ausgebaut hat und davon skrupellosen Gebrauch macht?

Der Aufklärungsdienst antwortete dem Vertrauensmann, in allen Fällen stecke hinter der Spionage Deutschland. Es entspreche indessen einer «ungeschriebenen internationalen Abmachung», dass der profitierende Staat nicht genannt werde.

Die Todesurteile festigten aber nicht nur das Vertrauen, sie befeuerten auch – insbesondere unter der jüngeren männlichen Bevölkerung – die Rachephantasien. Ein Beispiel dafür ist der Tätigkeitsbericht, den der Student und Korporal Guldimann aus Olten nach Bern sandte (3.12.1942):¹⁴²

Ich hatte Gelegenheit, in meiner Verbindung die Gerüchte über die Art und Weise der Hinrichtung der Landesverräter zu sammeln.

Sie sind derart mannigfaltig, dass es sich nicht lohnt, sie aufzuzählen. Einer behauptete, man habe sie splinternackt hingerichtet, ein anderer zog ihnen nur die Waffenröcke aus, das krasseste, das mir zu Ohren kam: splinternackt hätten sie sich beugen müssen, bis der Rumpf eine gerade Linie bildete, dann seien sie von hinten durch den «Arsch» erschossen worden. 40 Mann seien kommandiert worden, von denen 20 blind schossen.

Jene Vertrauensleute, die nicht von Euphorie gepackt waren, stellten eine Minderheit dar. Zu ihr gehörte der Gewerkschafter Willi Edele, der als Gärtner am St. Galler Bürgerspital arbeitete und dem wir noch öfter begegnen werden. Er notierte in einem TB (12.10.1942):¹⁴³

Ich hoffe sehr, dass die verhängten Todesurteile nicht vollstreckt werden. Damit will ich keineswegs die Taten der Schuldigen beschönigen, ich bin mir bewusst, was solche Delikte für Folgen haben könnten. Gerade darum glaube ich, dass sich diese Menschen gar nicht bewusst gewesen sind, was sie ausführten. Lebenslänglich Zuchthaus bietet Gelegenheit über die Verfehlungen nachzudenken [...] Der Todeskandidat hat keine Möglichkeit sich zu bessern und zur Besserung ist es bekanntlich nie zu spät. Auf alle Fälle besitzt keine Behörde und Menschen überhaupt ein Recht die Möglichkeit der Besserung zu unterbinden.

Die Antwort aus Bern lautete:

Ich begreife sehr wohl die Gründe, die Sie zur Hoffnung veranlassen, die verhängten Todesurteile gegen Landesverräter würden nicht vollzogen. Es scheint mir aber, dass diese Gründe, die übrigens dazu geführt haben, dass im eidg. Strafgesetzbuch die Todesstrafe ausgemerzt worden ist, keine Gültigkeit gegenüber Landesverrättern haben. Diese begehen nämlich ihre Verbrechen aus der Überzeugung heraus, dass binnen Kurzem entweder der ausländische Staat selbst, für den sie Spionage trieben, oder aber staatsfeindliche Bewegungen, denen sie angehören, die Macht in der Schweiz erringen werden. Beobachtungen haben ergeben, dass die Verkündung einer Freiheitsstrafe mit leichtem Herzen entgegen genommen wird, weil sie auf eine baldige Befreiung durch ihre Arbeitgeber hoffen. Diesen Leuten gegenüber haben also Freiheitsstrafen nicht die geringste abschreckende Wirkung. Bei der heutigen Überhandnahme des Landesverrates und der Spionage entspricht die Abschreckung einer Notwendigkeit. Diese Abschreckung gelingt jedoch nur, wenn die Todesstrafe ausgesprochen und auch vollzogen wird.

Die allgemeine Euphorie wurde allerdings dadurch etwas getrübt, dass die Vollstreckung nicht unmittelbar dem Urteilsspruch folgte. So schwang bei manchen Zuschriften ein gewisses Misstrauen mit.

Max Kunz aus Brittnau AG signalisierte nach Bern (10.12.1942):¹⁴⁴

Es herrscht allgemein die Auffassung, dass man Landesverrättern, wie wir sie in letzter Zeit leider zu verzeichnen hatten, keine Frist für Begnadigungsgesuche einräumen sollte, sondern sofort die Todesurteile vollstrecken sollte. Stimmen wurden laut, wonach es unverantwortlich sei, solche Schwerverbrecher überhaupt noch zu **81** «füttern», bis der endgültige Entscheid über die Urteile gefällt werden kann.

Ein St. Galler Lehrer sah in den Todesurteilen eine «positive Erscheinung» und fügte die Warnung bei: «Wehe aber, wenn sie begnadigt werden!» Es sei Aufgabe gerade des Aufklärungsdienstes, «unbedingt eine Vollstreckung des Urteils herbeiführen zu helfen». Eine im FHD und anderen Frauenorganisationen aktive Dame aus Zürich meldete, sie habe mit ihren Mitarbeiterinnen über die Todesur-

Generaladjutantur
Sektion Heer u. Haus
Aufklärungsdienst
Feldpost 17.

Steinen, den 7. Mai 44.

Sehr geehrte Herren!

ren von Herr Oberst Sscar Frey
sowie das Schreiben
sowie das Schreiben

Beständige den Empfang Jhrer sehr intressanten Bröschü-
L1/j1 No.100/26
L1/j1 No.101/26
26/L1/Be No.602

Habe die Sachen gut gelesen und bin auf den Standpunkt gekommen, das es so ist und das wir noch nicht wissen was noch alles kommen kann. Ganz besonders wichtig ist unsere (Anbauschlacht) die aber heute sicher in allen Kreisen besser verstanden wird als je zuvor. Bei uns wird in der Angelegenheit wirklich gut gearbeitet, alles gibt sich Mühe und wais um was es geht. Das ganze Schweizervolk verdankt sicher das grosse Werk die (Anbauschlacht) unserer sehr umsichtigen Regierung in Bern sowie dem sehr geschätzten Herr Ständerat (Wahlen) mit seinen treuen Mitarbeitern. Alle Ehre gebührt diesen Herren und das wird auch von unserem Volk voll und ganz anerkannt, das hört man bei uns in Steinen viel. Also die Stimmung im Volke bei uns ist gut, auch wenn es etwa einmal etwas urhig zugeht das ist besser als die (Trukiberger) von denen man alles erwarten kann was nicht nötig ist.

Was die Kriegslage anbelangt spricht man überall von der schon länger erwarteten (Invasion der Allierten) die sicher in nächster Zeit zu erwarten ist. Auch da bleiben wir ruhig, ein guter Stern möge unser liebes Vaterland mit seinem Strahl beleuchten und unser Landesvater im Ranft (Bruder Klaus) wird Jhne sicher recht führen. Das ist mein Wunsch und vieler tausend Schweizer.

Mein und vieler ist das besondere (Augenmerk) bei den Landesverräter die etwa da oder dort noch nach Beute warten wie ein Löwe in seiner Höhle. In dieser Angelegenheit bin ich ganz der Meinung vom Russischen Chef der dortigen Regierung (Marschall Stalin) der am 1. Mai in seinem Tagesbefehl sagte. Das verwundete Tier habe sich in seine Höhle zurück gezogen, aber es müsse unbedingt dort entgültig erlegt werden. Sehr gut ist diese Meinung. Unsere hohe Landesregierung hat auch da schon gottlob, viele solche Tiere erlegt allen Dank dafür. Keine Gnade in dieser Sache.

Landesverrat ist meiner Meinung nach, das schrecklichste was es gibt auf der Welt. Hoffentlich sind wir in der Schweiz bald am Ende in dieser Sache und die Geheimhöhlen sind bald geseubert.

Bei uns in Steinen hat es auch gebessert, ich glaube die Herren die es angeht haben den Pfeffer gericht. Verweise auf meine früheren Schreiben.

Ganz besonders verweise ich noch auf das letzte Todesurteil vom M. Pfister das bei der ganzen Bevölkerung grosse Genugtuung ausgelöst hat. Ganz richtig so, die Herren Offiziere sollen ganz besonders wissen, was zu tun ist und was Jhnen in einem solchen Fall wartet. Sie sollen ein Vorbild sein der Mannschaft und nicht Verwat üben an Jhnen.

Bei jedem Fall, wenn es noch solche geben sollte, strikte und entschlossene Ablehnung Jhrer (Begnadigungs-Gesuche) kein Grad spielt uns eine Rolle ob Soldat oder Offizier, alle gleich, weg mit Jhnen (Landesunglück)

Joh danke nochmals allen Herren seien Sie in Bern oder sonst wo, das Sie bis anhin koreckt vorgegangen sind. Das ganze Schweizervolk wird Jhne später noch dankbar sein.

Hochachtend zeichnet,
Camenzind Franz, Sattlerei.

7. Mai 1944



Abb. 12: Marschall Stalin als Vorbild für den Umgang mit Verrätern.

teile gesprochen; von den sechs Anwesenden sei nur eine für Begnadigung eingetreten, «und auch diese nur mit Rücksicht auf die Vollstreckungsmannschaft». Der Frauenfelder Vertrauensmann Arthur Hügli regte sich über den in seinen Augen viel zu langen Rechtsweg auf (20.1.1943):¹⁴⁵

Jeder Schweizer-Soldat der die Hand zum Treuschwur erhob, weiss, was die Folge ist wenn er der Heimat die Treue bricht. Warum hören wir nicht die kurze Meldung, der oder jener wurde wegen Verrat am Vaterland zum Tode verurteilt und das Urteil vollstreckt. Warum noch so viel Geld und Zeit opfern für solche Schufte? Denn das glauben wir doch alle dass unsere Militärjustiz die Sache so gründlich macht dass in solchen Fällen sich alles andere erübrigen liesse.

Angesichts solcher Radikalität sah sich der Aufklärungsdienst veranlasst, beruhigend auf seine Vertrauensleute einzuwirken und sie vor der Versuchung zu warnen, «vom Ausland importiertes Schnellrichtverfahren» zu praktizieren. Kurz, aber bestimmt erinnerte er sie an die rechtsstaatlichen Gepflogenheiten. Seine Standardantwort an die Rapporture lautete (23.10.1942):¹⁴⁶

Was die Verzögerung in der Vollstreckung der Todesurteile anbetrifft, ist zu sagen, dass sie nicht auf Unentschlossenheit der Behörden zurückzuführen ist. Daran ist einzig und allein schuld, dass die Delinquenten von ihrem Recht, Kassationsbeschwerde und Begnadigungsgesuch stellen zu können, Gebrauch gemacht haben. Dieses Recht, das im Militärstrafrecht dem Verurteilten zugestanden wird, ist es gerade, was unsere Demokratie (Rechtsstaat) von einem totalitären Staatswesen unterscheidet, in dem die Todesstrafe schablonenhaft angewendet und das Urteil ohne Übriges sofort vollstreckt wird.

Auch damals machte sich bemerkbar, was der Volksmund mit dem Sätzchen auszudrücken pflegt: Die Kleinen hängt man, die Grossen lässt man laufen. Dass Todesurteile hauptsächlich gegen einfache Soldaten und Unteroffiziere gefällt wurden, empfanden viele Zeitgenossen als verdächtig, jedenfalls als ungerecht. Daher mischte sich in die Genugtuung über die Exekutionen auch Skepsis. Drogist J. Niedermann aus Luzern hielt fest (19.11.1942):¹⁴⁷

Die Todesurteile wurden allgemein begrüsst. Dass aber der Unfug der Erst- & Zweit – klass-Schweizer ausgerechnet bei unsern Militärgerichten auch noch Eingang gefunden hat, ist schon etwas tiefer zu hängen. Warum hat man wieder den kleinen Mann härter hergenommen als die Herren Obersten?

E. Hauser-Lechner, Gattin eines Eisenwarenhändlers in St. Gallen, liess Bern wissen (22.11.1942):¹⁴⁸

Dass die Todesurteile gerecht & notwendig waren wurde eigentlich nicht diskutiert vielmehr hätte man es begrüsst wenn nicht vorher so & so viele Offiziere laufengelass-

sen worden wären um das Exempel dann an Unteroffizieren & einem Soldaten zu statuieren.

Vertrauensmann Mars Bucher aus Steckborn wollte gar wissen (1.1.1943):¹⁴⁹

Inbezug auf die Todesurteile wegen Verrat hört man, dass in der Schweiz mindestens noch 2'000 Personen verhaftet sein sollen, dass man aber wegen dem Ausland nicht zu viel sage. Ferner hört man, dass demnächst die Obersten und andere hohe Offiziere an die Reihe kommen, da nicht nur unter den Unteroffizieren und Gefreiten Verräter seien.

Die Vermutung, es gebe unter den hohen Offizieren und Funktionären eine ganze Reihe unzuverlässiger Elemente, war im Volk weitverbreitet. Genährt wurde sie durch die Affären deutschfreundlicher Militärs – etwa durch den «Fall Däniker», die Aktivitäten Eugen Birchers oder die Intrigen, mit denen Korpskommandant Ulrich Wille den General aus dem Feld zu schlagen suchte. Zahlreiche Angehörige des Gesinnungskaders griffen diese «Geschichten», die für das gewöhnliche Volk allerdings nie ganz durchsichtig waren, mit Besorgnis auf (vgl. Kapitel 13, S. 194). Noch vor den ersten Todesstrafen hatte der Lenzburger Pfarrer Hermann Basler einen langen, eindringlichen Brief an H&H gesandt, aus dem hier ein Ausschnitt folgt (1.5.1942):¹⁵⁰

Was mir darüber hinaus insbesondere zu denken gab, war die Beobachtung, dass in all den Ländern, die nun unter Fremdherrschaft geraten sind, Einheimische bereit waren, ihr Vaterland an den Feind zu verraten und auszuliefern. Und zwar handelte es sich ja in keinem einzigen Fall etwa um Kommunisten oder Sozialisten, sondern stets um Leute aus betont «national» eingestellten Kreisen, vornehmlich erst noch höhere Offiziere. Es plagte mich die Frage, ob so etwas wohl auch bei uns möglich wäre. Dass diese Besorgnis nicht ganz unbegründet war, hat sich ja nun leider bestätigt. Mit der politisch-soziologischen Herkunft der wegen landesverräterischer Umtriebe verhafteten und bestraften «Schweizer» ist es bei uns gleich bestellt wie anderswo – ein Umstand, der sehr zum Aufsehen mahnt und der längst dazu hätte führen müssen, gegen die Feinde unseres Staatswesens von «rechts» den gleichen Mass-Stab zur Anwendung zu bringen, der gegen die Feinde von «links» schon immer so stramm gehandhabt wird.

Dem Aufklärungsdienst gefielen solche Kommentare nicht. Den Kritikern schrieb er zurück, Offiziere seien weder früher noch gegenwärtig milder behandelt worden; vielmehr treffe das Gegenteil zu, weil «Gradierte, die als Führer die grössere Verantwortung tragen und deshalb der Armee näher stehen, strenger bestraft [werden] als Soldaten». Und Vermutungen, es habe ganze Verhaftungswellen gegeben, parierte er mit der Drohung von Sanktionen:¹⁵¹

Die Zahl von 2'000 Verhaftungen ist stark übertrieben. Wir bitten Sie, die Leute darauf aufmerksam zu machen, dass Gerüchteverbreitung strafbar ist. Uns liegt ein Urteil vor, in dem ein Mann, der fahrlässig das Gerücht verbreitete, es würden noch höhere Offiziere «drankommen», u.a. ein bestimmter höherer Kommandant, zu 30 Tagen Gefängnis und den Verfahrenskosten verurteilt worden ist.

Die Todesurteile, so willkommen sie dem Volk waren, zeigten eine weitere ambivalente Seite. Denn je konsequenter die Höchststrafe angewendet wurde, desto deutlicher machte sich eine eigentümliche, die Stimmung wiederum dämpfende Dialektik bemerkbar, die in der richterlichen Praxis steckte.

Der Öffentlichkeit blieb der Sachverhalt der einzelnen Fälle selbstverständlich verborgen; die Landesverratsprozesse waren geheim. Die Tatsache jedoch, dass ein Todesurteil gefällt wurde, war jedermann Beweis genug, dass der Verrat gewaltig sein musste. Dieser Umstand beunruhigte das Volk, und die Beunruhigung steigerte sich noch, als auch Offiziere vor dem Exekutionspeleton landeten. Denn ein Offizier wusste mehr als ein Soldat, also wird er auch mehr verraten haben. Diese Fälle warfen einen langen Schatten auf das gesamte Offizierskorps, und sie liessen verbreitet die Frage aufkommen, die ein Vertrauensmann in die einfachen Worte kleidete: «Gibt es in der Schweiz noch etwas zu verraten?»

Konfrontiert mit solchen und ähnlichen Mutmassungen, vollzog der Aufklärungsdienst zum Zweck der Volksberuhigung eine eigentümliche Volte. Eigentümlich deshalb, weil ihm als Vorbild ausgerechnet die Rote Armee diene und weil er die Bedeutung eines Verrats plötzlich relativierte. Seine Standardantwort an die vielen Halt suchenden Vertrauensleute lautete nach der Schlacht um Stalingrad, die Ende Januar 1943 mit der Niederlage der deutschen 6. Armee endete, folgendermassen:¹⁵²

Die Kriegserfahrungen haben gezeigt, dass es nicht ausschlaggebend ist, wieviel der Feind von einer Festung oder einer Waffe weiss. Vielmehr kommt es darauf an, mit welchem Einsatz und welcher Hingabe ein Bunker verteidigt und eine Waffe gehandhabt wird. Die Kämpfe des letzten Winters an der Ostfront, wo Bunker mehrmals hintereinander den Besitzer wechselten, sind ein lebendiges Beispiel dafür.

Eine entschiedene Gegenstimme gegen die Verhängung von Todesurteilen erhob sich aber doch. Sie kam nicht direkt aus dem Kreis der Vertrauensleute. Und sie wurde rasch wieder zum Schweigen gebracht. Es war die Stimme der religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz. In der Zeitschrift *Aufbau* warnte sie, die Vollstreckung von Todesurteilen gleiche einem Dammbruch: «In fast ganz Europa wird jetzt an die Wand gestellt, zu Tausenden.» Tue das auch die Schweiz, so begeben man sich auf die «gleitende Ebene».¹⁵³

Nach den ersten Todesurteilen (aber noch vor deren Vollstreckung am 11. November 1942) versuchte Pfarrer Paul Trautvetter, ein Anhänger des Theologen und Mitbegründers der religiös-sozialen Bewegung Leonhard Ragaz, die Zürcher Synode zu einer Resolution gegen die Anwendung der Todesstrafe zu bewegen.¹⁵⁴ Im Entwurf zu dieser Resolution, den er der am 28. Oktober 1942 tagenden Synode vorlegte, geisselte Trautvetter die verabscheuungswürdigen Verbrechen des Landesverrats; zur Todesstrafe jedoch hielt sein Entwurfstext ein unmissverständliches Nein fest:

Sie [*die Kirchensynode*] kann es aber mit ihrem Verständnis Christi nicht vereinbaren, dass die Schuldigen getötet werden sollen, sondern hält es gerade in unserer Zeit, der die Scheu vor dem Blutvergiessen und die Ehrfurcht vor dem göttlichen Ebenbild abhanden zu kommen droht, für eine besonders dringliche, ja heilige Aufgabe, an jener menschlichen, auf die Besserung des Schuldigen abzielenden Rechtspflege festzuhalten, wie sie im neuen Eidgenössischen Strafgesetz festgelegt ist. [...] Sie kann nur mit Grauen daran denken, dass wir – vor dem Kriege gnädig bewahrt – nun Gesetze zur Anwendung bringen, die nur für den Kriegsfall vorgesehen sind, und dass unsere Soldaten, die, Gott sei Dank, nicht in den Fall kamen, töten zu müssen, nun ihre Waffen zu Hinrichtungen erheben sollten.¹⁵⁵

In der Synodalsitzung löste diese Resolution eine bewegte Diskussion aus. Am meisten Gewicht hatte das Votum von Professor Emil Brunner, neben Karl Barth damals der bedeutendste Theologe weit und breit. Brunner hütete sich selbstverständlich, in den aktuellen Fällen Feer/Zürcher/Schrämli ein Plädoyer für die Todesstrafe zu halten; vielmehr begründete er, sich auf die Bibel und insbesondere auf die Bergpredigt stützend, weshalb es nicht anhehe, mit Berufung auf die Barmherzigkeit Gottes dem Richter Staat in den Arm zu fallen. Sein Fazit:

Der Staat soll sich hüten, dieses äusserste Mittel leichtfertig zu gebrauchen. Und leichtfertig oder brutal wäre der Gebrauch überall da, wo nicht zwingende Notwendigkeit vorliegt, wo es nicht, um der Rechtsordnung und des Gemeinwohls willen, notwendig ist. Wo aber diese Notwendigkeit vorliegt, da darf er nicht nur, da muss er im Auftrag Gottes dieses harte Mittel gebrauchen, um der Barmherzigkeit willen, zum Schutze des Volkes.

Gegen Prestige und Wortmacht des Professors und Universitätsrektors hatte Trautvetter, der Pfarrer von Höngg, keine Chance. Die Synode lehnte seinen Antrag mit 143 gegen 20 Stimmen ab. Welches Aufsehen Brunners Votum damals erregte, zeigte das mehrheitlich positive Echo in der Presse. Für die NZZ wog des Theologen Wort so schwer, dass sie die Mützen ihrer Zeitungsverkäufer an jenem Tag mit der Schlagzeile versah: «Emil Brunner zur Todesstrafe!»¹⁵⁶ Wichtig war sein Kommentar auch für die Militärgerichte. In nachfolgen-

den Verfahren verwiesen die Richter in den Urteilsbegründungen auf den oben zitierten Passus, womit die Verdikte gewissermassen auch das theologische Gütesiegel hatten.

Um auf den Beginn dieses Kapitels zurückzukommen: Die Augenbinde der *Justitia militaris* war nicht allzu dicht gewoben. In jenen schwierigen Zeiten hätte es die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung allerdings nicht verstanden, wenn der Staat beziehungsweise die Justiz die Kapitalstrafe *nicht* angewendet hätte. Der Druck auf die Gerichte war immens. Das Volk wollte Vergeltung, und es wollte Abschreckung. Doch alles in allem ist festzustellen, dass die Todesstrafe als Instrument zur Beruhigung der Gemüter eine zweifelhafte Wirkung hatte. Nochmals sei einem Vertrauensmann, Arnold Ullmann aus Eschenz, das Wort gegeben. Er schrieb am 25.3.1944 nach Bern:¹⁵⁷

Allgemein ist festzustellen, dass die Stimmung im Volke eher negativ ist, und das Vertrauen schwach, zur Hauptsache gegenüber den Offizieren. Grund dazu geben die Offiziere, die in Spionage verwickelt sind, wie jetzt z.B. Major Pfister.¹⁵⁸

Die Antwort, die ihm der Aufklärungsdienst ein paar Tage später zustellte, relativierte die Gewissheiten, die er zuvor verbreitet hatte:

Es trifft zu, dass anfangs dieses Krieges Spionage noch nicht derart scharf bestraft wurde wie heute. Inzwischen aber ist der Spionagekrieg derart gegen uns verschärft worden, dass wir nur mit äusserster Strenge vorgehen können. Die Hoffnung, dass durch Todesurteile andere Leute von der Spionage abgeschreckt werden, hat sich bis heute leider noch nicht als zutreffend erwiesen.

Kapitel 6

Gift im Kakao, Leichen im Waggon, Menschenfleisch im Salami

Gerüchte als Landplage, an der die Obrigkeit nicht ganz unschuldig war

Auftakt zu diesem Kapitel sei eine kleine Gegenüberstellung zwischen Theorie und Praxis.

Die Theorie – gemäss einer Studie, die Oberleutnant Debrunner 1942 für den Wehrpsychologischen Dienst der Armee anfertigte:¹⁵⁹

Indem die Gerüchte auf tiefere Seelenschichten zurückgreifen, erweisen sie sich zugleich als kompensatorisch tätige Regulative, als Ausgleichsversuche seitens unbewusster Phantasien und Erlebnisse gegenüber extremen Bewusstseinshaltungen. Sie sind als instruktive Korrekturbestrebungen gegenüber einseitig empfundenen Massnahmen der Führung, gegenüber beunruhigenden Zuständen oder gegen chockartige [sic!] Eindrücke zu bewerten. Insofern legen sie Zeugnis ab für den gesunden, ja oft schöpferischen Spürsinn eines selbständig beobachtenden Volkes. Der Führung können sie wertvolle Hinweise bieten, was für Gesichtspunkte stärker zu beachten wären.

Die Praxis – gemäss Rapport eines Vertrauensmanns des Aufklärungsdienstes:¹⁶⁰

Soeben sagte mir meine Frau, dass gestern Abend eine ältere Frau, die in unserm Hause wohnt, erzählte, dass sie vernommen habe, dass der Papst sich habe flüchten müssen und sich nun in Brülisau/App. aufhalte. Sie meinte noch, das sei dann schon eine Ehre für Brülisau!

Liest man diese paar Zeilen über die päpstliche Flucht ins Appenzellische, so ist man erstaunt, dass aus den Phantasien, die sie enthalten, sich derart viel und tiefgründige Theorie entwickeln lässt, wie sie in den Zeilen davor steckt. Das Gerücht über den am Fuss des Hohen Kastens Schutz suchenden Pontifex maximus ist zwar reichlich exotisch, und es mag auch nicht prototypisch sein für diese Form der Kommunikation. Aber zur Eigenheit von Gerüchten gehört eben gerade eine gewisse Sperrigkeit, sich überhaupt fassen und in feste Kategorien bannen zu lassen.

Das hat mehrere Gründe. Gerüchte sind nicht a priori falsch und natürlich auch nicht wahr.¹⁶¹ Sie können sich weit entfernt von der Faktenlage bewegen, sie können dieser aber auch nahekommen oder sich mit ihr decken. Zu seinen Eigenschaften zählt ferner, dass sich

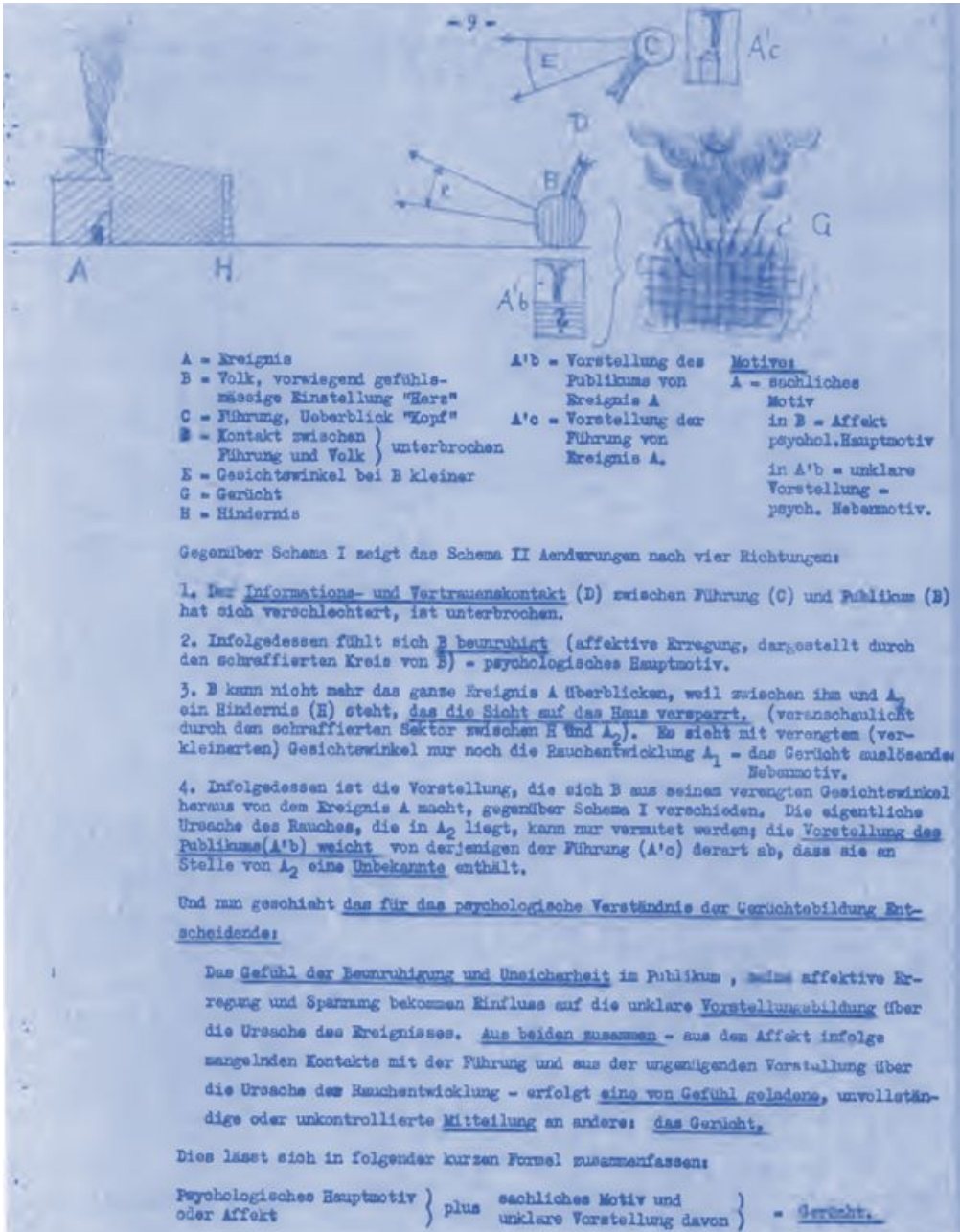


Abb. 13: Eine 38-seitige Abhandlung des Wehrpsychologischen Dienstes theoretisierte Entstehung und Bekämpfung von Gerüchten – inklusive grafischer Darstellungen.

das Gerücht schnell (wie ein Lauffeuer) verbreitet, dass es oft zäh ist und sich durch Dementis jedenfalls nicht automatisch aus der Welt schaffen lässt. Es ist einfach da und entfaltet erst noch Öffentlichkeit, die kaum oder gar nicht zu kontrollieren ist. Und dann seine Suggestivkraft! Wer verspürt nicht die eigentümliche Lust, am Spiel des Hörensagens teilzunehmen, wer widersteht der Versuchung, ein «on dit», selbst wenn man es für Unfug hält, brühwarm weiterzugeben? Der Fama, Göttin der Gerüchte, scheinen Zauberkräfte zu Gebote zu stehen.

Wenn Gerüchte ähnlich schwer zu fassen sind wie Fische, so steht unzweifelhaft fest, dass ihre Häufigkeit mit den politischen Zuständen korreliert: je virulenter die Spannungen zwischen Menschen, Interessengruppen oder Nationen, desto grösser die Gerüchtedichte. Im Krieg haben Gerüchte geradezu Hochkonjunktur. Darauf verwies der fleissige Oberleutnant Debrunner eingehend in seiner Studie, die auch einen kurzen Abriss der Entwicklung technischer Verbreitungsmöglichkeiten enthielt und zur Erkenntnis gelangte:

Durch das Radio ist der Möglichkeit, Gerüchte auf weite Räume hin zu verbreiten, überhaupt keine Schranke mehr gesetzt. Man hat es also mit einer Kriegswaffe von einer sehr gefährlichen Art zu tun. In kleinen Massen erlebten wir die Wirkung dieses Gerüchtekrieges selbst im Mai 1940, und ein Staat wie Frankreich wurde, z.T. weil er gegen diese Waffe zu wenig gerüstet war, in unglaublich kurzer Zeit auf die Knie gezwungen.

In gewisser Weise betrieben die Schweizer Behörden in Sachen Gerüchte selber Konjunkturförderung. Die Ereignisse überschlugen sich damals, kaum ein Tag verging, an dem der Krieg nicht Schlagzeilen lieferte. Das Bedürfnis des Volks nach Information war entsprechend gross. Gleichzeitig aber belegte die Regierung die Medien mit den Zensurvorschriften, hauptsächlich aus Angst, «freie» und ungeschminkt berichtende Medien könnten die Herren des Dritten Reichs reizen. Diese Konstellation schuf den idealen Nährboden für Gerüchte, und eine gewisse Sorte von Gerüchten war wiederum geeignet, die erwähnten Herren oder auch deren alliierte Gegner tatsächlich zu reizen oder ihnen Argumente für ihre Polemik gegen die Schweiz zu liefern. Ein Teufelskreis also.

So griff die Regierung zu einer Massnahme, wie sie alle Regierungen in vergleichbaren Situationen zu treffen pflegen: Disziplinierung per Strafrecht. Gestützt auf seine Vollmachten, legte der Bundesrat am 28. Mai 1940 im Militärstrafgesetz fest:

Wer vorsätzlich oder fahrlässig Gerüchte oder unwahre Behauptungen aufstellt oder verbreitet, durch welche die Bevölkerung in Unruhe versetzt wird, wird mit Gefängnis bestraft.

In leichten Fällen erfolgt disziplinarische Bestrafung.

T.B. 6

Wangen den 15. V. 43

Gerüchte

Es soll aus Deutschland Gift in die Schweiz gekommen sein und sei bei einigen Leuten verteilt worden. Gift soll im Kakao für die Soldaten sein um sie zu töten.

2. Gerücht.

Hitler wolle den Gotthard zusammen schießen.

Huber
b. Lögeri
Wangen
Schweiz

Es wird immer noch Schindlerhandel getrieben mit Eiern

60 neraatajutantur	
Sekt. Heer u. Haue	
17. APRIL 1943	5
V. I. B.	
V. II.	/
F. P.	
F. V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
R. F.	
K.	
il. j. rt.	

Abb. 14: Das Gerücht über vergifteten Kakao hielt sich hartnäckig.

Wie ernst man die Gerüchtemacherei nahm, zeigt auch die Arbeit des Aufklärungsdienstes von Heer & Haus. Eine der fünf Standardfragen, welche die Vertrauensleute in ihren Rapporten beantworten sollten, lautete: «Sind Ihnen neue Gerüchte zu Ohren gekommen?»

Weder dem Arm des Gesetzes noch dem Aufklärungsbüro des Dr. Lindt aber mochte recht gelingen, das Treiben der Fama oder, um beim Diktum des Oberleutnant Debrunner zu bleiben, den *schöpferischen Spürsinn des Volkes* zu bändigen. Wohl ebten die Gerüchte zeitweise ab, doch kaum hatten sie sich verflüchtigt, waren sie auch wieder da. Manche Vertrauensleute schien der Kampf gegen die Windmühlen zu ermüden, immer wieder tauchte in ihren Berichten die Bemerkung auf, man halte es nicht für nötig, jedes *Treppenhausgeschwätz* nach Bern weiterzureichen. Ausserdem genierten sich viele, die Schwätzer auch noch «stellen» und sie nach ihren Personalien fragen zu müssen. Verfüge man weder über eine Uniform noch über ein Mandat oder eine sonstige Legitimation, so befinde man sich diesen gegenüber in einer schwachen Position. Zumindest einen Ausweis solle der Aufklärungsdienst seinen Leuten an der Front abgeben, wurde im Gesinnungskader immer wieder gefordert.

Dafür hatte die Berner Zentrale kein Gehör. In den Kursen trichterten die Referenten den Männern und Frauen ein, heute habe jedermann eine Verpflichtung «zur Unhöflichkeit, zur Zivilcourage und dazu, seinen angeborenen Hang zur Gleichgültigkeit zu überwinden». Was die Frage des Ausweises betraf, wurde einem Mitarbeiter beschieden (19.6.1943).¹⁶²

Unsere Vertrauensleute sind keine Polizeiorgane. Sie sollen auch nicht durch einen Ausweis als «bessere Schweizer» gekennzeichnet werden. Es erfordert einige Zivilcourage, in Fällen, wie Sie sie uns schildern, einzugreifen, ohne über eine formelle Legitimation dazu zu verfügen. Jedoch glauben wir, diese Anforderungen an unsere Vertrauensleute stellen zu dürfen.

Als kleinen Trost erhielten die Mitglieder des Gesinnungskaders immerhin das Schweigeplatkat («Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat») in Form einer Visitenkarte. Diese Karte, so die Empfehlung aus Bern, sollten sie den Besserwissern und Klatschtanten vorzeigen; ein solcherart diskretes Vorgehen würde mitunter eher akzeptiert als eine direkte Zu-rechtweisung.

92

Doch alle Dementis, Richtigstellungen und Schweigekärtchen brachten

die Fama nicht zum Schweigen. Die kritischeren Vertrauensleute machten immer wieder ganz nüchtern auf den Schwachpunkt im «Abwehrdispositiv» aufmerksam. Kleinverleger J. Wallimann, der den *Anzeiger für das Michelsamt* in Beromünster herausgab, sah die Ursache für die Gerüchtemacherei in der Pressezensur. Deren blosses Vorhandensein mache den Durchschnittsbürger misstrauisch, denn dieser wisse nicht so recht, ob man ihm wirklich die Wahrheit sage oder in höherem Interesse einen «aufbinden» wolle.¹⁶³ Und der junge St. Gal-

ler Rechtsanwalt Harald Huber, dem eine glänzende Karriere bevorstehen sollte, schrieb (7.11.1943):¹⁶⁴

Ziemlich viele Gerüchte zirkulierten und zirkulieren betr. Überfliegungen, Abschüsse, Flüchtlingsströme etc. Meist romantisch ausgeschmückt, gelegentlich auch deutlich zur Stimmungsmache für (USA-Flieger) bzw. gegen (Flüchtlinge) die Beteiligten. Im Einzelnen sind sie kaum der Erwähnung wert und Ihnen sicher bekannt. Dagegen zeigt sich auch hier von Neuem, dass die Heimlichtuerei mehr schadet als nützt. Wüsste man, dass die Presse alles bringen darf und dann natürlich auch bringt, so wäre den Gerüchten der Boden weitgehend entzogen. Wenn aber z.B. in vielen Gegenden Luftkämpfe beobachtet oder internierte Neger angetroffen werden, so genügt ein lakonisches Communiqué von 4 Zeilen nicht, besonders, wenn es erst nach Tagen erscheint.

Begeben wir uns nun selber in die Gerüchteküche und werfen einen Blick darauf, wie es dort um die Jahreswende 1942/43 zu- und herging. Es brodelte in jenen Tagen. Als absoluter Renner erwiesen sich die Spekulationen, welche die Gründe für das Scheitern der Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland hundertfach variierten (zum Beispiel hätten die Nazis Zehntausende von Facharbeitern sowie das Durchmarschrecht durch unser Territorium verlangt; vgl. S. 101 und S. 165). Neben diesem Hauptrenner gab es noch Dutzende anderer Gerüchte landauf und landab. Eine kleine Auswahl:¹⁶⁵

- Im Aargau sei eine Zweigfiliale der Lonzawerke bombardiert worden.
- Bei Manövern sei im Nahkampf einem Offizier der Schädel mit einem Gewehrkolben eingeschlagen worden, weil die in Rage gekommenen Soldaten nicht mehr zwischen Ernst und Übung hätten unterscheiden können.
- In Genf seien zwei deutsche Flüchtlinge verhaftet worden, die als Schweizer Obersten verkleidet gewesen seien.
- Es sei wieder einmal ein Lager Käse verdorben.
- Hitler wolle, wenn er komme, alle Frauen nach dem Osten verschleppen (nach Ansicht von anderer Seite: nach seinen neuen Kolonien in Afrika).
- Jede Woche kämen per Flugzeug zwei hohe deutsche Persönlichkeiten nach Zürich, um auf dem Dolder gut und genug zu essen.
- Der Staat habe den Sommer über von den Produzenten viele Eier gesammelt und dann alle zugrunde gehenlassen.
- In Altdorf seien in der Munitionsfabrik 90 Personen verhaftet worden, welche die Fabrik in die Luft sprengen wollten.
- Auf dem Grab des verstorbenen Nationalrats Roman Abt¹⁶⁶ habe es fünf Kränze mit Hakenkreuz gehabt.
- General Guisan habe den Soldaten gesagt, Hitler komme bald in die Schweiz.

- Die Deutschen beabsichtigten, eine für ganz Europa einheitliche Währung einzuführen, wodurch der Schweizerfranken enorm an Wert verlieren würde.
- Radio Moskau habe der Schweiz den Dank ausgesprochen für Fleischkonserven, die in einem deutschen Vorratslager gefunden worden seien und von Lenzburg stammten.
- In Genf, wo Wollwaren viel knapper seien als in der deutschen Schweiz, hätten Emigranten alles aufgekauft.
- Da jede Viertelstunde 1'500 bis 1'700 Tonnen durch den Gotthard nach Italien gelangen, sei ein Angriff mittels Fallschirmtruppen seitens England geplant, zwecks Vornahme der Sprengung des Gotthards.

Alles nur Klatsch, Geschwätz, dummes Zeug? Oder enthielt dieses oder jenes Gerücht auch ein paar Körnchen oder Körner Wahrheit? Viele von ihnen offenbarten Abgründe menschlicher Phantasien, die aber vor dem Hintergrund dessen, was sich in jenen Jahren zutrug, erklärbar waren. Es gab Vermutungen, die plausibel tönten und, jedenfalls wenn sie Politisches betrafen, für die Schweiz genierlich (oder echt gefährlich) sein konnten. Und es fand sich im ganzen Gewoge auch Absurdes, Harmloses, Skurriles.

Ein weites Feld also. Beginnen wir mit Meldungen, die der Aufklärungsdienst der Kategorie «Schauermär» zuordnete. Sie traten in unterschiedlichen Varianten auf den Plan und lösten teils umfangreiche Korrespondenzen aus.

Die Luzerner Vertrauensfrau E. M. meldete am 11.7.1942 nach Bern:¹⁶⁷

Es wird herum geboten, dass 1-2 (?) deutsche Eisenbahnwagen, die nach Baden-B. hätten gehen sollen, fälschlich in Baden-Zch gelandet seien. Sie hätten Menschenknochen enthalten, die zu Düngerzwecken verwendet werden sollten. Die Frau, die es erzählte, will dazu stehen. (Name ist mir bekannt).

Der Aufklärungsdienst antwortete am 14.7.1942:

Das Gerücht der Menschenknochen in deutschen Güterwagen ist uns schon mehrmals und in verschiedenen Varianten zu Gehör gekommen. So wurde uns zum Beispiel einmal angegeben, dass die angeblichen Leichen für die Kerzenfabrikation in Italien bestimmt seien.

94

Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns in dieser Angelegenheit genauere Angaben machen könnten, namentlich die Namen derjenigen nennen würden, die dieses Gerücht verbreiten, um wieder einmal dieser Schauermär auf den Grund gehen zu können.

Zwei Tage später antwortete die Luzernerin:

Das Gerücht kommt mir durch eine Frau V. zu [...], welche den Kurs von Heer & Haus (i. Febr.) besuchte. Frau V. ist eine absolut + eingestellte, einfache, aber sehr kluge

H. Ober W. Bern

Art - Genre	Adresse	Absender - Expéditeur	Gr. heures	Ch. W.	
Aufgenommen - Reçu:		Telegramm	Spediert - Expédié		
von de la Sta. <i>V</i>		Ti. Tg. Fk. Sig.	an à la Sta. <i>6</i>		
um à Telegr.		No	um à Telegr.		
Absender Expéditeur	Paul Seiler, Erika,	Tag Jour	Monat Mois	Jahr Année	Zeit Heure
Abgang von Départ de	Einsiedeln,	19.	7.	44.	
Ankunft in Arrivée à	6/4165/26 Wa/Bd				

Genoue Adresse. Deutliche Schrift. — Adresse exacte. Ecriture lisible.

An die Generaladjutantur, Sektion Heer und Haus.

<table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr><td style="font-size: x-small;">Sekt. Heer u. Haus</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">Eing. No. 10. JULI 1944</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">L.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">O.A./B.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">Vm.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">A. Z.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">V. J.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">AFD - P.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">- V.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">Adm. D.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">R. F.</td></tr> <tr><td style="font-size: x-small;">K.</td></tr> </table>	Sekt. Heer u. Haus	Eing. No. 10. JULI 1944	L.	O.A./B.	Vm.	A. Z.	V. J.	AFD - P.	- V.	Adm. D.	R. F.	K.	<p style="text-align: center;"><i>Man. Seiler</i></p> <p>Betr. die Tötung von Juden in Deutschland.</p> <p>In den letzten Tagen hörte ich wiederholt, dass die Deutschen die Juden gar nicht verbrennen, sondern den chem. Fabriken zuführen. Es werden Fleischkonserven und Fette daraus gewonnen.</p> <p>Betr. Rednerkurs.</p> <p>In einem früheren Brief habe ich mich für einen Rednerkurs angemeldet. Am 30. ds. bis 31. August muss ich in den Militärdienst einrücken. Nachher ist für unser Geschäft wieder Saison, sodass ich bis zum nächsten Sommer keine Gelegenheit mehr finden kann.</p> <p style="text-align: right;">Hochachtungsvoll</p> <p style="text-align: right;"><i>Seiler</i></p> <p style="text-align: right;">Paul Seiler</p>
Sekt. Heer u. Haus													
Eing. No. 10. JULI 1944													
L.													
O.A./B.													
Vm.													
A. Z.													
V. J.													
AFD - P.													
- V.													
Adm. D.													
R. F.													
K.													

Abb. 15: Auf diesen per Telegramm eingesandten Tätigkeitsbericht antwortete Bern, dieses Gericht über die Verwertung der Juden habe in ähnlicher Form schon im Ersten Weltkrieg die Runde um die Welt gemacht.

Frau. Sie hat es von einer Frau T. [...], welche Frau V. als verständig bezeichnet, jene wieder von einem Soldaten, der es von der Quelle (Baden, Zeh) mitgebracht haben soll.

Darauf wieder der Aufklärungsdienst (30.7.1942):

Wir danken Ihnen für Ihr Schreiben vom 16.7.42 und teilen Ihnen mit, dass wir betreffend des Gerüchts der Leichen in Kohlenwagen eine Untersuchung angeregt haben.

Trotz Untersuchungen und Dementis blieb dieses Gerücht in Umlauf. Ein paar Wochen nach der Luzernerin meldete es, neben vielen anderen, auch der St. Galler Dr. Harald Huber, leicht abgewandelt, nach Bern, wobei er aber beifügte (18.9.1942):¹⁶⁸

Das letzte Gerücht dürfte Zusammenhängen mit dem weiteren, dass in Deutschland die Leichen der massenhaft getöteten Juden, Tschechen, Russen etc. industriell verwertet würden, besonders zu Seifen- und Viehfutterherstellung.

Der Aufklärungsdienst ging nicht auf dieses «weitere» Gerücht ein, sondern repetierte lediglich, was er dutzendfach zu den angeblich in die Schweiz gelangten Waggons antwortete, nämlich:

Das Gerücht der Leichen in Eisenbahnwagen ist schon des öfters und in verschiedener Form aufgetaucht. Selbstverständlich ist diese münchhausische Schauermär ein wildes Phantasiegebilde sensationslüsterner Leute, ohne jeden wahren Kern. Im Übrigen tauchte dieses Gerücht bereits im letzten Weltkrieg auf.

Auch das, was angeblich französischen Knaben angetan wurde, beschäftigte viele Leute. Gerold Kistler aus Eichberg SG vermerkte in seinem TB (5.2.1945):¹⁶⁹

Verbreitet im Rheintal und auch in Zürich vernommen: Ein Grossteil der Franzosenbuben (Angaben bis 90%), die in die Schweiz kämen, seien kastriert. Dies soll von den Deutschen vorgenommen worden sein. [...]

Unter den aus Italien eingeschmuggelten Fleischwaren, bes. Salami, sei ein Teil Menschenfleisch. Eine Untersuchung durch die Sektion f. Ernährung in Bern habe dies ergeben. Es seien unter anderem eine Frau deshalb erkrankt («schwarz geworden»).

Das Aufklärungsbüro antwortete:

1. Wie mir von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, haben bis heute die sanitärischen Untersuchungen der Franzosenkinder keinen einzigen Fall aufgedeckt, wonach Eingriffe an diesen Kindern vorgenommen wurden.
2. Das Gerücht, wonach Salami aus Menschenfleisch importiert worden seien, gehört in das Gebiet der Schauermärchen. Die Unsinnigkeit des Gerüchtes geht allein

schon aus der Tatsache hervor, dass sämtliche importierte Lebensmittel vom Gesundheitsamt kontrolliert werden.

Äusserst hartnäckig hielt sich ein anderes Gerücht. Josy Tanner, die Geschäftsführerin der landwirtschaftlichen Genossenschaft Wolhusen LU, berichtete dem Aufklärungsdienst, es werde herumgeboten, dass es wegen der vielen Verräter bald lebensgefährlich sei, Militärdienst zu leisten. Die Ursache hatte sie von einem Urlauber erfahren (15.12.1942):¹⁷⁰

Ein höherer Offizier habe im Auftrage einer fremden Macht die ganze 8. Division vergiften wollen. Er habe zu diesem Zwecke das Kakaolager mit Gift vermischt.

Andere berichteten, erste Soldaten hätten sich bereits mit starken «Leibschmerzen» gemeldet, worauf man den Kakao untersucht und darin Gift festgestellt habe. Die Geschichte wollte nicht verstummen, jedenfalls zog sie nach den Festtagen immer weitere Kreise. Aus dem Muothatal schrieb Wilhelm Schelbert nach Bern, die Landesverräter Zürcher und Feer hätten als Fouriere Vorbereitungen getroffen gehabt, um – wenn es losgehen sollte – die ganze Division zu vergiften,¹⁷¹ und Dr. Martin Huber von Altdorf doppelte wenige Tage später nach (5.2.1943):¹⁷²

In Zürich soll ein Luzerner Artilleriehauptmann Dr. iur. P. verhaftet worden sein. Er habe die Aufgabe gehabt, zwei oder mehrere Divisionen im Ernstfall mit Strichnin zu vergiften.

Weil das Gerücht nicht zu beseitigen war und gar noch garniert wurde mit Behauptungen, die oberen Etagen der Munitionsfabrik Altdorf seien auch schon mit Nazis «durchseucht» und Granaten würden dort mit Sägemehl abgefüllt, forderte Lindt seine Vertrauensleute inständig auf, den «vollständig aus der Luft gegriffenen» Behauptungen entgegenzutreten. Da ihm der Fall besonders alarmierend schien, wandte er sich zudem an den Sicherheitsdienst der Armee. Die Aufregung über die Spionagefälle, schrieb er diesem, äussere sich in einem stets «umfangreicheren Schwarm von Gerüchten». Solche könnten den Widerstandswillen untergraben und zudem ausländische Agenten animieren, die Behauptungen (Gift im Kakao) zu verbreiten. Und aus Sorge um das Vertrauen in das Offizierskorps lancierte er einen Hilferuf:¹⁷³

Immer mehr Schweizer verfallen dem Glauben, dass die Macht der Fünften Kolonne überallhin reiche und die Schweiz ihr schon heute machtlos ausgeliefert sei. Um den Gerüchteverbreitern eine Lektion zu erteilen, erlaube ich mir, die Untersuchung dieser Gerüchte einzuleiten. Damit aber auch weitere Kreise einmal die Gefahren der Gerüchteverbreitung erkennen würden, wäre es gut, wenn einmal ein Gerüchteverbreiter nicht nur verurteilt, sondern auch in den Zeitungen bekanntgegeben würde.

Namentlich im Jahr 1944 schwollen Gerüchte an über neue Waffen, welche die Deutschen anscheinend entwickelt hatten. Das eine wollte wissen, die Nazis hätten Mäusen und Ratten Krankheitserreger eingepflegt, «um dann die Tiere in geeigneter Weise abzusetzen und Seuchen zu verursachen». Ein zweites sprach vom Bakterienkrieg, den die Deutschen als Verzweiflungstat lancieren würden und der alle Lebewesen zugrunde richte. Einem dritten zufolge bereiteten die Deutschen eine *Gefrierbombe* vor, «die alles in ihrem Bereich durch die grosse Kälte von ca. 300° C plötzlich erstarren mache». Auf solche Meldungen, die um ausländische Spekulationen kreisten, reagierte das Aufklärungsbüro verhalten bis uninteressiert.

Ganz anders, wenn es sich, und das im wörtlichen Sinn, um Unterminierungen handelte. Physikstudent Hans Egli – er war nicht der Einzige – meldete am 22.12.1942:¹⁷⁴

Am Samstag, 19. Dez. 42, hat Herr W. W., dipl. Ing., von Zürich, Folgendes erzählt: «Im Rhonetal haben engl. Agenten durch Bestechung walliser Arbeiter veranlasst, Staudämme (Visp und Chippis) zu unterminieren und zu sprengen, da diese für Deutschland arbeitende Fabriken mit Energie versorgen. Die Sprengung konnte aber im letzten Augenblick verhindert werden.»

Herr W. behauptet, dies aus absolut zuverlässiger Quelle zu wissen, will aber keine genaueren Angaben machen, da die Untersuchung noch im Gange sei. Ich bitte Sie nun höflich, mir mitzuteilen, ob das wahr ist, oder ob es sich um ein Gerücht handelt, damit ich diesem Herrn, wenn nötig, einen kleinen Vortrag halten kann.

Darauf antwortete Dr. Lindt schon einen Tag später persönlich:

Ich habe mich sofort telephonisch bei der zuständigen Stelle erkundigt und erfahren, dass im ganzen Rhonetal nichts vorgefallen ist, was irgendwie einen Grund für das Gerücht bilden könnte [...].

Ich bitte Sie deshalb, das Gerücht mit aller Entschiedenheit zu dementieren und Herrn W. auf die Gefahr der Gerüchteverbreitung aufmerksam zu machen. Es lässt sich gegenwärtig feststellen, dass Gerüchte mit dem Zweck verbreitet werden, Stimmung gegen England zu machen. Tatsächlich stellen die englischen Überfliegungen schweizerischen Gebietes eine Missachtung unserer Souveränität dar und müssen von der Volksstimmung dementsprechend registriert werden. Eine Stimmungsmache, die aber darüber hinausgeht, liegt einzig und allein im Interesse düsterer Elemente.

Wenn sich die Gerüchte häuften, die mit den alliierten Luftraumverletzungen zu tun hatten, so brachten es jene, die sich um die Alpenbahnlinien rankten, auf einen noch höheren Umlauf. Die mitten durchs Reduit führende Gotthardstrecke war, abgesehen von ihrem «mythischen», vor allem ein strategischer Wert. Wer sie beherrschte, hatte einen starken Trumpf in der Hand. Völlig frei

konnte die Schweiz über diese Linie freilich nicht disponieren. Der mit Italien (1869) und dem deutschen Kaiserreich (1871) geschlossene Gotthardvertrag regelte nicht nur die Finanzierung des Jahrhundertwerks und die Koordination des internationalen Bahnnetzes, er enthielt auch das Prinzip der Transitfreiheit. Da die Konvention während des Zweiten Weltkriegs noch immer Gültigkeit hatte, galt auch diese Freiheit, eingeschränkt allerdings durch den Vorbehalt, dass die nationale Souveränität der Schweiz nicht tangiert werden durfte. Die Neutralität war also zu respektieren, und was dies hiess, war wiederum in der fünften Haager Konvention von 1907 verankert. Artikel 2 jener Konvention verbot Krieg führenden Mächten, «Truppen oder Munitions- oder Verpflegungskolonnen durch das Gebiet einer neutralen Macht hindurchzuführen». Da Recht allein – und namentlich «das alte Haager Rüstzeug»¹⁷⁵ – die Realitäten nicht immer zu meistern imstand war, half ihm die Politik nach – in diesem Kontext die Neutralitätspolitik. Insofern war der alpine Bahnabschnitt im Herzen Europas ein ganz besonders neuralgischer Punkt.

Für die Achsenmächte zählte, neben der Inanspruchnahme der Industrie und des Bankenplatzes, der Alpentransit zu den wichtigsten der von der Schweiz zur Verfügung gestellten Dienstleistungen.¹⁷⁶ Während des Kriegs schwollen die Transporte zwischen Deutschland und Italien massiv an. Betrug sie 1939 noch gut 2,6 Millionen Tonnen, so erreichten sie im Rekordjahr 1941 8,1 Millionen. Täglich rollten mehrere Dutzend Züge aus Deutschland nach Italien. Sie versorgten den Duce zur Hauptsache mit Kohle, da seit der alliierten Seeblockade die Energiezufuhr über die Mittelmeerhäfen nicht mehr funktionierte. In umgekehrter Richtung transportierten die Italiener Getreide, Metalle, chemische Produkte – und Arbeitskräfte. Allein zwischen April 1941 und Juli 1943 reisten in über 350 «Spezialzügen» 180'000 italienische «Freiwillige» durch die Schweiz nach Deutschland, wo es Personalengpässe insbesondere in der Landwirtschaft gab.

Was die Achsenmächte begünstigte, war den Alliierten ein Dorn im Auge. Alles in allem steckte, um wieder zum Gerüchtewesen zurückzukehren, viel und dazu leicht entflammbarer Zündstoff in den Alpentransversalen, wurden die Schweizerinnen und Schweizer doch stets von der Doppelfrage umgetrieben: Was rollt – äusser Kohle und Gastarbeitern – sonst noch durch den Gotthard? Wie lange schauen die Alliierten diesem Treiben zu?

Das Wort haben wiederum die Vertrauensleute.

J. Stucki aus Zürich-Wollishofen (23.12.1942):¹⁷⁷

Soeben höre ich folgende Mitteilung «aus militärischer Quelle»!:

«Seit einiger Zeit und gerade im jetzigen Moment schickt Deutschland grosse Kontingente von Truppen durch die Schweiz nach Italien. Diese Truppen reisen als Zivilisten durch die Schweiz.

40 Ad

Zürich, 24. Dez. 1942

GENERALADJUTANTUR
Sektion Heer & Haus
Feldpost 17

No. 356

Wy

Gerüchtmeldung:

Ein Bahnbeamter dessen Namen ich nicht kenne, aber in der Pension von Frau Emmy Sp. Zürich 2 wohnt, streut folgendes Gerücht aus:

Allnächtlich müssen sie warten bis ein gewisser Zug da sei, der erst eintreffe nachdem alle Fahrplanmässigen Züge vorbei seien. Dieser Zug fahre vollständig verdunkelt und befördere 2-3 Tausend Deutsche Soldaten durch den Gotthard.

Mich dünkt dies ein sehr schwerwiegendes Gerücht und kann ich das von einem Bahnbeamten nicht verstehen, der so etwas aussagt das sehr gefährlich für unsere Neutralität werden kann. Die Frau der Pension plaudert das natürlich in Caffés etc. weiter und ich möchte Sie ersuchen, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Wie gesagt, den Namen des Beamten kenne ich nicht, ist aber sehr leicht ausfindig zu machen in dieser angehenen Pension, bitte aber für mich um Diskretion, da mir diese Frau gut bekannt ist.

Hochachtungsvoll:

T. W. [Redacted]

Gefr. T. W. [Redacted]

Zürich 3

Gener. Adjutantur	
St. Heer u. Haus	
DEL Nr.	4071
I/B	
H.	/
P.	
V.	
n. B.	
a. B.	
F.	
d. Wort	29.12.42 3

Abb. 16: Meldungen ähnlichen Inhalts wurden dem Aufklärungsdienst häufig zugestellt. Dieser dementierte sie umgehend und legte den Einsendern nahe, die Gerüchteverbreiter darauf hinzuweisen, dass sie sich strafbar machten.

Die Ausrüstung für diese Leute geht gleichzeitig im Transitverkehr, in abgeschlossenen Wagons oder in Kisten verpackt, ebenfalls durch die Schweiz. ‚Höheren Ortes‘, bei uns sei man sich dieser Sache bewusst, schweige sie aber einfach tot.»

Rechtsanwalt O. Sutter aus Samedan (1.2.1943):¹⁷⁸

Immer schwirrt hier dieses Gerücht der Durchreise von deutschen Soldaten in versiegelten Wagen durch den Gotthard. Reisende aus dem Unterland verbreiten hartnäckig dieses Gerücht, und wir haben schon mehrmals sehr energisch eingreifen müssen. Irgendeinen Beweis hat keiner erbringen können. Die Bevölkerung glaubt es umso eher, als – wie Sie wissen – der Pfarrer in offener Versammlung dies ganz bestimmt erklärt hat und als Quelle einen Beamten der Gotthardbahn nannte. Da bis heute gegen diesen Schwätzer nichts unternommen wurde, ist es eben schwer, dagegen aufzutreten.

Hauptmann O. Salzmann, Baden (7.2.1943):

Ein Bahnarbeiter aus Basel glaubt, dass heute die SBB äusser den seit Kriegsbeginn stark vermehrten Nord-Südtransporten von Kohle, Oel, Benzin etc. auch Kriegsmaterial im Transit durch die Schweiz nach Italien laufen lassen.

Das Gleiche behauptet ein Bahnarbeiter aus Walchwil, der die Züge nach und vom Gotthard betreut. Äusser den Güterzügen laufen auch viele Personenzüge durch. Beim Halt eines solchen in Walchwil fragte u.a. so ein italienischer Zivilsoldat, wo sie wären. Als man ihm sagte, in der Schweiz, meinte er, man sollte den Zug nicht weiterlaufen lassen, sie möchten lieber in der Schweiz bleiben, als nach Deutschland gehen.

In Lenzburg (Linie Basel-Aarau-Rotkreuz-Gotthard) hat kürzlich auch so ein Transportzug gehalten. Die Leute erkundigten sich, wo sie wären, und sagten, dass sie aus Italien kämen. Auf ein plötzliches Aufgebot, sich dann und da zu stellen, wären sie einfach eingeladen und in das Unbestimmte abtransportiert worden. Sie wunderten sich natürlich sehr, während der Nacht durch die Schweiz zu fahren.

Pfarrer H. Keller aus Gossau (21.2.1943):

An den Zügen, die ausländische Arbeiter durch die Schweiz transportieren, seien **101** gewöhnlich auch Güterwagen angehängt, die die militärische Ausrüstung dieser Leute mitführten, die in Wirklichkeit nicht Arbeiter, sondern Soldaten seien.

Pfarrer Tanner aus St. Peterzell (27.1.1943):

Man sagt im Militär, dass Woche für Woche ganze Züge voll deutscher Soldaten durch die Schweiz nach Italien gehen.

Lehrer K. Studer aus Dorf bei Andelfingen (28.4.1943):¹⁷⁹

Im Militärdienst, besonders von Soldaten, welche Gotthardbahnbewachung haben, aber auch im Zivil habe ich schon oft folgende «Berichte» gehört: «Sehr viele Güterzüge fahren durch den Gotthard. Man weiss nicht, was transportiert wird. Kohle, aber sicher auch Leute. Es fahren geschlossene plombierte Güterwagen. Das sind doch Truppentransporte! ...» [...] Gestattet es unsere Neutralität, Kriegsmaterial transportieren zu lassen?

Oswald Püntener von Altdorf (12.2.1943):¹⁸⁰

An der Gotthardlinie wachhaltende Soldaten (Schweizer) behaupten, Transporte ausländischer Soldaten in Uniformen [...] durch den Gotthard gesehen zu haben.

Der Zürcher Leutnant O. K., selbst Referent bei H&H, schrieb im August 1943 nach Bern:¹⁸¹

Ein Dienstkamerad teilte mir mit, sein Freund, Leutnant L., ein Sohn von Prof. L., sei zufällig bei einer Zugsentgleisung dabei gewesen, die sich vor ca. 3 Monaten bei Airolo ereignet habe. Er habe bei diesem Anlass gesehen, dass ein plombierter, defekter Güterwagen gepanzerte Geschütze enthalten habe. Der Zug habe aus deutschen Wagen bestanden.

Paul Studer, Inhaber des Cafés Bellevue in Visp (13.11.1943):¹⁸²

Kritisiert wird, dass unsere Behörden tausenden & tausenden italienischen Arbeitern die Durchfahrt durch die Schweiz zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gestatten. Diese Transporte könnten nicht genau kontrolliert werden. Der englische Radio habe auch auf diese Umstände hingewiesen. Bombardierungen unserer Bahnen seien daher nicht ausgeschlossen. Ich bin der Auffassung, dass der Radio hier eine Rolle spielte und dass die Kritik in Kürze verstummt sein wird.

Die Kritik verstummte nicht. Die Gerüchte machten zu Hunderten die Runde, und entsprechend viele Antworten hatten die Leute des Aufklärungsbüros den besorgten Lehrern, Pfarrern, Cafétiers oder Anwälten zuzustellen. Die Adressaten erhielten in der Regel rasch Bescheid, denn in dieser Gerüchte-Kategorie steckte stets die zentralste aller Fragen, jene nach der Neutralität, und die musste augenblicklich geklärt werden.

Die Antworten aus Bern waren kategorisch:¹⁸³

Bei der Behauptung, es würden ausländische Soldaten durch unser Land transportiert, handelt es sich um ein gefährliches Gerücht, das seit vielen Monaten immer wieder auftaucht. Ich kann Sie aber versichern, dass das Gerücht absolut nicht zutrifft. Das Haager-Neutralitätsabkommen verbietet einem neutralen Land, ausländische Truppentransporte durch sein Hoheitsgebiet zu gestatten. Die Schweiz

hält sich strikte an dieses Neutralitätsabkommen, sodass eine derartige Konzession, die unsern Neutralitätswillen kompromittieren würde, gar nicht in Frage kommt. Ich ersuche Sie, in Ihrem Wirkungskreis die Leute in diesem Sinne zu orientieren.

Kategorisch dementiert wurden auch die Gerüchte über Waffen- und Munitionstransporte. Was die Durchreise italienischer Arbeiter betraf, erhielt der Visper Cafétier die Antwort (19.11.1943):

1. Bis zum Zusammenbruch Italiens haben im Transitverkehr im Frühling in südlich-nördlicher, im Herbst in nord-südlicher Richtung Transporte von italienischen Arbeitern stattgefunden. Es handelte sich dabei um Italiener, die sich zur Arbeit in der deutschen Landwirtschaft freiwillig hatten anwerben lassen. Diese Transporte wurden von der Heerespolizei kontrolliert. Sie standen in vollem Einklang mit unserer Neutralitätspolitik.
2. Seit dem Zusammenbruch Italiens finden keine Transporte von italienischen Arbeitern durch die Schweiz mehr statt. Da von der deutschen Besetzungsmacht Italiener zur Arbeit in Deutschland aufgeboden werden, hätten diese Transporte einen vollständig andern Charakter als vorher.

Falsch waren diese Antworten nicht, gemessen an der Komplexität der Probleme aber ziemlich rudimentär. Ob die umfangreichen Kohletransporte zugunsten der italienischen Kriegswirtschaft die Neutralität der Schweiz nicht strapazierten, war immerhin Ermessenssache. Dasselbe galt für eine Reihe anderer Produkte. Unter diesen figurierten zahlreiche «doppelt verwendbare» (Dual-Use-)Güter, die beispielsweise für die Versorgung von Rommels Afrikakorps eine nicht unwichtige Rolle spielten.¹⁸⁴ Deren Transit durch die Schweiz war nicht zuletzt deshalb möglich, weil die Schweizer Behörden den Begriff der militärischen Versorgungsgüter eng auslegten und damit mehr Spielraum im Verhältnis zu den Achsmächten bewahrte, auf dessen Rohstofflieferungen die Schweiz selbst angewiesen war.

Entgegen den unzähligen Gerüchten konnten widerrechtliche Transfers nicht nachgewiesen werden, auch nicht nach dem Krieg. Alles in allem informierte der Aufklärungsdienst seine Vertrauensleute also korrekt. Eine Einschränkung ist allerdings anzubringen. Wenn das Heer-&-Haus-Büro glauben machen wollte, sowohl die Arbeiter- wie die Gütertransporte seien von den Schweizer Beamten seriös überprüft worden, so war das Schönfärberei. Wie sollten die täglich zu Hunderten durchs Land rollenden Waggons durchsucht werden? Woher die Beamten nehmen, die sämtliche Personenzüge darauf abklopfen, ob auch Soldaten in Zivil auf der Fahrt waren? Das konnte sich in der Praxis niemand vorstellen. Mit Ausnahme einer kurzen Phase im Sommer 1941, als 1'500 Bahnwagen systematisch durchsucht wurden, beschränkte sich die Kontrolle auf Stichproben.

Auf dem weiten Feld der Gerüchtebekämpfung leistete der Aufklärungsdienst jedenfalls nicht nur Aufklärung; genau so wichtig war ihm, die Gemüter zu beruhigen, und dies nach dem oft angewandten Muster: Keine Angst, die Schweiz handelt korrekt. Der Faktor Beruhigung trat stets dann in den Vordergrund, wenn die Fakten heikel waren oder im Dunkeln lagen. In solchen Fällen kippte die Aufklärung gerne in besänftigendes Schwadronieren um. Ein Beispiel dafür waren die Gerüchte um die Luzerner Galerie Fischer. Der in der Stadt ansässige Jos. Jurt schrieb nach Bern (20.10.1942):¹⁸⁵

In der hiesigen Kunst-Galerie Fischer sollen Gemälde, die die Deutschen in den verschiedenen Ländern zusammengestohlen hätten, verkauft werden. Wie verhält es sich hier? Reichsmarschall Göring soll die Villa der Fam. Bossard in Luzern Haldenstr. für seine Frau käuflich erworben haben. Ist Ihnen sowas bekannt?

Der Aufklärungsdienst antwortete:

Die Gerüchte betreffend die Kunstgalerie Fischer und eine Villa Görings gehen auf Sendungen des «deutschen» Kurzwellensenders Atlantik zurück. Dieser macht eindeutig alliierte Propaganda. Gleichzeitig aber ist keine Regierung für ihn offiziell verantwortlich. Aus diesem Grunde sind seine Nachrichten mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Was die Kunstgalerie Fischer anbelangt, liegen keine Anzeichen vor, dass die Behauptung des Atlantiksenders stimmen würde. Die Nachrichten betr. des Erwerbes einer Villa durch Reichsmarschall Göring sind untersucht worden. Auch hier liegt nichts vor, was die Nachricht bestätigte.

Später stellte sich heraus, dass die Galerie Fischer ein Zentrum für den Handel mit Raubkunst war – ein Fall also, in dem sich das Gerücht mit der Faktenlage deckte.

Kapitel 7

«Der Gedanke an Frau und Kind macht das Sterben schwer»

Das Reduit gab Halt, aber es löste auch Verunsicherung aus

Die Idee des Réduits wurde begeistert aufgenommen.

Hans Senn, Generalstabschef der Schweizer Armee 1977-1980¹⁸⁶

Warum soll ich noch kämpfen, wenn meine engere Heimat dem Feind preisgegeben wird?
Thurgauer Vertrauensmann

Am Abend des 1. August 1944 machte sich die Familie Steinegger im Schaffhauser Landstädtchen Neunkirch, wie es Brauch war, bereit für die Feier. Man hörte, während man das Arbeits- gegen das Festgewand vertauschte und die Lampions mit Kerzen versah, Radio und erfreute sich der frisch vorgetragenen Soldatenlieder, die der Landessender erklingen liess. Doch plötzlich schlug die aufgeräumte Stimmung um. Weshalb, erklärte Erna, die Tochter des Hauses, die mit dem Aufklärungsdienst fleissig korrespondierte, in einem längeren Rapport (2.8.1944):¹⁸⁷

Aber umso enttäuschter waren wir bei No 7 der Lieder, betitelt: «Und Gränze isch de Rhy». Ich persönlich bin sehr enttäuscht und aufgebracht, dass gerade von unseren Soldaten ein solches Lied gesungen werden darf. Denn in Ihren Vorträgen erklären Sie immer wieder, dass nichts der ganzen Schweiz preisgegeben und um Alles gekämpft werde und mir persönlich erklärten Sie, dass immer der Kt. Schaffhausen zur Schweiz gezählt werde. Was darf ich nun glauben? Es ist ja nur ein Lied in dem es heisst: Und Gränze isch de Rhy, aber von den Soldaten und in dieser Zeit ges. [ungen] hat es dennoch seine Bedeutung. Sie wissen so gut wie ich, dass jetzt mitten in der Ernte Bauer und Knecht im Dienst sind und dass die Schaffhauser «enet dem Rhy» den Grenzschutz bilden. Ich hoffe gerne, dass Ihre bisherigen Erklärungen gültig sind und bleiben und dass das Lied von Wagner/Osterwalder ein totaler Fehlgriff ist und als solcher behandelt und dementsprechend ausgeschaltet wird. Wenn nicht einmal ein gewisser Schweizer weiss, dass der Rhein nicht die Grenze bildet, so ist man ja fast verpflichtet, diese Unkenntnis allen überseeischen Piloten (selbst wenn sie Bomben fallenlassen) zu entschuldigen.

In diesen Zeilen steckt eine beträchtliche Portion Besorgnis und Irritation. Sie als Gejammer eines etwas überreizten Schaffhauser «Frauenzimmers» abzutun, wäre falsch. Denn ähnliche Zuschriften aus dem Mittelland und namentlich aus den peripheren Gebieten landeten

immer wieder in den Büros der geistigen Landesverteidiger. Ihre Verfasserinnen und Verfasser drückten aus, dass man sich in gewisser Weise vernachlässigt, «verschupft», vergessen fühle. Der Grund dieser Befindlichkeit war letztlich das Reduit.

Für den Bundesrat, die Armeeführung und den mit der Pflege des Widerstandsgeists der Zivilbevölkerung beauftragten Aufklärungsdienst war vollständig klar, dass, was die Realisierung der Zentralraumstellung betraf, der psychologische Faktor der heikelste sein würde. Darin, wie man Regimenter und Divisionen verschob, hatten Generalstäbler und Truppenoffiziere Übung. Die Millionenkredite für Reduit-Bauten und -Vorräte bereitzustellen, war dank dem Vollmachten-Regime auch nicht die allergrösste Hexerei. Wie aber dem Volk plausibel machen, dass die Armee nicht mehr in erster Linie Land und Leute, sondern die «Idee Schweiz» verteidigen sollte? In militärischer Hinsicht mochte das Reduit-Konzept durchaus seine Logik haben, doch Denken und Fühlen der Rheintaler oder Thurgauer, der Schaffhauser oder Basler orientierten sich nicht ausschliesslich an solcher Logik – ihre Sicht auf das Reduit, diesen harten Kern im Herzen der Schweiz, an dem sich der Feind die Zähne ausbeissen würde, war differenziert. Man hatte das Bedürfnis nach einem festen Anker (wie eben dem Reduit), man hatte aber auch Zweifel und wusste nicht so recht, wie man diesen begegnen und die defätistischen Anwandlungen, die das entblösste Mittelland schürte, bekämpfen sollte.

Lassen wir wieder die Vertrauensleute sprechen.

Das Alpen-Reduit

Nach der Niederlage Frankreichs im Frühjahr 1940 und dem Eintritt Italiens in den Krieg war die Schweiz von den Achsenmächten umschlossen und ihr bisheriges Abwehr rd isopositiv, dessen Hauptelement die Limmat-Linie von Sargans bis in den Raum Basel war, überholt. Die Frontlinie gegenüber dem potenziellen Angreifer Deutschland betrug nicht mehr 346 Kilometer (die Länge der gemeinsamen Grenze), sondern sie entsprach im Prinzip der Länge der gesamten Aussengrenze. Da die Schweiz nicht über genügend Truppen und Waffen verfügte, eine solche Frontlinie zu sichern, entschied die Armeeführung, die Verteidigung auf den Zentralraum zu konzentrieren. Die Idee des Alpen-Reduits: Dank der Topografie hat die Armee in den Bergen die grössten Chancen, sich zu halten und die Transitachsen zu verteidigen oder gegebenenfalls zu zerstören. Den im Mittelland verbliebenen Truppenteilen fiel der Auftrag zu, den Angreifer zu «bremsen» und dergestalt den Aufmarsch im Reduit zu decken. Im Reduit wurden zahlreiche Befestigungen gebaut und Vorräte angelegt. Seine geplante Wirkung erreichte es Ende 1942. – Im Herbst 1944 erfolgte erneut eine Umgruppierung. Als die Alliierten durch Frankreich gegen den Rhein vorrückten, stellte sich eine ähnliche Lage ein wie zu Beginn des Kriegs. Der General zog Truppen aus dem Reduit ab und verstärkte den Grenzschutz. (Quellen: HLS/Senn)

Der Basler Leutnant Faesch suchte Rat beim Aufklärungsdienst (18.1.1942):¹⁸⁸

Ich habe kürzlich von einem hochgestellten Mann folgende Auffassung gehört und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir helfen würden, die richtige Antwort zu finden: «Réduit ist etwas Lächerliches, eine Schande. Ich möchte die Soldaten sehen, die mit Begeisterung hinten kämpfen, wenn sie vorne Frau UND Kind dem Feinde auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert wissen. Für was kämpft denn der Soldat noch hinten, wenn alles fruchtbare Land und seine Familie doch nicht mehr gerettet wird? Für die paar Gletscher und Steinwüsten lohnt es sich wirklich nicht und diese können auch nicht die Schweiz und ihre Idee vertreten. – Falls ein Angriff erfolgen soll, weiss der Feind genau, dass die wichtigen Übergänge vernichtet werden. Also wird er auf keinen Fall ihretwegen angreifen, sondern höchstens wegen der fruchtbaren Gebiete und der Bevölkerung der Schweiz. Die Armee im Réduit wird überhaupt nicht zum Kampfe kommen, da es dem Feind absolut egal sein wird, ob irgendwo in den Steinwüsten noch ein paar Soldaten herumsitzen. Wenn diese einmal nach längerer Zeit kein Essen mehr haben, ergeben sie sich von selbst. Und Interesse am Angriff eben dieser unfruchtbaren Gebiete hat der Feind sicher nicht.» [...] So redet der Mann.

Frau Dr. Meuli-Lobeck aus Altnau TG, die sich als hundertprozentige Patriotin verstand und in ihren Rapporten empfahl, die Wahrheit zu sagen, wenn sie am Platz ist, aber auch, wo nötig, zu schweigen, schrieb nach Bern (20.2.1942):¹⁸⁹

Was meiner Ansicht nach nun aber nicht weitergegeben werden sollte, das sind die Berichte vom Réduit. Jeder gute Schweizer weiss, dass gekämpft wird im Notfälle, ist einer im Zweifel, soll man ihn aufklären bis er einsieht, dass man seine Ehre nicht ohne Blut retten kann. Hört das Volk aber vom Réduit & weiss es, dass alles andere aufgegeben werden muss, so gibt das ein Chaos. Grade hier an der Grenze wird manche Frau denken, wozu soll mein Mann in der Ortswehr noch schiessen, das nützt nichts mehr, er soll lieber am Leben bleiben, damit wenn wir occupiert werden, noch da & dort ein Mann vorhanden ist.

Für den Aufklärungsdienst kam der Vorschlag der Thurgauerin, über das Reduit den Mantel des Schweigens auszubreiten, nicht infrage. Er antwortete:

[...] Wollte das Réduit verheimlicht werden, so müssten Misstrauen und zersetzende Gerüchte entstehen. Unser Volk muss wissen, was seiner im Kriege harrt. Es ist hart für Familie und Wehrmann, aber diese Härte und Opferbereitschaft muss unser Volk aufbringen. Es ist gerade die Aufgabe des Gesinnungskaders zu dieser moralischen Widerstandskraft zu erziehen. Hat sich das Volk im Frieden nicht klar gemacht, was der Krieg mit sich bringt, so wird es die Wirklichkeit des Krieges moralisch nicht überstehen können. Das daraus erwachsende Chaos kann in diesem Momente auf unsere

Verteidigung schädigend einwirken und es könnte der Verdacht des Verrates auftauchen.

Unsere Armee muss den Kampf dort bestehen können, wo er wirkungsvoll geführt werden kann. Aufgabe der Zivilbevölkerung ist es, die Armee darin zu unterstützen und die erwachsenden materiellen und persönlichen Opfer zu tragen.

Elsbeth Linder-Preiswerk, Emmenbrücke, berichtete in Kurzfassung das, was sie an einem Aufklärungskurs vernommen hatte (März 1942).¹⁹⁰

Seit Mai 1940 ist die Grenze, die wir zu verteidigen haben, doppelt so lang geworden. Folgerung: Wir müssen für den Entscheidungskampf die Front verkürzen. Darum in die Alpen. – Schwerer Entschluss. Denn das bedeutet, nach heftigen Grenzgefechten Preisgabe der Grenzen und des Mittellandes (Besetztes Gebiet). Reaktion der Masse? Die Dummen: «aha, fremder Druck»! «Schiss.» – «Sie verteidigen nur noch die Bankdepots.»

Die Vernünftigen meinten: «Sie werden wohl wissen was sie machen.»

Ein Angriff auf die Schweiz wäre heute ähnlich wie die Belagerung einer festen Stadt im Mittelalter (Grenzschutz = äussere Mauer, Zitadelle = innerer Turm = Alpenréduit national).

Josef Banholzer aus Basel erkundigte sich beim Aufklärungsdienst, ob die Rheinbrücken überhaupt durch die eigene Fliegerabwehr geschützt werden. Er bekam zur Antwort (2.4. 1942):¹⁹¹

Wie Ihnen bekannt ist, werden wir bei einem ev. Angriff auf unser Land nicht unsere Grenzen verteidigen, sondern die Kernstellung (Reduit national) halten. Nun wird es allerdings eine gewisse Zeit dauern, bis alle Truppen aus dem Unter- und Mittelland ihre Abschnitte in der Alpenstellung besetzt haben. Bei einem Angriff auf unser Land, der höchst wahrscheinlich überfallartig ausgelöst werden würde, wird der Angreifer selbstverständlich zu verhindern versuchen, dass unsere Truppen die Kernstellung erreichen können. Er wird also mit seiner Luftwaffe Schläge führen gegen die «Eingänge des Reduit». Aus diesem Grunde können wir unsere ohnehin nicht sehr zahlreiche Flab, nicht an der Grenze zum Schutze von Eisenbahnbrücken aufstellen, die bei einem Angriff jedenfalls gesprengt werden würden, sondern benötigen diese Bodenabwehr zur Bewachung der Eingänge zum Reduit national.

Lehrling Hans April aus Ermatingen TG (19.5.1942):¹⁹²

Eines ist mir hier zwar noch nicht klar und das betrifft die Zurücknahme der Grenzschutztruppen ins Thurtal. Der Herr Oberst sagte, dass dem Feind die unsrigen Positionen im Thurtal weniger bekannt seien als diejenigen am See, wo der Gegner schon vor einem Angriff seine Geschütze auf unsere Bunker einstellen könnte. Das stimmt schon, aber warum hat man dann diese Bunker hier am See gebaut?

E. Witwer, Hausvater der schaffhausischen Erziehungsanstalt Buch (9.6.1943):¹⁹³

Offen gestanden kommt man sich hier, nördlich des Rheins, manchmal etwas verlassen und abgetrennt vom lieben Vaterland vor. Namentlich dann, wenn die Soldaten aus dem Dorf über den Rhein hinüberziehen. In diesem Falle ist es für uns ein Trost zu wissen, dass wenigstens der Kern des Landes stark befestigt ist und das Vaterland nicht untergeht, solange diese Stellungen gehalten werden. Es ist mir aber wichtig geworden, diesen Gedanken unter unserer Bevölkerung etwas zu verbreiten, damit unsere Soldaten, welche zum grossen Teil hier ihren Grund und Boden besitzen, mehr und mehr auf das Ganze sehen lernen.

Vielen, denen die Reduit-Idee an sich einleuchtete, war indessen unklar, wie, falls es denn bezogen werden sollte, die grosse Zahl der Truppen und erst noch die im Reduit-Gebiet ansässige Bevölkerung ernährt werden sollten. Dazu machte sich der Luzerner Walter Maurer, im Militär Fourier-Stellvertreter, Gedanken (14.10.1942):¹⁹⁴

[...] Ich selber weiss, dass im Zentralraum eine ganze Anzahl Magazine gebaut wurden und wenn diese alle voll sind, so werden keine grossen Bedenken nötig sein. Wie verhält es sich aber mit der frischen (vitaminhaltigen) Nahrung? Wenn die Stellungen im Zentralraum z.B. ein Jahr lang gehalten werden müssten, so wäre es doch ganz besonders schwierig, die Truppe mit frischen Lebensmitteln (Gemüse etc.) – von denen man keinen Vorrat anlegen kann – zu versorgen. Gedörrte oder sterilisierte Waren werden als Ersatz wohl nicht genügen. [*Randvermerk von H&H: Vitamin Tabletten*]

Rud. Hottinger in Clavadel gab zu bedenken (16.9.1942):¹⁹⁵

Was den Mehranbau anbetrifft, möchte ich ganz besonders bitten, dem Mehranbau im sog. «Zentralraum» alleräusserste Aufmerksamkeit zu schenken. Dort hängt es ja in letzter Linie davon ab, wie lange die Kämpfer zu essen haben [...] Der Mehranbau im Gebirge ist viel schwieriger als im Tiefland durchzuführen. Allein auch da sind Möglichkeiten speziell im Kartoffelbau und in der Verbesserung vorhandener Futterflächen, sowie in der Gewinnung neuer aus Oedland. In dieser Beziehung sei auf die grossen Erfolge des Gutsbetriebes der Zürcher Heilstätte in Clavadel verwiesen, der meiner Leitung untersteht. [...]

Ich habe an diesem Kurs die Idee der Verteidigung der Schweiz im Zentralraum zum ersten Mal gehört. Sie ist die einzig richtige Folgerung aus der heutigen Lage.

Lehrer Baudraz im waadtländischen Missy konnte sich nicht damit einverstanden erklären, wie Oberstleutnant Cornaz den Teilnehmern eines Aufklärungskurses die militärische Lage darstellte (13.9.1942).¹⁹⁶ Zwar hätten dem Offizier alle aufmerksam zugehört, [...] doch der Redner hat uns in

einem oder zwei Punkten nicht beruhigen können. So ist die Schweizer Armee nur defensiv und ohne den Anspruch, entweder den einen oder den andern Nachbarn zu besiegen, traurige Perspektive für eine Armee, dafür bestimmt zu sein, besiegt zu werden, um nicht zu sagen ausgelöscht im schönsten Reduit national, das man sich vorstellen kann, die Frauen, Greise und Kinder sich in den Ruinen des Mittellandes selber überlassend. Herr Cornaz verschweigt nicht, dass dies eintreffen kann, wenn die Achsenmächte, nachdem sie Russland besiegt haben, die Schweiz auffordern werden, sich in die «Neue Ordnung» einzureihen.

Der Aufklärungsdienst leitete diese Kritik an den Oberstleutnant weiter mit der Bitte um eine Replik an die Adresse des Schulmeisters. Diese fiel so aus:

Unsere Armee kann nur eine defensive Mission haben [...] Sie wird sich einem Angreifer bis zum Letzten widersetzen. Vielleicht wird sie besiegt. Was tuts, wenn sie ihre Mission erfüllt hat! Eine Armee kann sich nicht mit den Frauen, den Alten und den Kindern beschäftigen. Dies ist Aufgabe der zivilen Behörden und der Territorial-Einheiten. Sie werden dieser Aufgabe, seien Sie davon überzeugt, gerecht werden, auch in den Ruinen des Mittellandes [...].

Wie man in der Thurgauer Landbevölkerung dachte, rapportierte Lehrer H. Landolf aus Amlikon (8.10.1942):¹⁹⁷

Die Bauern sagen: «Wenn wir angegriffen werden, so ist unser Mittelland sowieso verloren. Das Gebirge können wir vielleicht halten, aber was nützen uns die Steine?» Es hält sehr schwer, ihnen beizubringen, dass und warum wir nicht demobilisieren dürfen. Es zeigt sich darin immer wieder in erschreckender Weise die Mentalität, die rein materialistische Einstellung eines grossen Teiles unserer Landbevölkerung. Das heroische Beispiel der Norweger kann sie nicht zum Nachdenken bringen.

Die Haltung, die der Schulmeister schilderte, war offenbar weit verbreitet. Jedenfalls hielt der Aufklärungsdienst in einem seiner Stimmungsberichte (10.2.1942) für den internen Gebrauch fest:¹⁹⁸

Unklarheit, die zur Beunruhigung oder zum Gefühl «Es nützt ja doch nichts führt, besteht über folgende Punkte: In einigen Gegenden ist der Gedanke des Reduit immer noch nicht verstanden. Von jungbäuerlicher¹⁹⁹ Seite wird dauernd auf die Sinnlosigkeit der Reduitstellung hingewiesen, die ein Tresor der Grossbanken und Kapitalisten sei und das fruchtbare Ackerland dem Feinde preisgebe, um wertlose Alpen und Firne verteidigen zu wollen. Es muss immer wieder betont werden, dass nicht nur im Reduit, sondern auch an der Grenze und im Zwischengelände gekämpft wird. Die Frage stellt sich, ob die Aufklärung über den Gedanken der Kernstellung nicht durch ein Merkblatt an die Gemeindebehörden gefördert werden könnte. Denn so lange das

Réduit nicht verstanden wird, ist es jeder staatsfeindlichen Propaganda ein Leichtes, das Vertrauen in das Armeekdo. und in seine militärischen Massnahmen zu untergraben.

Das Reduit wurde lange nicht verstanden. Zahlreiche Tätigkeitsberichte machen jedenfalls sichtbar, dass vielen Vertrauensleuten (und damit wohl überhaupt dem breiten Publikum) gar nicht voll bewusst war, was die Zentralraum-Stellung der Armee, sollte es eines Tages «losgehen», letztlich bedeutete. Wenn die Behörden über unverfängliche Themen (zum Beispiel Rationierung) relativ gut und breit informierten, so taten sie es in Sachen Reduit zurückhaltend.²⁰⁰ Dieses Spiel mit nicht ganz offenen Karten erklärt das erstaunliche Unwissen.

W. Gut, Bern, der als Schuhmacher Kontakte mit breiten Bevölkerungsschichten pflegte, schrieb dem Aufklärungsdienst (15.1.1942):²⁰¹

Indem ich mich auch weiterhin in den Dienst zur Bekämpfung der Gerüchtemacherei u. des Defaitismus stellen will, wäre ich Ihnen dankbar für obige Aufklärung. Auch wäre mir sehr gedient, wenn Sie mir das Wort «Reduit» verdeutschen könnten, das heisst, was darunter zu verstehen ist.

Walter Lüthy, Zürich, rapportierte nach einem Kursbesuch, er habe zwar bald 600 Aktivdiensttage geleistet, der Begriff des «Zentralraums» sei ihm aber bisher nie klar erläutert worden. Robert Linther, der als HD im Stab des 4. Armeekorps Dienst leistete, schrieb nach demselben Kurs, die Ausführungen über das Reduit seien ihm «vollkommen neu» gewesen, und er fügte bei (20.10.1942):²⁰²

In der Diskussion wurde dann die vom Referenten selber als wunder Punkt des Reduit bezeichnete Lage, nach welcher der Soldat seine Heimat und seine Angehörigen vor sich, statt hinter sich hat, in den schwärzesten Farben ausgemalt.

Gfr. Nievergelt aus Nussbaumen AG schilderte seine Gefühlslage so (13.10.1942):²⁰³

Ich mache z.B. keinen Hehl daraus, dass auch ich nach dem Zusammenbruch von Frankreich die Ansicht vertrat, dass wenn solche Staaten in so kurzer Zeit erledigt werden, auch für die Schweiz keine Aussichten vorhanden seien. Trotzdem ich meine Heimat innig liebe, kam ich zu diesen Gedanken. Und wenn ich mit Leuten über diese Angelegenheit sprach, von denen ich erwartete, dass sie mich belehren könnten, bekam ich lange keine befriedigende Antwort. Was beschäftigt uns Soldaten und Familienväter immer noch zu sehr? Das sind unsere Familien. Der Gedanke für die Heimat zu sterben ist gross, die Frage, was geht mit meiner Frau und meinen Kindern jedoch, macht das Sterben schwer.



Abb. 17: Das im Reduit für den Bundesrat reservierte Esszimmer.

Nachdenklichkeit spricht auch aus den Zeilen von Dr. J. Looser aus Altstätten SG (21.10.1943):²⁰⁴

112

Man hat den Rheintalern oft vorgeworfen, sie gehören eigentlich schon nicht mehr zu der Schweiz. Ich gebe zu, dass eine zeitlang mit dem Ausland geliebäugelt wurde. Das kam vor allem daher, dass dem Rheintal von Bundes- und Kantonsseite keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Andererseits musste infolge des Kontakts mit dem Vorarlberg festgestellt werden, dass seit der Übernahme des Regimes durch Hitler dort die Leute Arbeit erhielten und für ihre Arbeit auch recht bezahlt wurden. Durch die Krise in der Stickerei-Industrie war die wirtschaftliche Lage wirklich sehr prekär und es ist nie etwas von staatlicher Seite unternommen worden, diese Missstände zu beheben. Andererseits kam noch dazu, dass in einem Ernstfall der Grenzschutz halten und sterben sollte. Diese Faktoren zusammen waren die Ursache, dass die Stimmung im Rheintal nicht gerade rosig war. Rein objektiv gesehen war die dem Rheintaler zugedachte Rolle ja auch nicht verlockend. Er sollte für seine Miteidgenossen, die sich nie um ihn gekümmert hatten, zu guter letzt noch sein Leben opfern. Doch möchte ich feststellen, dass heute infolge der Bewilligung der Melioration die Stimmung im Rheintal wesentlich besser ist.

Den Gefreiten Karl Hofer, Monteur in Zürich Oerlikon, stürzte die Sache mit dem Reduit geradezu in einen Gewissenskonflikt (4.11.1942):²⁰⁵

Ich kann mich mit dem Opfer das ein Pflichtbewusster Familienvater bringen muss im Ernstfall, nur schweren Herzens vertraut machen. Es kommt mir eher vor, als wenn ich wie ein Feigling mich auf und davon in Sicherheit bringe da irgendwo in der Innerschweiz und Frau und Kinder dem Schicksal überlassen zu wissen in einer stark gefährdeten Zone. Das kann ich meiner Frau nie sagen. Wie könnte man hier einer Mutter von 3 Kindern noch irgendwie helfend zur Seite stehen?? Nicht einmal ein Luftschutzkeller in der nächsten Nähe der M. F. O. u. S.W.O.²⁰⁶

Aus Bern erhielt der besorgte Monteur zur Antwort:

1. Sie begeben sich im Reduit nicht in Sicherheit, sondern müssen monatelang unter grossen Entbehrungen kämpfen.
2. Ihre Frau wäre im Reduit bedeutend mehr gefährdet als in Zürich. Die Stadt würde im Kriegsfall voraussichtlich nur wenig Luftbombardemente erleben, denn sie wäre in kurzer Zeit vom Feinde besetzt. Das Reduit wird bestimmt monatelang das Ziel von Luftangriffen sein.
3. Sie unterschätzen bestimmt die moralische Widerstandskraft Ihrer Frau. In den zahlreichen Frauen-Aufklärungskursen, die wir durchführten, hat nie eine Frau derart reagiert, wie Sie glauben, dass Ihre Gattin die Sachlage aufnehmen würde.

Wie die kleine Auswahl von Rapporten zeigt, schaffte die Reduit-Stellung nicht nur Vertrauen. Kein Wunder, dass die Referenten von Heer & Haus viel zu tun hatten mit ihrer Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit. Unermüdlich versicherten sie dem Publikum, im Ernstfall würde nicht nur im Reduit, sondern auch an der Grenze und im Zwischengelände gekämpft, Jagdpatrouillen würden den Kampf noch fortsetzen, wenn der Feind zu den Stellungen des Reduits durchgebrochen sei, die Ortswehren würden Panik verhindern, der passive Widerstand des Volks die Moral des Feinds lähmen. Und immer wieder griffen sie zum Vergleich mit mittelalterlichen Städten: aussen die Mauern (die Grenze), im Kern die Burgfeste (Reduit), die nicht wanke.

Dass diese Überzeugungsarbeit nicht über alle Massen erfolgreich war, hatte auch damit zu tun, dass zahlreiche Bewohnerinnen und Bewohner im «Zwischengelände», aller Erklärungen zum Trotz, im Grunde nicht wussten, wie sie sich im Fall eines Angriffs verhalten sollten. Manche glaubten, wie einzelnen Rapporten zu entnehmen ist, sie würden ins Reduit evakuiert. Dabei galt Evakuationsverbot. Dann aber wurde Ende September 1942 die Bevölkerung in der Ostschweiz per Merkblatt aufgerufen, Alarmgepäck bereitzustellen, woraus man schloss, es werde offenbar doch evakuiert. Oder es stellten

sich ganz praktische Probleme. Beispielsweise für Marthe Haulmann in Basel, die für 25 Tage in eine Luftschutz-RS einrücken sollte. In ihrer Not wandte sie sich an den Aufklärungsdienst (3.7.1944):²⁰⁷

Ich bin Depothalterin im Allgemeinen Consumverein beider Basel. Die ganze Verantwortung muss ich tragen, ob ich krank bin oder Ferien habe. Als ich vor die Militärkommission kam, fragte ich, was ich tun solle im Falle eines Alarms, wenn ich einrücken müsse und allein im Laden wäre. Ein Offizier antwortet mir, ich solle den Laden schliessen. Sind nun Lebensmittel nicht lebenswichtig? Glauben Sie ja nicht, dass ich mich vor dem Dienst drücken wolle [...].

Wie verbreitet die Orientierungslosigkeit in der Bevölkerung war, beschrieb Dr. Lindt wiederholt in seinen internen Berichten zuhanden der politischen und militärischen Führung. Er konnte aus dem Vollen schöpfen – und das tat er ungeschminkt. Auch sein persönlicher Schlussbericht spricht eine deutliche Sprache:²⁰⁸

Der Schweizer hatte sich daran gewöhnt, Mobilmachung mit Grenzbesetzung gleichzusetzen. Er hatte Mühe zu erkennen, dass die Schweiz durch Verteidigung der Alpenpässe besser geschützt werden könne, als an der Grenze. Er klammerte sich an die Aussprüche, die namentlich jede Schützenfestrede geschmückt hatten, dass die Schweizerarmee keine Handbreite Bodens preisgeben würde. Die Mehrzahl der Schweizersizsoldaten hatte innerlich mit dem Gedanken fertig zu werden, im Réduit den Kampf erst in dem Augenblick aufnehmen zu können, wo ihre Heimstätten schon vom Feind besetzt wären. Er musste wissen, dass er von seiner Familie, der die Evakuierung in den Zentralraum, wenn nötig, mit Waffengewalt verweigert würde, durch die Front getrennt sei. Die Vermittlung der Kenntnis, dass auch zwischen Grenze und Reduit gekämpft würde, wenn auch nur um Zeitgewinn, schuf eine gewisse Beruhigung. Immer aber wurde im Volke die Frage aufgeworfen: Wie lange kann sich die Armee im Réduit halten? Die frischfröhliche Behauptung, das Réduit sei uneinnehmbar, und der Schweizer Soldat werde wie bei Morgarten, Näfels, Sempach etc. den Sieg über eine Übermacht davontragen, wurde von unserm nüchternen Volke als Phrasendrescherei und Bluff aufgefasst.

Ebenso ungeschminkt stellte Lindt die allgemeine Verunsicherung im Hinterland dar, das die Zentralraumstellung zum Vorland gemacht hatte. Niemandem sei klar gewesen, wem das Völkerrecht den Kampf erlaubte. Der Gedanke der «levée en masse» habe in den Köpfen herumgespukt; selbst Frauen hätten geglaubt, «dass sie im Falle eines Angriffs zum Gewehr oder zur Mistgabel greifen sollten». Die Behörden legten der Bevölkerung zwar stets nahe, sie solle gegebenenfalls *passiven* Widerstand leisten und die Anweisungen der Ortswehr befolgen. Darüber aber, welche Aufgabe die Ortswehren überhaupt hatten, herrschten laut Lindt «die widersprechendsten Auffassungen», und was passiver Widerstand umfasste, war

ebenfalls unklar. Einem Zürcher Vertrauensmann, der sich danach erkundigte, gab Lindt den Bescheid (24.11.1942):²⁰⁹

Bis zur letzten Konsequenz durchgedacht, verlangt er, dass ein Zivillist sich lieber erschiessen lässt, als dem Feinde militärische Auskünfte zu geben; dass ein Lehrer lieber brotlos wird, und sich eher deportieren lässt, als etwas zu lehren, das im Gegensatz zu unseren schweizerischen Auffassungen steht, dass ein Pfarrer sich lieber absetzen lässt, als Lehren zu predigen, die seinem Glauben widersprechen. In dieser Beziehung möchte ich Ihnen das Buch: Der Mond ging unter, von John Steinbeck,²¹⁰ zur Lektüre empfehlen, das die Art des passiven Widerstandes schildert.

Wenn die geistigen Landesverteidiger bei anderen Themen die Verhältnisse positiver darstellten, als sie in Tat und Wahrheit waren, so schenkten sie dem Publikum bezüglich des Reduits klaren Wein ein. In einem Vortrag vor dem Forum Helveticum erläuterte H&H-Chef Oberst Frey seinen Zuhörern die Vorteile des Reduits – aber auch die Nachteile: «Ein grosses Gebiet des Landes muss dem Gegner von vorneherein freiwillig überlassen werden, was von Truppe und Bevölkerung sehr viel Moral verlangt.»²¹¹ Auch Freys Kursreferenten und Dr. Lindts Aufklärungsbüro betonten immer wieder, welches Ausmass an Festigkeit, Mut und Zuversicht der Bevölkerung im Fall eines Angriffs abverlangt werde. Mit Spekulationen über Repressalien, welche die Nazis gegen die Bevölkerung ergreifen könnten, um Regierung und Armeeführung zur Überlassung der Alpenübergänge zu zwingen, hielt man sich allerdings zurück – wohl im Bewusstsein, dass sich das Volk aufgrund der Berichte über die Gräueltaten in den besetzten Gebieten selbst ein Bild machen konnte.

Als 1943/44 die Alliierten in Italien und Frankreich landeten und die deutschen Linien mehr und mehr zurückdrängten, verlor die Reduit-Stellung ihre Bedeutung zugunsten des herkömmlichen Grenzschutzes. Parallel dazu schwanden in den peripheren Gebieten der Schweiz die Verlassenheitsgefühle. Diesen Umschwung meldete FHD H. Schetty aus Basel mit folgenden Worten an die H&H-Zentrale (12.9.1944):²¹²

In Basel haben die neuen Mobilmachungsmassnahmen ohne Zweifel jedem Einzelnen vorerst eine grosse Erleichterung gebracht. Man gehört wieder zur Schweiz. Das war die erste Empfindung, nachdem man sich 4 Jahre lang mit dem Gedanken abgefunden hatte, dass gegebenenfalls der passive Widerstand das einzige Mittel zur Selbsterhaltung wäre.

Kapitel 8

Die Verdunkelung des Landes verdunkelte auch die Wahrheit

Wie der Aufklärungsdienst das Volk täuschte

Am 7. November 1940 schrieb die *Neue Zürcher Zeitung*:

Im Herzen des verdunkelten Kontinents brannte bisher das bescheidene Lichtlein der Schweiz als ein Zeichen jener Neutralität, die uns stets Verpflichtung gegenüber der Menschheit und Menschlichkeit bedeutet hat. Heute zwingt uns die Verdunkelung des Rechts, die Verfinsterung des Himmels europäischer Gesittung, dieses Lichtlein nach aussen abzuschirmen und fast auszulöschen. Aber nicht verdunkeln lassen wollen wir uns den Glauben an die sittlichen Werte, für die unsere Eidgenossenschaft steht und die sie hinüberzuretten hoffet in einer Zeit, da wieder die Sterne des Rechts und des Friedens über Europa leuchten werden.

Diese Zeilen waren die Reaktion auf die Anordnung, die der General in Abstimmung mit dem Bundesrat tags zuvor getroffen hatte. Ab 7. November galt die Verdunkelungspflicht. Spätestens um 22 Uhr mussten die Schweizerinnen und Schweizer ihre Fensterläden, Vorhänge, Rouleaus schliessen, die städtischen Werke die Kandelaber, die Trams ihre Beleuchtung, die Hotels ihre Bogenlampen, die Geschäftshäuser ihre Reklametafeln ausschalten und die Autos ihre Schweinwerfer abschirmen. Die Züge fuhren abgedunkelt durchs Land. Taschenlampen waren bei Fussgängern und Velofahrern ein gesuchter Artikel. Verglichen mit heute, nahm sich die Lichtmenge, die Städte und Dörfer damals abstrahlten, verhältnismässig bescheiden aus. Nach dem 7. November 1940 aber war das Land dunkel, um nicht zu sagen stockdunkel.

Ausgangspunkt dieser Anordnung war der Beschluss des britischen Kabinetts vom 15. Mai 1940, gegen die Achsenmächte einen strategischen Luftkrieg **116** zu starten. Die Royal Air Force (RAF) begann wenig später mit ihren Bombenraids auf italienische und deutsche Städte, wobei ihre Maschinen oft – und mit der Intensivierung des Luftkriegs immer öfter – über schweizerisches Territorium flogen und damit den neutralen Luftraum verletzten.

Als vorbeugende Massnahmen gegen die Angriffe ordneten Hitler und Mussolini in ihren eigenen wie auch in den eroberten und besetzten Ländern die Verdunkelung an. Damit war nächtens praktisch der ganze Kontinent in Dunkelheit gehüllt – äusser der Schweiz. Sie leuchtete als einsamer Lichtkegel aus der Finsternis, und dieser Lichtkegel – genauer gesagt,

die beleuchteten Städte, Dörfer, Seeufer oder Bahnen – gab den britischen Piloten Orientierung. Dieses «bescheidene Lichtlein der Neutralität» aber schien den Schweizer Behörden je länger, desto problematischer beziehungsweise gefährlicher, gerade weil es ihrer Meinung nach kein Lichtlein der Neutralität war. Daher stellten sie es am 7. November ab, wie sie zwei Monate zuvor schon die Radioprogramme um 22 Uhr abgeschaltet hatten, weil auch die Radiosender den Piloten Ihrer Majestät beim Navigieren hilfreich sein konnten. Die Schweiz tauchte in den Nachtstunden somit nicht nur in Dunkelheit, sondern auch in Funkstille ab.

Dem Jungvolk, das sich nach dem Kino- oder Wirtshausbesuch, nach einer Tanzveranstaltung oder einem Vereinskranzchen auf den Heimweg machte, mochte solche Dunkelheit durchaus geeignet erscheinen zur Fortsetzung der Lustbarkeiten. Aber das war die Ausnahme. Die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer empfand den Eingriff in ihre Lebensgewohnheiten als höchst unangenehm, ja gefährlich. Dunkelheit ruft fast zwangsläufig merkwürdiges Gelichter auf den Plan. Das zeigte sich bald nach Erlass der Vorschriften. So nahmen beispielsweise die Diebstähle von Holz zu, dessen Transport in die Städte sich nun viel leichter bewerkstelligen liess. Oder die Frauen klagten über häufigere Übergriffe, über die schamloser werdenden Exhibitionisten und dergleichen. Auch die Verkehrsteilnehmer waren stärker gefährdet. Um Velo- und Autofahrern mehr Orientierung zu geben, ordneten die Behörden an, die Randsteine weiss anzustreichen. Und dann war die Verdunkelung vor allem ein bürokratisches Monster. Allein das «Zirkular 126»,²¹³ das die Verdunkelung für industrielle Unternehmen regelte, setzte sich raumgreifend mit Stahl-, Holz- und Jalousieläden sowie deren Lichtschlitzen auseinander, gab Anweisungen für die Abschirmung von Lampen, die Verwendung von Dachpappe und Eternitplatten sowie die Einrichtung von Lichtschleusen: «Vorhandene Zugvorhänge können durch Füttern lichtdicht gemacht werden» – mit solchen Formulierungen ist das Zirkular gespickt.

Kein Wunder, dass diese äusserst breite Palette aus Vorschriften, Einschränkungen und Verboten in der Bevölkerung keine gute Aufnahme fand. Die Abneigung schlug sich in unzähligen Tätigkeitsberichten der Vertrauensleute nieder. Deren Gedanken kreisten stets um die gleichen Fragen: Bietet die Verdunkelung wirklich Schutz? Verträgt sie sich mit der Neutralität? Oder wollten es einfach die Deutschen so? Insbesondere die Vermutung oder eher die Gewissheit, die Schweiz handle auf Befehl des nördlichen Nachbarn, kam den Vertrauensleuten in den falschen Hals.

Sekundarlehrer O. Leutenegger aus Kreuzlingen meldete am 26.9.1942 nach Bern:²¹⁴

Das Volk begreift nicht, dass man schon um 22 Uhr (nach Einführung der Winterzeit) verdunkeln muss. Das Volk meint, es wäre um 23 Uhr noch früh genug. Begründung: Das wirtschaftliche Leben (Besuch von Theatern, Vereinsanlässen etc.) leidet, weil viele Leute nicht gerne zur Zeit der Verdunkelung nach Hause gehen.

Ferner: Viele Leute finden es für unbegreiflich, dass die Schweiz wegen der Axenmächte verdunkeln muss. Dadurch setzt unser Land die eigenen Leute kriegerischen Gefahren aus (Bombardement schweizerischer Grenzgebiete in der Nähe von Deutschland). Es heisst, England habe die Schweiz ersucht, die Verdunkelung der Grenze aufzuheben, da in nächster Zeit Massenangriffe durch englische Flieger erfolgen werden.

Hans Hoffmann, Zürich, plädierte eindringlich, die Verdunkelung aufzuheben (1.10.1942):²¹⁵

Es handelt sich da nicht nur darum, vereinzelte irrtümliche Bombenabwürfe zu vermeiden, sondern auch dem Risiko eines massiven Luftangriffs zu entgehen, wenn gerade wegen der Verdunkelung Schweizer Städte mit deutschen Städten verwechselt würden. Bei gewissen Witterungsverhältnissen wäre z.B. eine Verwechslung von Zürich mit Stuttgart sehr wohl möglich. – Also noch einmal, die Aufhebung der Verdunkelung wäre sehr zu empfehlen! Nach dem Volksempfinden würde dies absolut mit unserer Neutralität in Einklang stehen, eher als die bestehende Verdunkelung.

Clara Ragaz vermerkte spitz und kurz (4.2.1942):²¹⁶

Ist es Neutralität, wenn wir die Verdunkelung durchführen müssen, damit die englischen Flieger den Weg nach Italien weniger leicht finden? Empfindet das England wohl auch so?

Im Herbst 1942 verstärkte sich das Missfallen noch, weil der abendliche Beginn der Verdunkelung von 22 auf 20 Uhr vorverlegt wurde. Als Begründung gaben die Behörden an, in jüngster Zeit sei der Luftraum wiederholt vor 22 Uhr verletzt worden. Konsequenterweise habe man reagieren müssen, andernfalls wäre die Massnahme «illusorisch» geworden. Diese Vorverlegung löste wiederum eine Menge kritischer Rapporte seitens der Vertrauensleute aus. Aber auch wirtschaftliche Kreise zeigten sich alles andere als erbaut darüber, so etwa der Schweizer Hotelier-Verband, dem es gar nicht passte, dass die Endphase der Tourismus-Saison in Dunkelheit gehüllt werden sollte.

Auch lokale Behörden intervenierten in jenem Herbst beim Bundesrat. Die Basler Regierung erklärte in einem Schreiben an das Eidgenössische Militärdepartement, die Verdun-

kelung stelle für die Stadt am Rheinknie eine eminente Gefahr dar; sie verlangte Massnahmen, mit denen den englischen Piloten kenntlich gemacht werden könnte, dass es sich um eine Schweizer Stadt handle. Mit demselben Ansinnen trat die Zürcher Regierung an das EMD heran. Sowohl die Basler wie die Zürcher erhielten abschlägige Antworten.

Für Irritation sorgte auch die Taktik, wenn überhaupt von Taktik gesprochen werden kann, mit der die Schweizer Luftabwehr sich der Eindringlinge zu erwehren suchte. Die Verwirrung, die darüber in der Bevölkerung herrschte, gibt am besten der TB wieder, den der hilfspflichtige Vertrauensmann Josias Mattli aus Zürich nach Bern sandte (29.10.1942):²¹⁷

Der Schweiz. Luftraum wurde in letzter Zeit verschiedentlich durch fremde Flieger verletzt. – Es scheint sich meist um engl. Flieger gehandelt zu haben. – Es gibt Leute, die sagen, man hätte auf diese Flieger nicht geschossen, andere behaupten, man hätte geschossen, andere, man hätte



Abb. 18: Quasi ein Vexierbild: Wo ist die Flab? Vielen Zeitgenossen blieb die Aufgabe der Fliegerabwehr ein Rätsel.

nicht geschossen, weil es Engländer seien, andere, man hätte geschossen, aber daneben, weil es Engländer gewesen seien, andere, dass es nur Warnschüsse seien, andere, dass man überhaupt keine Flieger mehr abschiessen dürfe, wegen Vorstellungen von ausländischer Seite usw. usw. – Können Sie mir Aufschluss geben?

Der Aufklärungsdienst antwortete:

Auf die fremden Flugzeuge, die unseren Luftraum absichtlich und in Nicht-Beachtung unserer Neutralität verletzen, wurde geschossen, falls dies möglich war, z.B. wenn sie nicht zu hoch flogen. Die Treffsicherheit in der Nacht ist begreiflicherweise nicht sehr gross, keinesfalls handelt es sich aber bei der in Aktionsetzung unserer Flab um blossen Warnschüsse, noch wurde jemals willentlich danebengeschossen, weil es englische Flugzeuge waren, noch besteht [k]ein Befehl, dass Flugzeuge nicht abgeschossen werden dürfen. Grundsätzlich gilt der Befehl, auf alle Flieger, gleich welcher Nation sie angehören, das Feuer zu eröffnen, sofern sie unseren Luftraum gravierend verletzen.

Wie man sieht, spiegelte sich auch in dieser Antwort die grosse Verlegenheit, in welche die Luftraumverletzungen die Schweiz manövrierte. Und wie alarmierend das Dilemma intern tönte, lässt sich aufgrund des Protokolls einer Besprechung ermassen, die EMD-Chef Kobelt mit Vertretern der Armee kurz nach der Bombardierung von München im September 1942 hatte. Masson, der Chef des Nachrichtendienstes, sagte:²¹⁸

Gegenwärtig ist, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, unser Strafregister belastet. Das Schweizer Volk wird verdächtigt, mit den Engländern zu sympathisieren [...]. Man wirft uns auch vor, dass wir nicht am Kreuzzug gegen den Bolschewismus teilgenommen haben. Es gibt die Flüchtlingsfrage usw. Unsere Passivität anlässlich der Bombardierung Münchens wird als feindlicher Akt gegen Deutschland betrachtet.

Wir haben fünfzehnmal in London protestiert. Die ständige Wiederholung der Verletzung unserer Neutralität ist ein feindlicher Akt gegen uns, im Grunde befinden wir uns im Krieg mit England. Kämen die Engländer am Boden, hätten wir mobilisiert und ohne Zögern unsere Grenzen verteidigt. Die Schweiz ist das einzige demokratische Land im Zentrum Europas. Amerika und England behaupten, die Prinzipien der Demokratie zu verteidigen; was sie indessen tun, läuft darauf hinaus, uns in die Arme der Deutschen zu treiben und das widerspricht dem, was sie vorgeben zu verteidigen.

Die Verlegenheit lässt sich bis in die «Buchhaltung» der Fliegerabwehr verfolgen, die auf grossen Karten feinsäuberlich eintrug, wann, wo und in welcher Höhe die alliierten Maschinen in die Schweiz einfliegen, diese wieder verliessen und wie viel Schuss die Flab ver-

schoß. Mitunter ist vermerkt: keine Schussabgabe, «da die Flugwege keine Stellungs-
räume der Det. berühren».²¹⁹ Nach solchen Nichtinterventionen sandten die in Deutsch-
land stationierten Schweizer Diplomaten besorgte Telegramme nach Bern, in denen sie auf
die Empörung des Regimes und der Nazipresse aufmerksam machten. Nach den Angriffen
auf München telegrafierte Minister Hans Frölicher an die Zentrale in Bern, Staatssekretär
Ernst von Weizsäcker,²²⁰ welcher der Schweiz verhältnismässig wohlgesinnt war, habe
ihm vertraulich den Rat gegeben, «doch ja zu schiessen, selbst wenn die Treffwahrschein-
lichkeit gleich null sei».²²¹

Doch kehren wir zurück zur Verdunkelung. Sie war und blieb unbeliebt,
wurde als Schikane empfunden – und als Kniefall vor den Deutschen.

Leni Kreicker, FHD und Schneiderin in St. Gallen, rapportierte nach Bern, was sie an
ihrem Arbeitsplatz beobachtete (13.7.1943):²²²

Herr A., der Gatte meiner Meisterin, hat eine besondere Abneigung gegen die Ver-
dunkelung. Unser Atelier hat die nötigen Verdunkelungs-Vorrichtungen, doch
schliessen diese auf der Seite nicht genügend ab. Bei einer neuen, schärferen Kon-
trolle durch den Luftschutz wurde nun reklamiert. Frau A. sah den Mangel sofort
ein, während ihr Mann zu schimpfen begann «drei Jahre sei diese Verdunkelung
gut genug gewesen, und jetzt soll sie plötzlich nicht mehr recht sein. Dieser ganze
Zauber sei überhaupt ein Blödsinn und schade der Schweiz mehr. Unser Land
würde sicher viel weniger von fremden Fliegern überflogen, wenn es wie früher
beleuchtet wäre. Aber natürlich, wenn Deutschland es wünsche, werde es eben
gemacht. Einige seiner Behauptungen konnte ich nun ins Wanken bringen.

Edwin Scheitlin, ebenfalls aus St. Gallen, wusste nach seinen Ferien in den Ber-
gen zu melden (20.8.1943):²²³

Momentan wirbelt die Verdunkelung viel Staub auf. Die älteren Leute sind allge-
mein unzufrieden mit der Verdunkelung. Besonders ist mir aber aufgefallen, dass
[...] in Saas-Fee und Saas-Grund und teilweise auch in Zermatt, die Verdunke-
lung kaum als Verdunkelung bezeichnet werden kann. Es bekümmert sich nie-
mand stark darum und unabgeschirmte Lichter brennen bis in alle Nacht hinein.
Hier bestehen sicher grosse Gegensätze zwischen den Berggegenden und einer
Stadt wie St. Gallen.

Drogist H. Gutjahr, Luzern (26.8.1943):²²⁴

Allgemein herrscht die Ansicht, dass es unserm Neutralitätsstandpunkt zuwider-
läuft, wenn fernerhin zu Gunsten der Achsenmächte verdunkelt wird. Dies sei jetzt
während 3 Jahren geschehen und es wäre nun an der Zeit zu Gunsten der Alliiert-
ten und auch in unserem Interesse nicht mehr zu verdunkeln.

Carl Lohner aus Oberriet SG (18.10.1943):²²⁵

Viele Personen sind der Meinung, wir (Die Schweiz) stehen unter dem Druck von Deutschland und darum sei die Verdunkelung eingeführt worden. Diese Verdunkelung sei nicht neutral, sondern sei sogar eine Neutralitätsverletzung gegenüber der andern kriegsführenden Partei. Bitte diesbezüglichen Bericht, wie man diese Leute aufzuklären hat.

In jenem Herbst 1943 häuften sich die Unmutsäusserungen. Das bewog den Chef des Aufklärungsdienstes, bei einem seiner Vorträge bei Bundesrat Etter das Problem aufzugreifen. Lindt berichtete dem Innenminister:²²⁶

Die Diskussion darüber wurde stärker noch als in der Presse im Volke selbst geführt. Die Unpopularität der Neutralität [*offensichtlich gemeint: der Verdunkelung*] liegt weniger begründet in den Unannehmlichkeiten, die sie verursacht, als in der unverrückbaren Auffassung, dass sie auf ausländischen Druck eingeführt worden ist. Immerhin spielt dabei auch die Gefährdung infolge irrtümlichen Bombenabwurfs bei Zunahme des Luftkrieges eine Rolle.

Etter antwortete gemäss dieser Aktennotiz:

Meiner Meinung nach besteht kein Zweifel darüber, dass die Aufrechterhaltung der Verdunkelung solange eine Neutralitätspflicht darstellt, als wir von einer einzigen Kriegspartei umgeben sind. Ich kann Ihnen in aller Form erklären, dass die Verdunkelung auf freien Entschluss des Bundesrates eingeführt worden ist. Ausländische Demarchen fanden aber verschiedentlich statt zwecks Vorverlegung der Verdunkelung. Dass irrtümliche Bombenabwürfe auch bei Beleuchtung möglich sind, beweisen die Vorfälle in Basel und Zürich. Dass die Grenzgebiete um ihre Sicherheit bangen, ist verständlich. Würden wir aber die Verdunkelung aufheben, um unsere Grenzgebiete besser zu zeichnen, ist es sicher, dass auch die Grenzgebiete des Auslandes innert kürzester Frist wieder beleuchtet würden. Wir täten also einen Schlag ins Wasser.

Es gehörte zur Regel des Aufklärungsdienstes, dass er auf jeden Tätigkeitsbericht seiner Vertrauensleute eine Antwort erteilte. Was die Verdunkelung betraf, so waren diese (sehr zahlreichen) Antworten mal kürzer, mal länger. Aber sie 122 enthielten stets dieselben Komponenten. Nehmen wir die ausführliche Variante, die dem oben erwähnten Carl Lohner zugestellt wurde (22.10.1943):

Die Pflichten eines neutralen Staates wurden in der Haager-Konvention 1906 festgelegt, also in einem Zeitpunkt, wo die Möglichkeiten des Luftkrieges noch nicht erkannt werden konnten. Deshalb sind die Verpflichtungen eines neutralen Staates – sofern sie den Luftkrieg betreffen – Fragen der Interpretation. Schon bei Kriegsausbruch stellten sich Völkerrechtsspezialisten diese Frage. Holland z.B. war der Auffassung, dass die

Verdunkelung unter die Neutralitätspflichten falle, und ordnete die Verdunkelung daher vom ersten Kriegstage an. Auch in der Schweiz vertraten schon damals einige Völkerrechtssachverständige die Auffassung, dass die Schweiz verdunkeln müsse. Der Bundesrat hielt damals an der Aufrechterhaltung der nächtlichen Beleuchtung fest aus der Überlegung heraus, dass die Schweiz zwischen zwei kriegführenden Parteien liegt, sodass die nächtliche Beleuchtung der Schweiz in gleichem Masse beiden Kriegsgegnern nützt oder schadet.

Die Sachlage änderte sich mit dem Zusammenbruch Frankreichs, der dazu führte, dass die Schweiz von einer einzigen kriegführenden Partei umgeben ist. Schweizerische Völkerrechtsspezialisten legten im Gutachten dar, dass unsere Neutralität jetzt die Einführung der Verdunkelung verlange. Denn die nächtliche Beleuchtung der Schweiz nütze nur noch einer Kriegspartei. Diese erleichtert nämlich nicht nur die Überfliegung der Schweiz, sondern erleichtert auch die Anpeilung auf grosse Distanzen von unserer Grenze weg, wenn Ziele ausserhalb der Schweiz bombardiert werden sollen. Die Neutralität verlangt aber die Unterlassung aller Handlungen, welche eine Kriegspartei begünstigen können.

Die Verdunkelung ist in erster Linie eine politische Massnahme, die sich aus den Neutralitätsverpflichtungen ergibt. Sie bietet aber auch militärische Vorteile. Solange der Krieg dauert, werden wir mit einem Angriff auf unser Gebiet rechnen müssen. Alle Kriegserfahrungen aber beweisen, dass ein solcher Angriff schlagartig durch einen Überfall einsetzt, der meistens noch während der Dunkelheit beginnt. Die Verdunkelung erschwert eine solche Überfallhandlung und bietet auch vom militärischen Gesichtspunkt aus einen gewissen Schutz. Zudem würde die nächtliche Beleuchtung die Aufgabe des Fliegerbeobachtungs- und Meldedienstes in einigen Punkten nicht nur erschweren, sondern verunmöglichen.

Andere Antworten hielten ausdrücklich fest, dass die Verdunkelung *nicht* auf ausländischen Druck erfolgt sei und dass sie der Schweiz Sicherheit bringe, was, jedenfalls zu Beginn, ein Teil der Bevölkerung auch glaubte, da ihr an sich einleuchtete, dass Bomberpiloten ihre Fracht nicht einfach in ein dunkles Loch werfen würden. Und weiter dementierte Bern alle Gerüchte, die wissen wollten, England und Amerika hätten die Schweiz ultimativ aufgefordert, die Massnahme aufzuheben. Hin und wieder schlossen die Antworten auch mit pädagogischen «Argumenten», die zuweilen ziemlich salopp formuliert waren, so etwa jene an den Basler Wachtmeister Erwin Vogt (25.2.1942):²²⁷

Wenn es auch nicht sehr bequem ist, in verdunkelten Strassen herumzutasten, so ist dies im Vergleich zu andern Staaten ein sehr kleines Opfer und zweitens erinnern uns verwöhnte Schweizer die verdunkelten Strassen daran, dass Krieg ist, wenn es gewisse Leute, heimschwankend, vergessen haben.

Was Berlin «wünschte», ordnete Bern an

Die ganze Verdunkelungsfrage war allerdings viel komplexer, als sie der Dienst, der das Volk «aufklären» sollte, seinen Vertrauensleuten gegenüber darstellte. Die tatsächlichen Hinter- und Beweggründe wichen, um es vorsichtig zu formulieren, nicht unwesentlich von diesen Darstellungen ab. Das jedenfalls zeigt ein Blick hinter die Kulissen – sprich: in den enormen Papierstoss amtlicher Schreiben, Aide-Memoires, Aktennotizen, welche die Verdunkelung in den Büros des Politischen Departements, des Militärdepartements, der Armeeführung produzierte.²²⁸

Kehren wir also nochmals in den Frühherbst 1940 zurück, als britische Geschwader, vom einsamen «Lichtkegel» profitierend, die Schweiz überflogen und diese in Zugzwang brachten.

Am 17. September, abends 18.30 Uhr, wurden die Gesandten Deutschlands und Italiens, Otto C. Köcher und Attilio Tamaro, gemeinsam bei Bundespräsident Pilet-Golaz vorgestellt. Wie eine Aktennotiz belegt,²²⁹ unterbreiteten sie dem Schweizer Aussenminister den Wunsch ihrer Regierungen, die Schweiz möge dieselben Verdunkelungsmassnahmen vornehmen wie die Gebiete, von denen sie umgeben sei. Laut der Aktennotiz erklärte sich der Bundespräsident bereit, die Zweckmässigkeit dieses Ansinnens zu prüfen, «aber nicht als eine Pflicht, die sich aus ihrer Neutralität ableitet». Man könne die Prüfung «ohne Hast» vornehmen, «sofern nicht weitere Überfliegungen unseres Hoheitsgebietes durch britische Flugzeuge erfolgen».

Die Intervention löste dann doch eine unübersehbare Hektik aus. Pilet-Golaz ersuchte den General umgehend, die Frage der Verdunkelung zu prüfen, und dieser antwortete dem Aussenminister bereits am 19. September 1940 mit einem ausführlichen Schreiben, das sich wie ein Argumentarium *gegen* die Verdunkelung liest.

Die britischen Flieger, so Guisan, hätten auch ohne «Leuchtturm» die deutschen Städte gefunden, und der nächste Weg von England nach Mailand werde nach wie vor durch unseren Luftraum führen. Die Trefferwahrscheinlichkeit der Fliegerabwehrdetachemente sei bei Überfliegungen in grosser Höhe verhältnismässig gering, ferner müssten bei Verdunkelung erhebliche Nachteile **124** und Gefahren in Kauf genommen werden. Guisan zählte auf:

1. Beeinträchtigung der Grenzkontrolle. Nach Verdunkelung werde diese noch schwieriger. Die Internierten könnten leichter fliehen, umgekehrt würde «das Einströmen von Schwarzgängern über unsere Grenze begünstigt». Ferner nähme der Schmuggel einen weiteren Aufschwung.
2. Verkehrsunfälle.
3. Wirtschaftliche Nachteile infolge von Arbeitseinschränkungen, Zugverspätungen usw.

4. Gefahren für die Grenzgegenden (Tessin, Nordostschweiz) durch irrtümliche Bombenabwürfe.
5. Gefahr einer allfälligen Unterbrechung des Bahnverkehrs durch mehr oder weniger beabsichtigte Bombenabwürfe. «Die wirtschaftlichen und politischen Auswirkungen wären namentlich auf der Gotthardlinie und der Lötschberg-Simplon-Linie unter Umständen sehr weitreichend.»

Fazit des Generals:

Alle diese Nachteile sind militärisch und kriegswirtschaftlich, ebenso wie für die Zivilbevölkerung bedeutsam. Die unter 1, 3 und 5 genannten könnten auch unser Verhältnis zu den Nachbarländern ungünstig beeinflussen. Insbesondere ist für Italien der ungestörte Warenverkehr auf den genannten grossen Transitlinien von vitalem Interesse.

Dennoch erklärte sich der General bereit, «die Massnahme für den Fall einer weiteren offensichtlichen Neutralitätsverletzung zu befehlen, wenn sie Ihnen aus politischen Gründen geboten erscheint».

Bereits am 23. September 1940, keine Woche nach der Demarche der Achsenvertreter, ermächtigte der Bundesrat den General, im Fall einer erneuten nächtlichen Verletzung des Luftraums augenblicklich, das heisst am folgenden Tag, die Verdunkelung einzuführen. Vorher aber müsse er mit dem Aussenminister telefonischen Kontakt aufnehmen, hielt der Beschluss fest. Einen Tag später klopfte der deutsche Gesandte schon wieder beim EPD an und wollte wissen, was nun in dieser Sache gegangen sei. In einer Verbalnote wurde ihm versichert, man nehme die Verdunkelung in Aussicht, sobald die Engländer erneut das Schweizer Territorium überfliegen sollten.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober 1940 war es so weit. Wiederum dröhnten die Maschinen der RAF am Schweizer Himmel. Am Tag danach (22. Oktober) trat der Bundesrat zu einer Sitzung zusammen – und die muss etwas turbulent verlaufen sein. Vizepräsident Etter, der den abwesenden Pilet-Golaz vertrat, teilte dem Gremium mit, nunmehr habe der deutsche Gesandte bei ihm vorgesprochen und an die Verbalnote erinnert. Neben Etter sass EMD-Chef Rudolf Minger, der ein Schreiben bei sich hatte, das ihm Major Barbey, Chef des persönlichen Stabs des Generals, kurz vor der Sitzung zugestellt hatte und worin Barbey nochmals die Haltung seines Vorgesetzten in dieser Sache rekapitulierte, und das recht unumwunden:

Die Frage, ob als Antwort auf die Luftraumverletzungen durch Engländer verdunkelt werden soll, ist heute durchaus politischer und nicht militärischer Natur. Der General wird dazu nur insofern Stellung nehmen, als mit der Verdunkelung militärische Interessen berührt werden. Wenn daher der Bundesrat glaubt, aus politischen Rücksichten die Verdunkelung anordnen zu müssen, so soll dies klar gesagt werden, ohne hie-

für die Verantwortung dem General zuschieben zu wollen. Ich weiss, dass Sie ebenfalls dieser Auffassung sind, dass aber offenbar von Seiten des Politischen Departements versucht wird, sich jeglicher Verantwortung zu entziehen.

Eine unerquickliche Situation also. Der deutsche Gesandte drängte, der General zauderte, der Bundesrat, erstaunt oder eher befremdet über dieses Zaudern, wollte die Verdunkelung, aber er wollte sie nicht selbst anordnen. Also beschloss er, nochmals zuzuwarten bis zur nächsten Luftraumverletzung. Dann aber habe der General die Massnahme anzuordnen. Das geschah, wie erwähnt, am 7. November 1940.

Die Merkwürdigkeit, dass die oberste politische Behörde diese «politische» Massnahme nicht selbst erlassen wollte und die Verantwortung dafür dem Oberbefehlshaber übertrug, hatte offensichtlich psychologische Gründe. Dem Bundesrat war bewusst, dass das Volk die Verdunkelung als weiteren Kniefall vor den Deutschen interpretieren würde. Die Zweifel an seiner Standfestigkeit waren gerade in jenen Kriegsmonaten weitverbreitet. Dagegen stand der General in hohem Ansehen. Unpopuläre Massnahmen – auch politisch so heikle wie diese – würden von ihm eher akzeptiert. Also «versteckte» sich die Regierung hinter dem prestigereicheren Oberbefehlshaber.

Einigermassen merkwürdig verhielt sich auch die Sache mit der Neutralitätspflicht, mit der die Behörden und namentlich der Aufklärungsdienst die Anordnung begründeten. Ein Aide-Mémoire vom 26. September 1940, als die Verdunkelung hochaktuell, aber noch nicht beschlossen war, hielt fest, eine Verpflichtung der neutralen Staaten, die normalen Beleuchtungsverhältnisse ihres Gebietes Veränderungen zu unterwerfen, lasse sich nicht aus dem Völkerrecht und im Besonderen nicht aus dem Haager Abkommen [...] ableiten. Dies schon deshalb nicht, weil die Verdunkelung Irrtümern Vorschub leisten und den Luftstreitkräften der Krieg Führenden gestatten würde, «Überfliegungen durchzuführen, die dem Grundrecht eines neutralen Staates Eintrag tun würde, nämlich seinem Anspruch auf Achtung seiner Gebietshoheit». Ausserdem wäre der Nutzen in einem Land wie der Schweiz fragwürdig, da andere Merkzeichen wie die Gletscher und die Seen auch ohne Beleuchtung sichtbar blieben. Immerhin vermerkte das Aide-Mémoire, es hänge «von den jeweiligen Umständen» ab, ob dieser Standpunkt aufrechterhalten, geändert oder gegebenenfalls ganz aufgegeben werden soll.

Es lässt sich somit zweierlei festhalten. Erstens wurde die Verdunkelung eindeutig auf Druck der Deutschen eingeführt. Zweitens war die neutralitätsrechtliche Pflicht dazu keineswegs eindeutig. Die Botschaft aber, die der Aufklärungsdienst seinen Vertrauensleuten und damit dem Volk systematisch übermittelte, hatte eine komplett andere Stossrichtung.

Das Volk überzeugte diese Botschaft nicht. Es hatte eine andere Auffassung von Neutralität. Die Leute sagten sich: Verdunkelung nützt der Achse, benachteiligt die andere Kriegspartei und gefährdet das eigene Land. Das Bewusstsein für diese Gefährdungen akzentuierte sich im Lauf der Jahre mehr und mehr. Im September 1944 spitzte sich die Lage mit dem Vorrücken der alliierten Streitkräfte gegen den Rhein zu. Die Luftraumverletzungen häuften sich – bei Tag und bei Nacht. Entlang der Grenze bemalten die Bewohner die Dächer grosser Gebäude mit dem Schweizerkreuz, auf dem freien Feld errichteten sie tanzbühnenartige Holzdielen oder legten Riesenplakate aus, die ebenfalls das Schweizer Hoheitszeichen zierte. Der Berner Regierungsrat forderte mit Schreiben vom 11. September den Bundesrat auf, die Verdunkelung endlich aufzuheben, gleichentags telegrafierte der Verband Basler Chemischer Industrieller ins Bundeshaus, ohne sofortige Aufhebung seien die Fabrikanlagen an der Grenze gefährdet.²³⁰ Und die Vertrauensleute schickten emsig Rapporte nach Bern, deren Tonlage immer drängender wurde.

Beschränken wir uns auf jenen, den der Basler Theologiestudent Matthias Thurneysen am 11. September 1944 zu Papier brachte:²³¹

In Basel, wo man ja der Grenze ziemlich nahe ist, ist man allgemein beunruhigt wegen der dauernden Luftverletzungen. Man fängt an, Fahnen auszuhängen. Zugleich ist die Verdunkelung eine Belastung. Da die Lage nun wie 1939-1940 ist, hofft man, sie werde bald aufgehoben. Wie man vernimmt, sei aber der General vor allem dagegen und habe da einen harten Kopf (der Ausdruck ist so gefallen). Man ist über die Amerikaner sehr aufgebracht, die keinen Hochschein von Geographie zu haben scheinen, weder vom Rheinknie noch von andern Dingen. Sie scheinen auch nicht zu wissen, dass die DRB und die Elsass-Lothringen Bahn mit Dampf, die SBB elektrisch betrieben sind usw. Was am empörendsten ist, ist die Tatsache, dass es ihnen ziemlich gleich zu sein scheint, ob die Schweiz etwas abbekommt. Ich, und mit mir viele, wären froh, durch die Tagespresse zu erfahren über die Proteste.

Am folgenden Tag konnte der angehende Theologe und mit ihm das ganze Volk den Nachrichten entnehmen, dass der General die Verdunkelung aufgehoben hatte – und nicht nur dies. Das bisherige Regime kippte in sein Gegenteil um: Ab sofort galt Beleuchtungszwang.

Dieser abrupte Wechsel zeitigte wiederum neue, etwas skurril anmutende Probleme, namentlich in exponierten Grenzregionen wie der Ajoie. Dort illuminierten die Pruntrut Behörden ihr Château die ganzen Nächte durch. Als die Bernischen Kraftwerke etwas später der Municipalité die Stromrechnung zustellten, war man im Rathaus nicht erbaut. Zwischen der Lokalbehörde, den BKW und dem

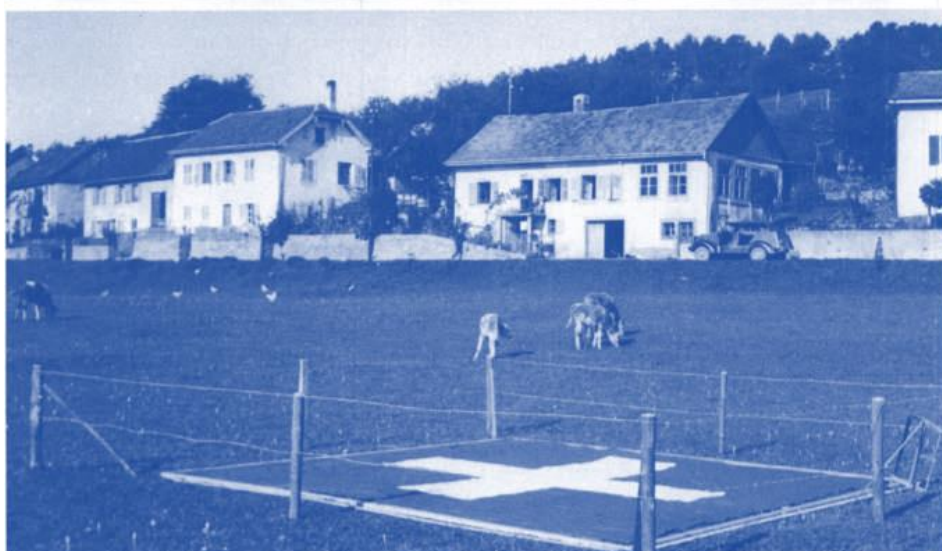


Abb. 19: Malerarbeiten auf Dächern und Böden, Einhagungen auf Weiden: Markierung des Territoriums mit Schweizerkreuzen.

EMD entspann sich eine eingehende Korrespondenz, die damit endete, dass der EMD-Chef erklärte, Bern zahle nichts – und die Pruntrutler das Licht wieder ausmachten.²³²

Ratlosigkeit zeigte sich auch im Schaffhauser Zipfel. Paula Bach, Haushälterin im Weinbaudorf Hallau, berichtete (16.1.1945):²³³

Es macht mir den Eindruck, als ob sich in hiesiger Gegend die Ansicht erhärte, die Schaffhauser, resp. Klettgauer seien nur zweitklassige Eidgenossen, grad recht zum Mann und Ross schicken. Im Übrigen können die Flieger hier kommen so viel sie wollen, es sei kaum eine Radiomeldung wert, geschweige, dass eine wirksame Schutzmassnahme getroffen würde. Z.z. nützen ja die bemalten Dächer doch nichts und bei Nacht sei man ganz ausgeliefert [...]

Privat haben wir bis anhin Haus und Hof und die zugehörige Kirche stark beleuchtet bei nächtlichen Überfliegungen. Nun sind wir aufmerksam gemacht worden, dass dieser Lichtkomplex eher gefährlich sei, indem die Flieger eben ein wichtiges Gebäude vermuten und darum umso eher angreifen könnten, da, wie es heisst, die Deutschen der Grenze entlang auch beleuchten? Stimmt das? Und was ist für die Zukunft das Richtige, viel Licht oder normale Beleuchtung? Man will ja nicht sich und andern zur Gefahr werden, statt zu schützen.

Die grosse Angst vor gezielten Luftangriffen

Fast noch mehr als die Überfliegungen ängstigte das Volk die Vermutung, das Land selbst könnte zum eigentlichen Zielgebiet werden. Der Grund dafür lag in den umfangreichen Lieferungen an Deutschland.

Nach ihrer Umzingelung im Frühsommer 1940 sah sich die Exportnation Schweiz in ihrem Aussenhandel massiv eingeschränkt. Die Achsenmächte hatten es in der Hand, die Zufuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln zu dosieren und an Gegenleistungen zu koppeln. Diese bestanden unter anderen darin, dass die Schweiz dem Nachbarn Waffen, Munition und andere Fabrikate der Maschinenindustrie lieferte. Ferner machte Deutschland regen Gebrauch vom Schweizer Finanzplatz (Raubgold gegen Devisen). Die enge Anlehnung manifestierte sich auch in den sogenannten Clearingkrediten von über 1 Milliarde Franken, welche die Schweiz den Deutschen und Italienern zur Vorfinanzierung ihrer Warenbezüge gewährte.

Als Folge dieser Verquickung mit den feindlich gestimmten Nachbarn schwante vielen Schweizerinnen und Schweizern Böses. Lassen wir wieder die Vertrauensleute sprechen.

Generaladjutantur	
Sekt. Heer u. Haus	
19. OKT. 1943	9124
V. I./B	
V. II.	
F. P.	
F. V.	
V. D.	
Kont. D.	
R. F.	
K.	
Ar.	

Po

6

Luxemburg, den 18. Oktober 1943

Ein Lokation Heer u. Haus:

die weitere hell
kompensation

Ich gute Schwestern möchte ich mir einige Fragen erlauben die mich sehr beschäftigen u. bürnen. Ich möchte wissen ob es wirklich den Tatsachen entspricht, dass die Schweiz so viel Kriegsmaterial an Deutschland liefert. Wenn das so ist frage ich, warum muss das sein?

Erstens: Das kann doch schwerwiegende Folgen haben für unser Land u. steht auch im Widerspruch mit unserer vielgepriesenen Neutralität.

Letzte Woche wurde im Englischen Radio eine Frage an einen Schwedischen Hörer beantwortet welcher fragte ob die Alliierten wissen, dass die Schweiz so viel Kriegsmaterial produziert für Deutschland. Der Englische Sprecher sagte, ja sie wissen es schon u. die Alliierten würden diese Schweizerfirmen nach dem Krieg boykottieren. Er hat zwei von mehreren Firmen genannt, Bürle in Aarlikon u. die Galerie Fischer in Luxemburg. Letztere Firma importiert Gemälde von Deutschland welche von besetzten Ländern stammen.

Die Schweiz ist doch wirtschaftlich angewiesen an England u. Amerika u. wir sind doch

Abb. 20: Einer der zahlreichen Tätigkeitsberichte, der auf die Problematik der Waffenlieferungen an Deutschland aufmerksam machte. Der Aufklärungsdienst antwortete, solche Lieferungen verstießen nicht gegen die Neutralität.

Füsilier Otto Furrer, im Feld, berichtete nach einem Aufklärungskurs (5.11.1942):²³⁴

Der Referent betonte, dass aber kein Vertrag besteht, wo die wirtschaftliche Neutralität festgelegt sei. Nach meinem Erachten haben solche Vorkommnisse nicht mehr wirtschaftlichen Charakter, sondern wir unterstützen Deutschland im Krieg gegen die Verbündeten. Es ist ja wohl für die Metallindustrie eine schöne Beschäftigung. Aber ich frage Sie an, wer übernimmt die Verantwortung, wenn eines schönen Tages alle diese Kriegsmaschinen erzeugenden Fabriken bombardiert werden? Wenn es Todesopfer gibt, so muss der Bund diese entschädigen. Kann der Bund in diesem Falle den angreifenden Staat haftbar machen dafür? Ich glaube nicht, dass England für solche Schäden aufkommt, wenn die Schweiz bewusst für einen kriegführenden Staat Kriegsmaterial erzeugt. Die Direktoren der Kriegsindustrie machen Millionengewinne. Können solche Riesengewinne nicht zum Ausbau unserer Armee herangezogen werden?

Spenglermeister Ludwig Aschwanden aus dem ernerischen Altdorf (14.12.1942):²³⁵

Heute habe ich von meinem Vater erfahren, dass er im «Poststübli» in Altdorf von einem Augenzeugen hörte erzählen, welcher während der Zeit der Bombardierung von Brig und Raron in dorten war, dass es die fremden Flugzeuge auf die Lonzawerke abgesehen hatten, welche ca. 2 km vom Einschlag entfernt waren. Denn dieses Lonzawerk fabriziere Giftgase für Deutschland.

Die Bevölkerung von Raron sei sehr beängstigt seitdem; denn eine einzige Brandbombe in einem Gaskessel würde das ganze Dorf zerstören. Da es in Sins ein ähnliches Werk habe, sei es der beste Beweis dafür.

Der Aufklärungsdienst antwortete dem Spenglermeister:

Das Gerücht entspricht aller Wahrscheinlichkeit nach spekulativen Überlegungen. Immerhin fehlt es dem betreffenden Gerüchteverbreiter an den notwendigen geographischen Kenntnissen, sonst wüsste er nämlich, dass die Lonza-Werke mehr als 10 km von der Abwurfstelle der englischen Brandbomben entfernt sind. Obschon es auch heute noch vorkommt, dass bei Nachtbombardementen beträchtliche Zielfehler unterlaufen, betragen diese doch nicht solche Distanzen. In der Nähe von Sins im Aargau, einem weltabgelegenen Dorf, befindet sich weit und breit keine Industrie von irgend welcher Bedeutung. Alle Feststellungen stimmen darin überein, dass die betreffenden Flugzeuge sich verirrt hatten, vielleicht auch wegen der Vereisungsgefahr ihre Bombenlast aufs Geratewohl abwarfen.

Lehrer H. Landolf aus dem Thurgauer Dorf Amlikon (21.11.1942):²³⁶

Wo, wie und wann wird «die Festung Europa» angegriffen? Wie lange wird England die im Dienste der Achsenmächte arbeitende Schweiz. Industrieanlagen, sowie unsere Verkehrsadern mit Angriffen aus der Luft verschonen?

J. Brunner, Redaktor der in Zürich erscheinenden Zeitung *Rad-Sport* (17.9.1942):²³⁷

Dann und wann zirkulieren Gerüchte, dass die Engländer unsere Alpenbahnen (Gotthard & Lötschberg) bombardieren werden, um damit auch der «Achse» einen schweren Schlag zu versetzen.

W. Meyer aus Buochs NW (16.10.1943):²³⁸

Soeben ist ein Gerücht, das unter verschiedenen Personen ziemlich aufregend wirkte, aufgetreten. Laut englischer Radiomeldung sei die Werkzeug Fabrik Oerlikon auf der schwarzen Liste der Engländer, nun wird schon gemeldet durch einzelne, Oerlikon werde nächstens bombardiert.

Aus dem Klostergebäude St. Gallen vermeldete Schwester Christa Oechslin, was ihr auf der Reise wiederholt zu Ohren gekommen war (22.4.1944):²³⁹

1. Zeitbomben wurden in den päpstlichen Gemächern (also nicht einfach in der Vatikanstadt) gefunden.
2. Die Ereignisse in Schaffhausen²⁴⁰ sind nicht Folge eines tragischen Irrtums, sondern der Anfang weiterer, sorgfältig vorbereiteter Angriffe gegen neutrale Städte. Sofern eine Spur von Wahrheit darin stecken sollte, wäre ich Ihnen für eine Richtigstellung dankbar, doch bin ich vom Gegenteil überzeugt.

Für andere wiederum war offensichtlich, dass die Amerikaner die Munotstadt absichtlich bombardiert hatten, damit, wie es in einem TB hiess, «wir aufhörten, für Deutschland zu arbeiten».

Dr. med. Willy Weidmann aus Feuerthalen ZH (31.12.1944):²⁴¹

In den letzten paar Tagen hörte ich von verschiedener Seite, meist aus Arbeiterkreisen der Stahlwerke +GF+, Schaffhausen, dass in jener Firma Bestandteile für den Düsenantrieb der V2 [*Hitlers angeblicher Wunderwaffe*] hergestellt würden. Täglich würde etwa ein halber Eisenbahnwagen dieser Bestandteile nach Deutschland spedit.

Obschon diese Fabrikation Brot bringt, ist man recht besorgt und befürchtet Angriff auf die Stahlwerke +GF+ oder dann politische Komplikationen für die Schweiz. Das Gerücht ist schon ziemlich weit herum bekannt geworden.

In der per Express verschickten Antwort auf diesen TB erklärte der Aufklärungsdienst, die +GF+ liefere lediglich rohe Stahlguss-Stücke nach Deutschland, und die hätten mit den V2-Raketen nichts zu tun. Bern forderte den besorgten Vertrauensmann auf, das ausserordentlich gefährliche Gerücht mit Nachdruck zu dementieren.

Solche Hinweise auf mutmasslich gefährdete Industriebetriebe häuften sich mehr und mehr. Sie stützten sich hauptsächlich auf britische Kurzwellensender (Atlantiksender, «ici Londres»), die das Schweizer Publikum abhörte und die offen drohten, Fabriken in Genf, Zürich, Arbon, Baden, Oerlikon, Rüti usw. würden bombardiert, falls diese ihre Lieferungen an Deutschland nicht einstellten. Einzelne Firmen wandten sich direkt an Bern, wie etwa die Maschinenfabrik Rüti, die beteuerte, sie stelle praktisch kein Kriegsmaterial her, liefere auch keines nach Deutschland (oder nur in verschwindend kleiner Menge), und die Behörden inständig bat, Abklärungen in die Wege zu leiten.

Der Aufklärungsdienst antwortete seinen Vertrauensleuten, da es um hochsensible, die Neutralität betreffende Fragen ging, stets prompt – und beschwichtigend: Auch die alliierten Regierungen hätten ein minimales Verständnis für die Lage der Schweiz und dafür, dass diese in die Achsenstaaten exportiere. Es sei ihnen durchaus bewusst, dass selbst Waffenlieferungen keine Neutralitätsverletzung darstellten, seien solche doch durch das Haager Abkommen gedeckt. Und er verwies darauf, dass die Alliierten der Schweiz noch immer Navycerts (Schiffsbegleitscheine) für Transporte von Lebensmitteln usw. ausstellten; es sei aber nicht anzunehmen, dass ein Staat, der für die Versorgung eines anderen aufkomme, diesen auch zu bombardieren gedenke.

Die Bevölkerung trieb aber auch die vage Vermutung um, die Schweiz würde als Folge eines alliierten Angriffs ihre Neutralität verlieren und der Feind des Angreifers, also Deutschland, wäre dann automatisch ihr Verbündeter. Solche Aussichten setzten, wie die Rapporte zeigen, bei vielen Bürgerinnen und Bürgern ausgesprochen mulmige Gefühle frei. Man konnte sich wohl vorstellen, gegen die Deutschen anzutreten. Gegen die Alliierten aber, so die verbreitete Auffassung, würde man allenfalls pro forma kämpfen und die Sache dann so schaukeln, wie ein Vertrauensmann festhielt, dass man zuletzt auf der 133 «rechten Seite» stehen würde.

Gegen diese Haltung aber schritt der Aufklärungsdienst apodiktisch ein. Dem Basler E. Schwarb, der in einem Rapport geschrieben hatte, es wäre «purer Irrsinn», die Flugzeuge der Alliierten bei der ersten Grenzverletzung «zu bedrohen und in gemeiner Weise abzuschiessen», man müsse ihnen für ihr wagemutiges Eingreifen vielmehr dankbar sein, erteilte er die Antwort (20.10.1944):²⁴²

Es ist unserer Ansicht nach falsch zu glauben, die Alliierten hätten für uns gekämpft. Dies entspricht einem Slogan der alliierten Propaganda und es besteht eine grosse Gefahr für uns, wenn wir einfach blind daran glauben. Sie wissen, dass unser Land sich zu bewaffneter Neutralität verpflichtet hat, d.h., dass sie sich gegen jeden Angreifer mit der Waffengewalt zu wehren hat, will die Schweiz ihr Wort halten. Dies gilt aber auch für die Grenzverletzungen durch die alliierten Flugzeuge.

Es ist bekannt, dass im Generalstab beider Kriegsparteien ständig die Frage erwogen wird, wie der unbedingte Neutralitätswillen der Schweiz einzuschätzen sei. Für uns gibt es nur einen Weg: die absolute Neutralität. General und Bundesrat haben diese Frage schon verschiedentlich in aller Deutlichkeit beantwortet: «Wer uns angreift, ist unser Feind.»

Doch die Hinwendung zu den Alliierten war und blieb eine Konstante, die, je deutlicher die Niederlage des Dritten Reichs erkennbar wurde, sich noch verstärkte und die geheime Hoffnungen, Träume und Phantasien beflügelte – und selbstverständlich die Verbreitung von Gerüchten. Dazu gehörte etwa jenes, das im Sommer 1944 in Basel herumgeboten wurde und besagte, die Alliierten sähen es gar nicht so ungern, wenn ihre «fliegenden Festungen» und «Liberators» in der Schweiz zur Landung gezwungen würden, denn so entstünde eine kleine Luftflotte, die nötigenfalls in Aktion treten könne. Es gebe dazu gar ein «stilles Abkommen» mit der Schweiz.

Dieses Gerücht – man könnte auch sagen Alltagstratsch, der im vorliegenden Fall erheiternde Weiterungen hatte – war auch der Kindergärtnerin Marie Rohner zu Ohren gekommen, und das gleich zweimal (im Tram und von ihrer Nachbarin), weshalb sie sich veranlasst sah, dem Aufklärungsdienst Meldung zu erstatten. Der verstand in solchen Fällen keinen Spass, ging er doch davon aus, hinter dem Gerücht steckten Personen der fünften Kolonne, welche die Schweiz gezielt in Misskredit bringen wollten. Also forderte er die Kindergärtnerin auf, Name und Adresse dieser Nachbarin mitzuteilen. Erst nach zwei Monaten, nachdem sie ihren Gewissenskonflikt überwunden hatte, entschloss sie sich zu einer Antwort (11.9.1944):²⁴³

Wenn ich Ihnen nun sage, wer mir diese Ansicht äusserte u. woher sie kam, so geschieht es zur Ihrer Orientierung u. keinesfalls in irgendeiner anklägerischen Absicht. Die Person ist meine Nachbarin Frau von Steiger-Wach,²⁴⁴ Scharenweg 8. Sie ist die Tochter des berühmten Leipziger Juristen Wach, von dem der Witz geht, als Kaiser Wilhelm einmal am Morgen zu seiner Kaiserin gesagt habe «Gustchen, ich bin wach», die Antwort ihm ward, «Wilhelm, hast den Grössenwahn». Frau von Steiger ist zugleich Enkelin von Felix Mendelssohn und durch diese Abstammung nicht rein arisch. Die Familie ist zerstreut in allen Ländern – Frau von Steiger hat Beziehungen überallhin. Sie ist auch durch ihre Heirat mit dem Berner Pfarrer von Steiger mit Bun-

desrat v. Steiger verwandt, was ihr schon oft zu statten kam bei Hilfeleistungen für ihre Verwandten. Frau von Steiger ist antideutsch eingestellt, so sehr, dass ich manchmal denke, so könnte ich, bei allem Zugeben der Ungerechtigkeiten, nie über meine Heimat urteilen u. über mein Volk, denn deutsch vom Scheitel bis zur Sohle bleiben diese Menschen doch.

Jetzt gerade ist sie sehr für England eingenommen, sie weilte einige Wochen im Tessin u. pflegte mit einer dort weilenden englischen Freundin regen Verkehr. Dazwischen weilt sie im ehemaligen Mendelssohn Sitz Wilderswil bei Interl[aken], den ihre Schwester besorgt u. bewohnt.²⁴⁵

Luftraumverletzungen, Verdunkelung, Lieferungen an Deutschland, Angst vor Strafaktionen der Alliierten, zugleich Hoffnung in dieselben – alle diese teils miteinander verquickten und sich bedingenden Elemente hatten letztlich mit Neutralität zu tun. Der Aufklärungsdienst scheute keinen Aufwand, in seinen Antworten auf die Unmengen besorgter Tätigkeitsberichte die «Mechanik» der Neutralität zu erklären. Er berief sich auf das Völkerrecht, die Haager Landkriegsordnung von 1907, definierte die Stellung des neutralen Staats, sortierte dessen Rechte und Pflichten. Und er betonte, dass die Krieg führenden Staaten – inklusive Hitler²⁴⁶ – immerhin die schweizerische Neutralität ausdrücklich anerkannt hätten. Aber was konnten die Kindergärtnerin, der Spengler, die Klosterschwester, der Schreiner mit solcher Staatsbürgerkunde anfangen? Sie verstanden, um ein weiteres Beispiel zu nennen, beim besten Willen nicht, wie die Entsendung von Schweizer Ärztemissionen²⁴⁷ an die deutsche Ostfront mit der viel gepriesenen Neutralität vereinbar sein sollte. Man traute solcher Neutralitätspraxis nicht, ebenso wenig den abstrakten Rechtsnormen, mit der die Praxis begründet wurde. Schliesslich war den Bürgerinnen und Bürgern nicht verborgen geblieben, welches Schicksal andere neutrale Staaten ereilt hatte und wie oft in diesem Krieg geltendes Recht missachtet wurde.

Am 3. November 1943 war August R. Lindt einmal mehr zu Bundesrat Etter bestellt, um über die Stimmungslage Bericht zu erstatten. Was er ausführte, hielt er wie immer in einer Aktennotiz fest:²⁴⁸

In der letzten Besprechung hatte ich ausgeführt, dass, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, unser Volk die Konsequenzen der Neutralität immer besser verstehe und auch bereit sei, wenn nötig gegen die Alliierten zu kämpfen. Zahlreiche Berichte lassen aber diese Auffassung als zu optimistisch erscheinen. Denn es ist immer noch häufig, dass Schweizer nicht verstehen, warum alliierte Flugzeuge beschossen und amerikanische fliegende Festungen mit ihren Besatzungen interniert werden. Es wäre angezeigt, wenn in bundesrätlichen Reden immer wieder auf die Bedeutung unseres Neutralitätswillens hingewiesen wird.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte Lindt:

Es zeigt sich auch hier, dass der Schweizer, wenn etwas los ist, Beromünster ab- und den englischen Sender andreht. Die verschiedenen Sendungen haben dazu geführt, dass heute Gerüchte umlaufen, die Schweizerindustrie steigere ihre Waffen- und Munitionslieferungen nach Deutschland, um die Produktionsausfälle der deutschen Industrie wettzumachen. Zahlreich sind die Schweizer, die unsere Handelspolitik gegenüber Deutschland als unklug oder gar als unneutral betrachten und mit Bombardierungen unserer Rüstungsindustrie rechnen. Sie teilen also den Standpunkt der englischen Propaganda. Daraus kann ihnen nicht ohne Übriges ein Vorwurf gemacht werden, da sie die Sachlage nicht kennen. Sie verfügen über keine Argumente, um die englischen Anschuldigungen zu widerlegen.

Philipp Etter, offenbar etwas ratlos, gab dem Chef des Aufklärungsdienstes die Empfehlung mit auf den Weg:

Wir müssen uns hüten, je Stimmung gegen die eine oder andere Kriegspartei zu machen. Es ist die Aufgabe der Sektion Heer und Haus, den Schweiz. Rechtsstand [punkt] zu vertreten und ihn unserm Volke verständlich zu machen.

Kapitel 9

Burschenherrlichkeit statt Opfersinn

Kleine Studentenrevolte gegen den Arbeitsdienst – Standpauke der Behörden

Jakob Wydler war Kantonsschüler, freiwilliger Fliegerbeobachter und Patriot. Am 1. August 1942 hielt er in seiner Wohngemeinde Bassersdorf ZH vor mehreren Hundert Teilnehmern die Festrede. Zu seinem Leidwesen hörte ihm aber nur der kleinere Teil zu. Die anderen zündeten, noch während er sprach, ihre Schwärmer und Raketen. Um Stille gebeten, wandten sie ein, «ob das denn Freiheit sei, wenn man sich nicht einmal am Nationalfeiertag ein wenig belustigen könne». Kaum war der Festakt beendet, verschwanden die lustigen Miteidgenossen ins nahe Hotel, wo, «als ob es Fasnacht wäre», getanzt und gelärmt wurde bis zum nächsten Morgen.²⁴⁹ Auch den Schülerinnen des Klosters St. Ursula in Brig mochte nicht so recht gefallen, wie es in der Erwachsenenwelt, namentlich in jener der Soldaten, zu- und herging, während dem Thurgauer Rekruten Alfons Diener ausserordentlich missfiel, dass so viele laue Schweizer «Ausländermädel» heirateten und somit «manche brave Schweizerin als alte ‚Jungfer‘, sterben» müsse.²⁵⁰

Immer wieder machten sich Jugendliche Sorgen um die Erwachsenen. Oft wohl echte, tönten ihre Tätigkeitsberichte doch so, als sei es ihnen bitterernst. Selbstverständlich aber waren die Sorgenmeldungen, die sich in umgekehrter Richtung bewegten, häufiger. «Die heutige Jugend» – im Mund Erwachsener haben diese drei Wörter einen ganz bestimmten Beiklang – war auch damals ein Thema. Man hatte manches an der Jugend auszusetzen. Mehr als andere Gruppierungen beunruhigte die *studentische* Jugend die Erwachsenenwelt.

Aus diesem Grund führte der Aufklärungsdienst an den Hochschulen zahlreiche Kurse durch und versuchte, nicht ohne Erfolg, Studenten als Vertrauensleute zu rekrutieren. Deren Stimmungsberichte waren Bern schon deshalb dienlich, weil die Studenten schreibgewandt waren und die anstehenden Probleme oft kritisch, aber sachlich analysierten, und weil ihre Verlautbarungen ins Denken der angehenden Akademiker hineinleuchteten. Nicht wenige ihrer Berichte offenbarten eine gewisse Zerrissenheit oder Orientierungslosigkeit im Kampf der Ideologien, ein Umstand, der die Engagierten und patriotisch Gesinnten unter ihnen bewog, eindringliche Hilferufe an Heer & Haus auszusenden: Tut mehr für uns, bietet alle Studenten auf, sorgt dafür, dass wir immer wieder aufgerüttelt werden!

Der Basler Student Paul Krayer empfahl dem Aufklärungsdienst (6.7.1942):²⁵¹

Solche Kurse sollten unbedingt auch in der welschen Schweiz durchgeführt werden. Ich stehe mit weiteren Kreisen an den dortigen Universitäten in Verbindung und muss immer wieder feststellen, dass sich dort die akademische Jugend um politische Probleme und Lebensfragen unseres Landes weitgehend focht. Sie trägt einen posierten Skeptizismus zur Schau oder läuft blind fremden Ideologien nach. Hier wäre ein dankbares Arbeitsfeld für die Sektion «Heer und Haus».

Mindestens so eindringlich wandte sich Leutnant Arnold Künzli,²⁵² cand. phil. I, der spätere Professor für politische Philosophie, an Heer & Haus (14.6.1942):²⁵³

[...] Ich möchte deshalb anregen, dass solche Kurse so viel als nur möglich und überall wo nur möglich durchgeführt werden sollten, und zwar z.B. gerade in jenen Bevölkerungsschichten, die den Behörden gegenüber kritisch eingestellt sind: ich denke dabei an sozialistische Kreise und z.B. die Kreise, aus denen sich die Unterzeichner des «Offenen Briefes» rekrutieren. («Neue Demokratie», «Escherbund», Kreis um Prof. Ragaz, Prof. Karl Barth usw.) [...] Ganz besonders sollten solche Kurse auch an sämtlichen Universitäten der Schweiz durchgeführt werden, und zwar nicht nur einmal und dann nie mehr, sondern mindestens einmal pro Semester [...]

Das Problem mit den fremden Ideologien hatte mitunter ziemlich banale Gründe. Der Luzerner A. Weber meldete (29.6.1943):²⁵⁴

Bei vielen Studenten macht sich ein gemässigter Antisemitismus bemerkbar, der sich vor allem gegen die jüdischen Emigranten richtet, die in Zürich studieren und nicht durch Militärdienst in ihrem Studium gestört werden.

Viele im Berufsleben stehende Vertrauensleute beobachteten ihrerseits eine offenbar verbreitete Neigung unter Jungakademikern für das, was von «drüben» kam. Attraktiv wirkten, zumindest in den ersten Kriegsjahren, die Zackigkeit deutschen Soldatentums, die Zucht, das Preussische, die Ordnung, aber auch das Regime insgesamt, das, im Gegensatz zur heimischen, durch endloses Gezänk gelähmten Politik, zielgerichtet seinen Weg ging.

138

Gärtner Willi Edele von St. Gallen beobachtete «zwei Kategorien von Hitlerianern» (6.12.1941):²⁵⁵

Zu den ersten gehören Arbeiter mit schlechten Arbeitsverhältnissen und Gewerbetreibende mit ganz kleinen Betrieben. Sie sind politisch schlecht geschult, mit ihrem Sprechen von der prima Ordnung dort drüben, machen sie sich eher von ihrer Verärgerung Luft, als dass sie mit dem Diktatorsystem einverstanden wären [...]

Die zweite Kategorie ist die Gefährlichere. Es sind junge Studenten, die für kurze Zeit in Deutschland studiert oder sich sonst dort aufgehalten haben. Sie werden nicht müde, die Schweizer Armee und die Demokratie herabzuwürdigen. Nimmt man den Kampf auf mit ihnen, dann wird gleich der beste Trumpf ausgespielt mit, wir wissen es ja, wir sind ja lange genug draussen gewesen. Diese jungen, intelligent seinwollenden Leute finden leicht Gehör bei Kategorie 1. Diese Studenten sind es, die den einfach sprechenden Bürger mit ihrer Redegewandtheit einfach überrennen. Sie verstehen es, den Gegner abzutasten, ist derselbe im Gegenwärtigen auf der Höhe, dann wird vom ungerechten Versailler-Vertrag gesprochen oder sonstwie eine Sache als Beweis für die Richtigkeit ihrer Einstellung hervorgeholt.

Lehrer Max Baumann aus Dietikon erschrak immer wieder über die Ansichten, die «in den Köpfen unserer Jungen spuken» (8.11.1942):²⁵⁶

Im Gespräch mit einem jungen Vikar unserer Schule entdeckte ich, dass er das nationalsozialistische Deutschland so verteidigt und England so verdammt, als ob er Redaktor am «Völkischen Beobachter» wäre. Inbezug auf die Judenfrage, wie sie in Deutschland gehandhabt wird, frage ich ihn, ob denn ein Gedicht von Heine kein Gedicht, eine Novelle von Thomas Mann keine Novelle, ein Lied von Mendelssohn kein Lied sei, nur weil die Betreffenden Juden waren.²⁵⁷ Worauf er mich – typisch – entsetzt anschaute: «Aber Sie sind doch nicht etwa Jude?»

Und immer wieder kritisierten die Vertrauensleute, die körperliche Ertüchtigung der Jugend werde gefördert, die geistige hingegen vernachlässigt: Was nützen uns Kraftprotze, fragten sie vorwurfsvoll, wenn die «innere Kraft» fehlt?

Im Sommer 1944 schwoll das latente Unbehagen plötzlich zu grösserem Unmut an, ausgelöst durch eine kleine, für die damaligen Verhältnisse aber ungewohnt laute Revolte in studentischen Kreisen. Hintergrund des Protests: die Anbauschlacht.

Der «Plan Wahlen» verlangte der Landwirtschaft höhere Arbeitsleistungen ab. Gleichzeitig wurden die Bauern und ihre Knechte immer wieder zum Militärdienst aufgeboten. Um die Personalengpässe so gut als möglich zu stopfen, hatten die Behörden kurz nach Kriegsbeginn einen Arbeitsdienst angeordnet, in dem sich alle, die keinen Militärdienst leisteten und nicht erwerbstätig waren, nützlich machen sollten. Die Wochenschauen brachten aufrüttelnde Propagandafilme über die Anbauschlacht: «Wir brauchen dich», lautete die Botschaft an das nicht bäuerliche Publikum, das diesem Ruf des Vaterlands nicht nur beigesteuert folgte.

Verhalten reagierten auch die Studenten, die insofern privilegiert waren, als der Landdienst für sie nicht obligatorisch war. Dass die jungen Geistesarbeiter mit Landarbeit ganz offensichtlich wenig am Hut hatten, missfiel dem Chef von Heer & Haus, Oberst Frey, derart, dass er eine Art Rundschreiben für stu-

dentische Vertrauensleute verfasste, in dem er empfahl, «von Mund zu Mund für den Arbeitseinsatz der Studenten zu werben». In jenem Schreiben vom 27. Februar 1942 heisst es:²⁵⁸

Die Bauern benötigen bis jetzt 300 Studenten und 300 Studentinnen. Es haben sich bis heute von den ca. 12'000 schweizerischen Studenten 108 Studenten und 30 Studentinnen angemeldet! Ein Kommentar ist überflüssig [...] Mitarbeit aus Freiwilligkeit ist wertvoller als Mitarbeit aus Zwang, der wahrscheinlich kommen würde, wenn die erstere versagt. In der Freiwilligkeit können Akademiker und Akademikerinnen, eine Bevölkerungsschicht, die für die Zukunft Führungsansprüche stellt, vorangehen. Jeder Misserfolg des Studenteneinsatzes in der Anbauschlacht wird zweierlei bewirken: Die Bauernsamen wird ihren Eindruck bestätigen sehen, dass der Wille zur Solidarität zwischen Stadt und Land ein Schlagwort, nicht aber Wirklichkeit ist. Andre Kreise würden daraus den Schluss des nationalen Versagens der jungen Akademiker ziehen wollen.

Frey hatte mit seinen Bemerkungen nicht ganz unrecht; in ländlichen Kreisen verstand man nicht, dass sich so wenige Hochschüler geneigt zeigten, einen Teil ihrer Semesterferien der Mitarbeit auf einem Bauernhof zu opfern. So meldete Louise Friedli aus Amsteg, was sie in ihrem Beobachtungsgebiet festgestellt hatte (4.3.1942):²⁵⁹

Über 200 Bauern hatten sich gemeldet und warteten auf die studentische Hilfe. Dieser Nachfrage stand das Angebot von 30 Studenten gegenüber. Selbst in studentischen Kreisen hat diese Tatsache grosse Überraschung hervorgerufen. Wie wäre es, wenn alle Studenten, die bis jetzt noch nicht 300-400 Dienstage geleistet haben, gezwungen würden, 10-12 Wochen am grossen Anbauwerk mitzuhelfen?

Leider kam es in den nicht so häufigen Fällen, in denen sich Studierende doch gemeldet hatten, mitunter auch zu Unstimmigkeiten, weil nicht jeder, der flink im Denken war, auch flink mit der Heugabel umzugehen wusste. Dann wurde tüchtig geschimpft, wie der TB der Genfer FHD Strauss zeigt (21.3.1944):²⁶⁰

Ein Grossbauer bekam Studenten als Hilfskräfte. Er schimpfte: Diese Tintenschlecker sind für nichts tauglich, wenn ich sie zum Jäten schickte, so rissen sie das Gemüse anstatt das Unkraut aus; wenn es den Herren zu warm war, so ruhten sie unter einem Baum am Schatten aus und sahen die Dringlichkeit der Arbeit gar nicht ein [...].

1943/44 setzten die grossen Ereignisse auf der Weltbühne den studentischen Privilegien ein Ende. Das Kriegsgeschehen näherte sich wieder den Schweizer Grenzen, und das bedeutete: mehr Truppenaufgebote, Personalmangel auf den Bauernhöfen, Aktivierung des Landdienstes. Daher ordneten die Behörden an,



Abb. 21: Studenten rücken zum Mähen aus: Als der Arbeitsdienst für sie obligatorisch wurde, war die Stimmung weniger fröhlich.

nun hätten auch die Studenten obligatorisch auf die Scholle einzurücken.²⁶¹ Zahlreiche unter ihnen empfanden diese Anordnung als *summa iniuria*. Verletzt, enttäuscht, missverstanden wandten sie sich mit einem Protest an die Presse – ein Sakrileg, jedenfalls eine patriotische Ungehörigkeit, wie sich zeigen sollte. Und viele von jenen, die zum Gesinnungskader zählten, griffen ihrerseits zur Feder und deckten das Aufklärungsbüro des Dr. Lindt mit rügenden Stellungnahmen ein.

Greifen wir jene heraus, die Jürg Schneider, Student der Medizin in Basel, nach Bern sandte. Die Studenten, machte er geltend, leisteten mit grösster Selbstverständlichkeit die Militärdienste und trügen das Opfer des Studienaustfalls und der daraus entstehenden Konsequenzen durchaus willig. Umso enttäuschender sei, dass punkto Landdienst nicht mehr Rücksicht genommen werde. Und weiter schrieb der angehende Mediziner (24.6.1944):²⁶²

Wir sehen Folgendes nicht ein:

- 1) Die Notwendigkeit der Mitarbeit aller Studenten, auch der dienstpflichtigen. In allen andern Berufen wird die Arbeitsdienstpflicht mit der Absolvierung der Rekrutenschule nicht verlangt. Tausende von Jugendlichen, die keine Dienstleistung haben, werden nachgewiesener Massen nicht eingesetzt. Wir sehen nicht ein, wieso uns nun eine derartige Mehrbelastung, die uns wirklich unbegründet erscheint, aufgehalst wird.

eingesehen wird, ist, dass das Obligatorium Lücken aufweist.

- siehe
Absatz 2*
- /- Warum sollen unsere Kommilitonen, die ausländischen Studierenden, die doch keinen Militärdienst zu leisten haben, nicht auch dazu angehalten werden können?
 - Warum begegnet man noch so und so vielen kräftig gebauten, in dieser Beziehung fähigen Internierten, die unser Brot essen und dafür nichts tun?
 - /- Warum werden nicht die Lehrlinge aller Berufe, z.B. des Kaufmännischen vermehrt zu solchen Arbeitsleistungen herangezogen?
 - /- Warum werden Kollegien und Mittelschulen geschont?

H. B.

Wir wissen, dass wir im Schweizer Volk kein Privileg besitzen, zu Recht keines besitzen. Wir wissen auch um unsere vorzugsstellung im Vergleich zur Ausländischen akademischen Jugend. Man hat uns ja schon so manchmal darauf hingewiesen und wir sind wirklich dankbar dafür. Wir wollen nur/gleich behandelt sein, Obligatorium für alle, wirklich für alle, Ausnahmen nur in den wirklich begründeten Fällen. /innerhalb unserer Gemerkungen

Es wird uns nichts ausmachen, es darf uns nichts ausmachen, neben dem Militärdienst nun auch noch einige Wochen Arbeitsdienst zu leisten. Schliesslich gilt es heute mehr denn je, für das Land in jeder Beziehung einzustehen. Wenn wir schon das Opfer eines komprimierten, konzentrierten, unterbrochenen und hastigen Studiums auf uns nehmen, so dürfen wir auf der andern Seite doch verlangen, dass überall mit gleichen Maßen gemessen wird. Das Studium kostet Zeit, Geld und Ausdauer und sollte irgendwie einmal abgeschlossen werden können. Noch ist es Zeit, hier im wahrsten Sinne des Wortes durchzugreifen.

Damit ist das Wesentliche gesagt. Sobald wieder etwas Bemerkenswertes sich ereignet, werde ich Ihnen berichten. Vom 15. August bis 14. September 1944 bin ich laut (momentan gültigem) Marschbefehl im Dienst. Ich hoffe gerne, Ihnen mit obigen Hinweisen wieder einige Ringerzeige gegeben zu haben.

Otto Niekler
Otto Niekler.

Abb. 22: Wortreiche Klage über Ungleichbehandlung in Sachen Arbeitsdienst.

- 2) Es gibt immer noch, anscheinend auch an führenden Stellen, Leute, die glauben, die Universitätsferien seien zum Herumliegen da. Wieviel Mal muss wohl noch betont werden, dass wir diese «Ferien» zum Nacharbeiten der durch den Dienst verlorenen Zeit dringend gebrauchen.
- 3) Wir begreifen nicht, warum die Emigranten und Ausländer, die sowieso aus unserer häufigen Abwesenheit Profit ziehen, nicht in erster Linie zu dieser Arbeit herangezogen werden können.

Die oben erwähnten drei Punkte sind es im Wesentlichen, die den momentanen, peinlichen Zustand hervorgerufen haben. Weitere Gerüchte – z.B. man habe in Bern nun einmal die Barschwengel und Strandbadakrobaten, also die Studenten, die ja sowieso nichts arbeiten, zur Arbeit heranziehen wollen – solche Gerüchte wirken enorm demoralisierend und rufen eine meiner Ansicht nach berechnete Erbitterung hervor. Immerhin kann ich nicht glauben, dass unsere Behörden in Bern uns auf eine solche Art einschätzen.

Der Aufklärungsdienst bemühte sich, die Wogen zu glätten. Dem Kandidaten der Philosophie Ernst Ehrenzeller in St. Gallen, der seinerseits über die «starke Erregung» berichtet hatte, antwortete er (15.7.1944):²⁶³

Für die Studenten ist 1944 das Obligatorium im Landdienst vor allem auch deshalb eingeführt worden, weil sich während der letzten drei Jahre nur 4-7% aller Studierenden unserer Hochschulen freiwillig meldeten. Dieser Prozentsatz ist natürlich für die Bewältigung der dringenden Arbeit völlig ungenügend.

Die Studenten sind zur Landarbeit besonders geeignet, weil sie sich dank ihren Fähigkeiten sehr leicht anzupassen vermögen. Infolge ihres jugendlichen Alters sind sie – von Ausnahmen abgesehen – körperlich sehr leistungsfähig. Es sei zugegeben, dass dieser Landdienst für sie persönlich einen gewissen Nachteil bedeutet. Jedoch ist andererseits in Betracht zu ziehen, dass durch ihren Einsatz die Wirtschaft keinerlei Einbusse an Arbeitskräften erleidet, während dies der Fall wäre, wenn Kaufleute, Angestellte und Arbeiter zum Landdienst aufgeboten und damit aus ihrer gewohnten Wirtschaftstätigkeit herausgerissen würden. Eine Schwächung der wirtschaftlichen Produktion wäre jedoch nicht im Sinne der Landesverteidigung. Das nationale Interesse geht eben vor. Wenn etwa der Einwand erhoben wird, dass zu diesem Landdienst Flüchtlinge und Internierte aufgeboten werden könnten, so ist darauf zu erwidern, dass der Arbeitseinsatz dieser Fremden schon weitgehend verwirklicht ist.

Der Chef des Eidgenössischen Kriegs-, Industrie- und Arbeits-Amtes (KIAA), das den Regimewechsel veranlasst hatte, war offensichtlich empört über das Echo. Er verfasste ein geharnischtes Schreiben, das der Aufklärungsdienst diesem und jenem aufsässigen Studiosus zustellte. Die Standpauke erhielt beispielsweise Otto Nickler, Student in St. Gallen (21.6.1944):²⁶⁴

Der Verband der schweizerischen Studentenschaft ergreift in der Presse das Wort, um gegen die Weisungen des K.I.A.A. über den Landdienst der Studenten im Anbaujahr 1944 zu protestieren

Das K.I.A.A. bedauert diese «Flucht in die Öffentlichkeit», die hoffentlich weder dem Willen, noch der Gesinnung des Grossteils unserer schweizerischen Studentenschaft entspricht. Es hat vor einem solchen Schritt gewarnt, weil es überzeugt war, dass er im Volk alles andere als ein freundliches Echo finden werde [...].

Der Geist, der aus dem Manifest spricht und der beim nichtakademischen Teil unserer Bevölkerung, sowie im Ausland einen ganz bedenklichen Eindruck machen muss, liefert Argumente denjenigen, die immer wieder geltend machen, dass in unserem höheren Erziehungswesen viel zu viel Gewicht auf Wissen und viel zu wenig auf Charakter gelegt wird. So wäre auch der Umgang und die Arbeit mit unserer Landbevölkerung geeignet, unseren jungen Akademikern den Horizont zu erweitern und ihnen mitzuhelfen, sich zu vollen Persönlichkeiten zu entwickeln. Nach einer «Universitas» des Geistes wird aber von vielen Studenten offenbar nicht mehr gestrebt. Bereitschaft zum Opfer – soweit man von einem solchen bei drei Wochen Landdienst überhaupt sprechen kann – scheint nicht mehr zu existieren und von früher selbstverständlichen Pflichten einer geistigen Elite ist, jedenfalls in der Erklärung, auch kein Hauch zu spüren.

Der Verband der schweizerischen Studentenschaften hat den Akademikern und den Universitäten mit dem Manifest einen schlechten Dienst geleistet.

Selbstverständlich gelang es dem Chefbeamten mit dieser Massregelung nicht, die Jungakademiker zu freudigen Landdienstlern zu bekehren. Diese fanden die «polemische Rede» komplett unangebracht. Doch weitere Folgen hatte der kleine Aufstand nicht, da auch den «Rebellen» bewusst war, dass das Land ernsthaftere Probleme hatte.

Kapitel 10

Altes Brot, fleischlose Tage, fehlende Butter

Rationierung und Mangelbewirtschaftung führten zu nachhaltigen Spannungen

- *Wo bleibt der Rahm?*
- *Warum kann man heute noch weisse Weggli kaufen?*
- *Come fare risotto senza riso?*
- *Wie steht es mit Kaffee-Plantagen in der Schweiz?*
- *Warum werden auf den Alpen Zuchtstiere mit Milch gefüttert?*
- *Wie viel Milch fliesst der Schokoladeindustrie zu?*
- *Warum existiert so viel Eipulver und sind so wenig Eier erhältlich?*

Das Gesinnungskader notierte die unzähligen Fragen aus dem Volk und sandte sie an die H&H-Zentrale in Bern. Das Volk wollte wissen, was morgen und übermorgen auf den Tisch kommen würde, weshalb die Brotration schon wieder gekürzt, der Schwarzhandel nicht entschiedener bekämpft oder ein Auge zugedrückt wurde, wenn Gasthäuser Menüs anboten, als lebte man im tiefsten Frieden. Es begehrte Aufschluss über Ursachen und Zusammenhänge der unendlich vielen Anordnungen von oben. Dem zuständigen Organ mit dem merkwürdigen Namen «Kriegsernährungsamt», das mit der Verwaltung des Mangels ohnehin alle Hände voll zu tun hatte, oblag auch noch die Funktion einer Auskunftsteil. In wöchentlichen Berichten²⁶⁵ stellte es zuhanden des Aufklärungsdienstes die Antworten zusammen, die in verkürzter Form an die Vertrauensleute weitergeleitet wurden zu geflissentlicher Verbreitung im Volk.

Nebenbei sei erwähnt, dass – was eigentlich kaum verwundert – auf dem Gebiet der Kochtöpfe den Durchschnittsschweizer praktisch dieselben Alltagsorgen plagten wie den durchschnittlichen Reichsdeutschen. So finden sich in den «Meldungen aus dem Reich»²⁶⁶ zahlreiche Beanstandungen und Klagen, die viel Ähnlichkeit hatten mit jenen, die das Schweizer Gesinnungskader formulierte. «Leute, die Geld haben, können sich heute noch alles besorgen und essen sich in den Gaststätten satt.» – Sätze wie diesen findet man fast wörtlich auch in den Tätigkeitsberichten für Heer & Haus.

Nach Ausbruch des Kriegs und insbesondere ab Frühjahr 1940, als die Schweiz von den Achsenmächten eingekreist war, gestaltete sich die Güterzufuhr als äusserst schwierig. Die Behörden aktivierten den noch in den letzten Friedens-

jahren vorbereiteten «kriegswirtschaftlichen Apparat»: den «Plan Wahlen» (Anbau-schlacht), die Preiskontrolle, die Rationierung.

Die Bevölkerung empfand diesen Lenkungsapparat als bürokratisches Monstrum. Im Allgemeinen verstand sie zwar, dass der Staat ordnend eingreifen musste. Doch zahlreiche Einzelmassnahmen lösten böse Überraschungen, Empörung, Neid, Existenzängste oder einfach Ratlosigkeit aus. Der tägliche Kampf um Lebensmittelkarten und «Märkli» war zermürbend, die Versorgung der Familien für Hausfrauen mit kleinem Budget aufreibend. Zwar erschienen sogleich diese und jene Broschüren, die gute Tipps im Umgang mit dem Mangel gaben, beispielsweise über die Vermeidung von Laufmaschen, den sparsamen Umgang mit Kochgas, die Pflege der Schuhe (nach dem Tragen stets lüften!). Orell Füssli publizierte ein viel beachtetes Kochbuch, das Anweisung gab, wie man Suppen «verlängert», «Verlegenheitssaucen» herstellt, einen «Kriegstee» braut, Mayonnaise ohne Öl und Ei oder ein gebeiztes Herz auf den Tisch zaubert.²⁶⁷ Alles gut gemeint, aber den Mangel beseitigten die vielen Ratschläge natürlich nicht.

Die Rationierung

4. April 1939, Alarmruf aus Bern: Jede Familie wurde aufgefordert, einen Vorrat an Zucker, Hülsenfrüchten, Reis, Fett und Öl für zwei Monate anzulegen. Falls der Krieg ausbreche, hiess es, erfolge für diese Lebensmittel eine zweimonatige Bezugssperre. Am 1. September brach der Krieg aus, die Sperre trat in Kraft. Zwei Monate später löste die Rationierung dieser Lebensmittel die Sperre ab. Und es folgten stets neue Anordnungen. Beispiele: 21.10.1940: Rationierung der Butter.

23.10.1940: Brot muss 48 Stunden alt sein, bevor es verkauft wird.

1.12.1940: Textilien, Schuhe, Seife, Waschmittel werden rationiert.

1.12.1941: Für Essen in Restaurants sind Mahlzeitencoupons nötig.

16.5.1941: Mittwoch und Freitag sind fleischlose Tage.

7.6.1941: Kaffee, Kakao und Tee werden rationiert.

31.8.1941: Der Käse wird rationiert.

3.12.1941: Eier und Eierprodukte werden rationiert.

1.3.1942: Das Fleisch wird rationiert.

16.10.1942: Das Brot wird rationiert (Tagesration 225 Gramm).

1.11.1942: Milchrationierung (zeitweise auf 10 Liter pro Person im Monat).

10.6.1943: Rationierung der Schokolade.

Die Bezugsberechtigung richtete sich nach Alter und Beruf. Ein Holzfäller erhielt grössere Zuteilungen als eine Näherin. Familien mit kleinem Einkommen konnten oft nicht alle ihre Coupons einlösen. Der «Märkli»-Handel war verboten, wurde aber dennoch praktiziert.

(Quellen: HLS/Feisst)

Das Echo aus dem Volk auf den kompliziert gewordenen Alltag war gross. Die vielen (nicht so lauten) Stimmen, die Dankbarkeit bezeugten, dass überhaupt noch etwas auf den Tisch kam, wurden oft übertönt von jenen, die Verbesserungen anregten, die Anordnungen (und Unterlassungen) kritisierten, die schimpften und den Amtsschimmel mit Spott und Häme übergossen. Alle diese Gefühlsäusserungen fanden Eingang in die Tätigkeitsberichte der Vertrauensleute.

Schwester Meinradina Eberle, Dorfschullehrerin im ernerischen Bürglen, berichtete nach Bern (5.11.1942):²⁶⁸

Wir haben hier im kleinen Bürglen ca. 350 Schulkinder. Viele derselben haben ½, 1 bis 1½ Stunden Schulweg. Die meisten von ihnen bleiben mittags im Schulhaus u. bekommen da eine Schüssel Suppe u. ein kleines Stücklein Brot. Weniger kann man den Kindern gewiss nicht geben. Bedenken Sie – von morgens ca 7 Uhr bis abends 4 ev 5 Uhr bekommen diese Kinder nur dieses einfache Essen. Viele Familien zählen 8-12 Kinder. Nun mussten wir für diese Suppe letztes Jahr sage u. schreibe 31'000 Mahlzeitencoupons aufreiben. Wir erreichten nur 28'000 u. ca. 2'000 Hülsenfrüchte-Coupon, die aber nicht gern in Anrechnung gebracht worden. Da beschwerten sich die Leute, dass sie für diese einfache Suppe ein ganzes Coupon geben müssen. Sie bitten deshalb um die Erlaubnis von höchster Amtsstelle, dass pro Suppe nur ½ resp. für 2 mal Suppe nur 1 Märklein abgegeben werden müsse u. dass auch die Hülsenfrüchte-Coupon angerechnet werden dürfen, da ja in der Suppe oft Bohnen mitgekocht sind.

Eine andere Frau aus dem Urnerland, M. Schneider in Wassen, berichtete (25.11.1942):²⁶⁹

Während meiner Ferientage habe ich die Feststellung gemacht, dass sich die Leute in den Städten meistens viel verständnisvoller in die Rationierung schicken (trotzdem sie von ihnen gewöhnlich grössere Opfer verlangt) als die Leute vom Land. Letztere können oft heute noch nicht begreifen, dass sie nun nicht mehr 4-5 mal im Tag Fleisch od. Speck essen können u. mit Käse u. Milch verhält es sich ebenso.

Kurt Meier, Student an der Handelshochschule St. Gallen (11.7.1942):²⁷⁰

Die Brotpreiserhöhung hat viel heisses Blut geschaffen. Man ist der Ansicht, dass die paar Rappen auf andere Art hereingebracht werden könnten (Höhere Besteuerung der Luxusgüter, Aufhebung des Bankgeheimnisses usw.). Auch die Einschränkung im Fleischverbrauch wird nicht widerstandslos entgegengenommen. Es wird sogar behauptet, es sei noch genügend Fleisch vorhanden, wenn nicht die Bauern einen höheren Preis dafür wollten.

In vorweihnächtlichen Tagen löste der Mangel, geschürt durch Versuchungen, die da und dort in Schaufenstern hingen, Irritationen aus. Der Altdorfer Vertrauensmann Hans Egli schrieb am 19. Dezember 1942:²⁷¹

Wer kauft wohl die grossen Schinken, die gegenwärtig in den Läden ausgestellt sind und wer hat die nötigen Fleischkupons? Es scheint so zu sein, als ob diese grossen Schinken nicht mit den regulären Fleischkupons, sondern einfach mit dem prallen Portemonnai ergattert werden. Also mit Geld ist immer noch vieles möglich, was sonst dem ehrlichen Tagelöhner, der mit jedem Rappen die allernötigsten Sachen anschaffen muss, nicht möglich ist, obwohl er in Anbetracht seiner körperlich oft sehr strengen Arbeit es viel nötiger hätte. Glauben Sie nicht auch, dass hier etwas nicht ganz stimmt?

Antwort aus Bern: Die Schinken dienen der Kundenwerbung, man könne nicht gut nur 100 Gramm Fleisch ausstellen. Jules Brägger aus Buochs NW störte sich daran, dass man nur altes Brot essen durfte (13.10.1943):²⁷²

Ich wurde schon einige Male gefragt, warum das Brot immer noch 48 Std. alt sein müsse, da es doch rationiert sei? Wenn man das Brot nicht frisch essen wolle könne ja jeder selber das Brot aufbewahren solange es ihm gefällt. Auch wäre es eine Erleichterung für die Bäcker.

Amtlich wurde der Verzehr alten Brots so begründet:

Diese Bestimmung wurde beibehalten, weil erfahrungsgemäss das frische Brot viel weniger ausgiebig im Konsum ist. Demgemäss würde es vorkommen, dass die monatliche Brotzuteilung nicht genügen würde und die Verbraucher vor Ende des Monats keine Brotkarten mehr besitzen würden, was sich nachteilig in der Lebensmittelversorgung auswirken würde.

Die gedrosselte Zufuhr von Rohstoffen führte am 18. Februar 1941 zur behördlichen Anordnung, jedermann habe seine Bestände an Alteisen, Altmetallen und Altgummi abzuliefern. Die Neigung in der Bevölkerung, den Abfall an die Strasse zu stellen, hielt sich in Grenzen. Jedenfalls sahen sich zahlreiche Vertrauensleute genötigt, die Saumseligkeit in ihrem Beobachtungsgebiet immer wieder nach Bern zu melden.

148

Stud. phil. E. Strupler aus Wettingen (15.10.1941):²⁷³

Im Verlaufe der vergangenen Woche stellte ich sehr häufig fest, dass unsere Bevölkerung, vor allem die Hausfrauen, noch keine Ahnung hat vom Wert der Altstoffsammlung und der Verwertung von Haushaltabfällen. Besitzen Sie nicht die Möglichkeit, beim eidg. Kriegswirtschaftsamt die Anregung zu vermehrter Propaganda in dieser Hinsicht zu machen? In täglichen 2-3 min. Aufklärungsreferaten am Radio sollten un-



Abb. 23: Trommeln für Altmittel auf dem Berner Bundesplatz: Nicht überall wurde dieser Art Mobilmachung Folge geleistet.

sern Leuten grösste Sparsamkeit eingehämmert werden (Z.B.: Was erhalten wir aus einem Kilogramm Knochen, usw.usw.)

Willy Rohner, Schlosser in Neuhausen am Rheinfall (13.10.1941):²⁷⁴

Noch eine Frage, durch Nebenarbeiter wurde mir bekannt dass in Landgeden noch reichlich Altmittel vorhanden sei. Auf meine Frage warum dies nicht abgegeben werde, wurde mir erklärt, um diesen niederen Preis der dafür bezahlt werde stehe es wohl irgendwo im Schopf. Wir Stadtbewohner liefern Altmittel ab um Platz zu gewinnen die erste Frage ist nicht, was bezahlt der Mann mit dem Abfuhrwagen dafür. Wenn andere Leute schon glauben für alles einen Höchstpreis haben zu müssen, wäre es nicht möglich hier eine befriedigende Lösung zu finden, denn für uns Industriearbeiter ist das Altmittel was für das Vieh das Futter.

Ella Schafheutle, Lehrerin in St. Gallen, die bei Avenches ihre Ferien zu verbringen pflegte, machte die Beobachtung (6.3.1943):²⁷⁵

Ferner fällt mir eben gerade in Constantine auf, dass hier gar kein Altmaterial gesammelt wird. Büchsen, Glas, Knochen, Porzellan wandern an eine von der Gemeinde als «depot dbrdure» bezeichnete Stelle an der Broye, Papier, Karton etc. wird verbrannt, weil man sonst nicht weiss wohin damit. Würde es sich wohl nicht doch lohnen, an bestimmten Tagen, vielleicht pro Monat einmal, auch den Städten abgelegene Meiler & Dörfer zu besuchen. Wenn ich mich nicht irre wird auch in Avenches in dieser Sache nichts getan.

Die Verwaltung des Mangels und der tägliche Kampf gegen denselben führten mitunter, jedenfalls aus heutiger Sicht, zu erheiternden Stimmungsberichten. Lehrer Jakob Gabathuler aus Weite SG meldete aufgebracht nach Bern, weshalb der Volksmund das für die Rationierung zuständige Kriegsernährungsamt in Kriegsvergärungsamt umgetauft habe. Deshalb nämlich, weil dort verantwortungslose Beamte am Werk seien (7.3.1942):²⁷⁶

Sonst wäre es nicht möglich, dass heute noch grosse Mengen wertvoller Nahrungsmittel z.B. Gerste und Malz zu Bier entwertet werden dürfen. Ein Biertrinker darf z.B. in weniger als einer Stunde die Monatsration Gerste eines Schweizerkindes oder eines hungernden Griechen- oder Franzosenkindes in Form von Bier vertilgen.

Konstrukteur H. Iten in Rheineck regte an, die Altstoffe besser zu verwerten und auf diesen und jenen Luxus zu verzichten (25.2.1945):²⁷⁷

Sie werden gewiss auch die Aschenbecher in den Wirtschaften kennen, meines Wissens von der Firma Memphis (Skizze nebenan). Ein solches Stück wiegt ca. 1,300 Kg. Die Stückzahl in der ganzen Schweiz beträgt 10'000 (zehntausend) was einem Totalgewicht von rund 65 Tonnen entsprechen wird. Wäre es nicht zeitentsprechend auch diese Stücke einzuziehen, ein leichter Porzellanteller oder dergl. würde den Zweck auch versehen.

Handkehrum rief die systematische Altstoffverwertung auch massiven Einspruch hervor. Darstellen lässt sich der Protest am etwas speziellen Fall des 150 Einzugs der Säbel, der manchen Zeitgenossen vor den Kopf stiess, aber auch Zeitgenossinnen wie die stolze Offiziersmutter J. Morger, ebenfalls aus Rheineck. Ihr brach es beinahe das Herz, als sie vernahm, dass die Säbel eingezogen würden. Sie schrieb nach Bern (27.3.1945):²⁷⁸

Die Begründung, er müsse wegen dem herrschenden Rohstoffmangel zurückgezogen werden – kommt also praktisch zum alten Eisen, das – entschuldigen Sie – kann ich jungen Offizieren nicht sagen. Entweder erhielten die jungen Leute den Säbel vor we-

nigen Jahren als Zeichen des freien, wehrfähigen Mannes u. halten ihn in Ehren – u. wir wollen froh sein, wenn sie diese Einstellung bewahrt haben – oder dann wird er von massgebenden Instanzen nicht höher eingeschätzt als zum einschmelzen, dann sollte man nicht so viel «geistige» Landesverteidigung im Munde führen. Es hat sicher in unserem Vaterland noch Gartenhäge etc. genug, um die es weniger schad ist.

Der Aufklärungsdienst tat alles, um Frau Morger, die Mutter eines Leutnants, zu beruhigen. Er schrieb ihr:

Der Offizierssäbel hat entgegen Ihrer Ansicht keine symbolische Bedeutung wie das Landsgemeindegewert. Er ist eine Waffe des Offiziers. Da diese Waffe aber veraltet ist, wurde sie abgeschafft und durch den modernen Dolch ersetzt, der zudem unsere Eisenreserve weniger stark beansprucht. Wenn nun die Säbel eingezogen werden, so deshalb, weil sie nicht mehr brauchbar sind und daher keinen praktischen Wert haben.

Die erhoffte Beruhigung trat nicht ein, im Gegenteil. Es entspann sich zwischen der Rheineckerin und dem Büro Lindt (aber auch mit manch anderen Vertrauensleuten) eine längere Korrespondenz, welche die Frau, stets ihren Sohn vor Augen, mit einem Abschiedsgedicht beschloss. Es endete so:

Du trägst des Schweizerkreuzes edle Zier,
weiss-rot die Kordel, sag, was hilft es Dir?
Ein totes Stücker bist Du nur von Stahl,
ein Schwärmer, wer noch spricht von Ideal.
Befehl! – Fahr wohl! ... leer gähnt die Stubenwand ...
Sonst nähm der Tod Dich erst mir aus der Hand. –

Ein anderer Luxus: Velofahren! Zahlreichen Vertrauensleuten fehlte jedes Verständnis dafür, dass Erwachsene nach wie vor ihre sonntäglichen Vergnügungsfahrten per Velo unternahmen. Ihr Missfallen erweckten auch Kinder, die Abend für Abend auf den Rädern ihrer Eltern ihre Kunststücke ausprobierten. In Anbetracht des akuten Pneumangels müsse, verlangten sie, solcher Missbrauch gerügt und unterbunden werden. In der Antwort an eine Vertrauensfrau aus dem zürcherischen Bezirk Andelfingen legte der Aufklärungsdienst ausführlich dar, weshalb eine solche Massnahme «unbillig» wäre (21.7.1944):²⁷⁹

Zu Vergnügungszwecken werden längst keine Fahrradreifen oder -Schläuche mehr zugeteilt. Die Radfahrer, die sonntags unsere Strassen bevölkern, rekrutieren sich aus solchen, die noch aus der Vorkriegszeit über Reifen verfügen oder mit Rücksicht auf ihre werktägliche Beschäftigung tatsächlich noch in letzter Zeit einen Reifen zugeteilt erhielten, diesen nun aber auch für Sonntags- und Vergnügungsfahrten verwenden. Die Tatsache, dass dies vorkommt, reicht aber unseres

Erachtens nicht aus, um das von mancher Seite geforderte Sonntagsfahrverbot zu rechtfertigen. Die Schwierigkeiten, die einer Wiederbeschaffung von Fahrradreifen zum Ersatz ausgefahrener Bereifungen entgegenstehen, dürften heute so allgemein bekannt sein, dass die meisten Fahrradhalter schon von sich aus auf eine sparsame Benützung der Reifen und Schläuche bedacht sind. Im Übrigen würde es wohl – mit einem gewissen Recht – als unbillig empfunden, wenn die Benützung des Fahrrades am Sonntag untersagt würde [...]. Sodann ist nicht zu übersehen, dass ein Sonntagsfahrverbot gewisse unerwünschte psychologische Wirkungen zeitigen müsste, die ein solches als unangebracht erscheinen lassen. Da das Velo in erster Linie das Transportmittel des einfachen Mannes ist, würden von einem Sonntagsfahrverbot gerade diejenigen Kreise am härtesten getroffen, in deren Interesse der Erlass desselben immer wieder gefordert wird.

Ein Postulat, das uns ebenfalls immer von Neuem unterbreitet wird, bezieht sich auf ein Schülerfahrverbot. Dabei wird indessen vielfach übersehen, dass ein Grossteil der radfahrenden Schüler über Reifen und Schläuche solcher Dimensionen verfügt, die auf den Velos von Erwachsenen gar nicht verwendbar wären. Ganz abgesehen davon würde ein allgemeines Schülerfahrverbot zu unhaltbaren Folgen führen. Man denke beispielsweise, dass in vielen Landesgegenden das Velo das einzige Transportmittel für die Verkürzung langer Schulwege darstellt.

Auf Unverständnis stiess weitherum die Abstufung der Zuteilungen. Personen, die regelmässig körperliche Schwerarbeit leisteten, hatten Anspruch auf höhere Rationen. Das leuchtete allen ein. Weshalb aber galt dieser Grundsatz nicht für Frauen? Weshalb zählte das, was Fabrikarbeiterinnen in der Fabrik sowie vor und nach dieser Fabrikarbeit zu Hause als Köchin, Putzerin, Plätterin und Mutter von fünf, sechs oder mehr Kindern leisteten, nicht ebenfalls als Schwerarbeit? Fragen wie diese leitete der Aufklärungsdienst wiederholt an die Sektion für Rationierungswesen im Eidgenössischen Kriegsernährungsamt weiter, und aus diesem Amt mit dem langen Namen kamen lange amtliche Rechtfertigungen, die den Betroffenen kaum Trost waren. Die Antworten lauteten so:²⁸⁰

Wir anerkennen, dass die körperliche Anstrengung von Müttern mit Kindern, die noch als Fabrikarbeiterinnen beschäftigt sind, sehr gross ist, wodurch der Nahrungsbedarf dieser Frauen erhöht wird. Wenn trotzdem diese Frauen von der Bezugsberechtigung für Zusatzkarten ausgeschlossen wurden, so erfolgte dies deshalb, weil sie in Form der Kinderkarten eine Mehrzuteilung von Lebensmitteln erhalten, die neben den Nahrungsbedürfnissen der Kinder auch noch zur Deckung des erhöhten Kalorienverbrauches der Mutter ausreichen. Kinder erhalten bis zu 5 Jahren die Kinder-Karten, die reichlich dotiert sind. Für Kinder über 5 Jahren kann schon die ganze Normal-Lebensmittelkarte bezogen werden. Die

Nahrungsbedürfnisse von Kindern im Alter von 5-10 Jahren sind aber nicht so gross, dass zur Deckung derselben sämtliche Zuteilungen der Normal-Lebensmittelkarte erforderlich wären, sodass auch eine Familie mit Kindern über 5 Jahren erhöhte Lebensmittelzuteilungen erhält.

Auch auf anderen Gebieten fühlten sich die Frauen diskriminiert. Die Luzernerin Agnes von Segesser,²⁸¹ Publizistin, Schriftstellerin und eine der aktivsten und aufmüpfigsten Vertrauensfrauen im Dienst von H&H, machte beim Aufklärungsdienst das Problem der Röntgenassistentinnen anhängig (21.6.1944):²⁸²

In Kreisen von Krankenpflegerinnen herrscht Missmut darüber, dass abgelehnt wurde, den Röntgenassistentinnen und -Schwestern zusätzliche Nahrungszuteilungen zu gewähren, ungeachtet der sehr gesundheitsschädlichen Arbeit in diesen Abteilungen. Der Grund liege darin, dass auf der Liste der Giftarbeiter der betr. Kriegsw. Aemter diese Kategorie von Arbeitenden nicht figurieren (also eine bürokratische Auslassung, für die man gewisse «ärztliche Sonderinteressen» verantwortlich macht!) [...] Röntgen ist ungesunde Arbeit! Trotz Schutzvorrichtungen sind die in Strahlen-Instituten Arbeitenden immer einer gewissen Dosis von R-Strahlen ausgesetzt [...] Die in den Röntgen-Abteilungen Arbeitenden beklagen sich, dass nach dem Dienst sie stets an Übelkeit, Kopfweh, Schwindel leiden. Wenn es Männerarbeit wäre, stände die R-Arbeit an erster Stelle auf der Giftliste!

Die amtliche Antwort fiel kühl aus:

Die Sektion für Rationierung hat die Frage, welchen Berufen zusätzliche Rationen zugeteilt werden sollen, genau geprüft. Über 800 Berufe sind einer eingehenden Prüfung unterzogen worden. Bezüglich einer besondern Zuteilung ist man bereits an der Grenze des Möglichen angelangt.

Auf solche Weise abgefertigt, reagierte die engagierte Vertrauensfrau pikiert. «Sollten missliebige Stimmungsbilder nicht mehr erwünscht sein, dann erspare ich mir diese Arbeit gerne», liess sie Dr. Lindt persönlich wissen.

Wengleich die Rationierung eine egalitäre Massnahme war, weil im Prinzip für alle dieselben Regeln galten, enthielt sie doch enormen sozialpolitischen Zündstoff. Zahlreich sind die Rapporte, in denen die Vertrauensleute das Phänomen in dieser oder jener Variante umschrieben.

C. Juchler, Ortswehr-Kommandant von Brittnau AG, rapportierte (31. 10.1943):²⁸³

In seinen Briefen an seine Frau schreibt General Wille irgendwo: «Ich bemühe mich auch, meine kulinarischen Gelüste zu meistern & weniger zu essen, um bei der wachsenden Knappheit unserer Lebensmittel mit dem guten Beispiel voranzugehen.» Auch dies sollte heute vielerorts,

namentlich in finanziell gut situierten Kreisen, ein Memento sein. Damen belegen telephonisch vom Bette aus in Gaststätten Plätze zum Diner, & Gastwirte erklären, an Sonntagen den übertriebenen Forderungen an ihre Küchen nicht mehr genügen zu können! ... Sie mögen diese Bemerkungen vielleicht als eng & philiströs empfinden, aber ich wittere, dass dies & anderes kleine Beiträge sind, den sozialen Frieden zu stören, jetzt e particolarmente dopo la guerra!

Josef Blättler, der in Luzern einen Lebensmittelladen führte, schilderte seine Nöte mit einzelnen Kundinnen so (18.12.1942):²⁸⁴

Es gibt Frauen besserer Klassen, die meinen, die Waren müsse man ihnen zuerst abgeben. Ein Beispiel: Frau Arkitekt B. kam an einem Frühnachmittag in den Laden, verlangte mich persönlich, und sagte, Herr Blättler, könnte ich vielleicht einige Ware haben ohne Coupons, ich gebe Ihnen selbe dann morgen, denn ich will ein Geschenk machen und habe die Coupons zu Hause vergessen. Ich sagte ihr, gerne würde ich Ihnen den Gefallen thun, aber leider darf ich es nicht, denn das ist mir strenge verboten. Die Frau sagte weiter s nichts darauf, nur leise ja nun, dann lassen wir es sein. Diese Frau war mir immer ein guter Kunde, trotzdem ich es ihr ruhig und anständig erklärte, ist aber seither nicht mehr in den Laden gekommen. Eine andere Frau, deren Mann ein grosses Geschäft hat, verlangte auch eine Schokolade, mit der Bemerkung mein Mann hat heute Geburtstag, und wenn sie mir keine geben, so gehe ich in einen anderen Laden. Wir erklärten ihr, dass wir leider keine haben. Auch diese Frau war uns je ein guter Kunde, aber leider kam auch diese nicht mehr in den Laden. Solches thut weh.

Lehrer Fritz Hegi aus Rebstein SG konnte sich keinen Reim darauf machen, weshalb gewisse Hausfrauen über so viel Schmalz verfügten (19.11.1942):²⁸⁵

Eine Eierfrau aus dem Rheintal brachte letzthin meiner Mutter über 20 Eier für 4 Coupons. Im Rheintal gibt es viele Familien, die fast ausschliesslich von Riebel (Mais) leben. Der «Riebel» wird im «Schmalz» gebacken. Frage: Woher haben diese Hausfrauen so viel Schmalz? Ganz sicher nicht von der Lebensmittelkarte.

Es gab Vertrauensleute, die mit wissenschaftlicher Akribie darlegten, die Rationierung sei der ungerechteste Weg zur Streckung der Konsumgüter; andere, wie etwa Oskar Schweizer, Zürich, erklärten dieselbe Erkenntnis mit handfesten Alltagserfahrungen (27.9.1942):²⁸⁶

Man will es nicht begreifen, dass Kaninchen und Wildpret nicht in die Rationierung einbezogen werden. Es ist heute tatsächlich so, dass derjenige welcher über das nötige Geld verfügt, unrationiertes Fleisch essen kann nach belieben. Einem bescheiden ent-

löhnten Arbeiter, der schwere Arbeit leisten muss, ist es oft kaum möglich, das ihm zustehende Quantum Fleisch zu kaufen, weil er den hohen Preis nicht aufbringen kann.

Die Eisenbahnerfrau Anna Furrer-Püntener aus dem «roten» Erstfeld artikuliert in ihrer weit ausholenden Analyse, was zahlreiche Vertrauensleute ebenfalls antönten (6.10.1942):²⁸⁷

Wir sind gewiss alle dankbar der Lebensmittelversorgung für die Rationierung der Waren, jetzt haben wir wenigstens alle gleichviel ob reich oder arm. Nur fragte ich mich oft, warum man nicht alles sofort rationiert hat. Man sah ja im Anfang, welchen Sturm auf Zucker, später auf Butter, Käse und erst auf Textilwaren war. Wieviel Unzufriedenheit, wieviel Ärger und Missgunst und Neid wäre verhindert worden, wenn sämtliche Lebensmittel sofort rationiert worden wären. Vielleicht hätte es dazumal noch 100 Gr. mehr zugeteilt werden können, als heute, jedenfalls stünde die Schweiz heute nicht ärmer da, als sie es in Wirklichkeit ist. Auch mit den Textil- & Schuhwarenkarten fing es ziemlich spät an. Die Reichen oder die wo Geld hatten konnten kaufen bei noch billigen Preisen und grosser Auswahl, der ärmere, dem der Zahltag nur noch zum Nötigsten langte, konnte dann zuschauen, wie von Obenherab die bessern Sachen weg gekauft wurden, und dann später die viel teuren Sachen kaufen musste. Es ist ja selbstverständlich dass ein Arbeiter mit 200.- bis 250.- Fr. monatlich mit paar Kindern nicht noch grosse Vorräte kaufen konnte, bis alles, Steuern, Milch, Hauszins, Kleider und Essen davon ist, bleibt da kein Grosses mehr übrig, da sind dann die besser gestellten Herren oder wie wir sagen die Oberrn Zehntausend schon besser zu Ihren Sachen gekommen. Wenn man da vielleicht alles sehen könnte, was hie und da unter Dach gebracht wurde für Herr und Frau und Hund und Katze, ich glaube man würde nur so gestaunt haben. Verhungert wäre jedenfalls auch niemand, wenn auch manchmal weniger auf Vorrat gekauft worden wäre. Aber solche sollen eben nicht hungern, Hauptsache wenn ich habe, andere gehen mich nichts an. Das ist aber eben nicht vaterländische Gesinnung.

Ich glaube denn doch dass jeder Schweizer und jede Schweizerin doch soviel Ehrgefühl haben sollte, in solch schweren Zeiten zusammen zu stehen und für einander zu helfen und zu sorgen. Wir sind bis dahin vom Krieg verschont geblieben, also sollten wir auch den kleinen Minderbemittelten helfen so gut es jeder kann.

Es gebe noch vieles über Lebensmittelversorgung zu schreiben, ich möchte nur noch etwas übers Hamstern schreiben. Wenn da so viele Städter oder Städterin über die Leute schimpfen, sie verlangen zu viel, für Eier, Butter und Milch. Manchmal sind sie auch selber schuld. Da kommen sie mit Rucksack per Exgüse eine Bergtur zu machen und sagen so nebenbei, sie geben für Eier und Butter solch einen Preis natürlich grösser als der Bauer bei der Zentrale bekommt.

15

St.Gallen, den 7. August 1942

An die Sektion
"Heer & Haus"
Wehrpsychologische Abteilung
Generaladjutatur.

14. AUG. 582 7/42
V. I. B
V. II
F. P.
F. V.
Verm. O.
Adm. D.
R. F.
14. 8. 42
24.8.42

J B

Juli- Monatsbericht von San.Gefr.Willi Edele, Gz.Fus.Kp.III/289

Zu Beginn des Monats gaben die Bestimmungen über die Fleischversorgung sehr viel zu reden. Die Zeitungen von rechts bis links haben darüber weitgehend ausgehört. Eines habe ich jedoch in der Presse vermisst, das war die Stimme der Schwerarbeiter, die durch die Verordnungen tatsächlich in eine prekäre Lage versetzt wurden. Diese Leute hatten tatsächlich sehr schwer nun geeignete Zwischenverpflegungen, die sie nicht entbehren können, mitzunehmen. Die Käsezulage reichte selbstverständlich bei Weitem nicht aus. Dass aus dieser Kategorie Arbeiter "fromme" Wünsche gegen die Behörden gen Himmel stiegen, musste ich verstehen.

In St.Gallen kam im gleichen Kapitel vor, dass ärmere Familien ihre Fleischkarten nicht voll einlösen konnten, die rechtlichen wurden einfach dem Metzger überlassen. So kam es, dass begüterte Familien für nicht punktfreies Fleisch, keine Coupons abzuliefern hatten, man kann sich die Stimmung der Ärmsten, aber auch Derjenigen, welche zusehen mussten, wie die guten Kunden nicht punktfreies Fleisch couponsfrei kaufen konnten, leicht vorstellen.

In Weitem kam vor, dass Heftli-Reisende in Arbeiterquartieren Textil-Coupons zum Preise von 50 Rappen aufkaufen wollten. Wie ich von Familienvätern vernommen wurde, diese "Kaufleute" aber an den meisten Orten abgewiesen. Leider haben die Frauen sich nicht nach dem Namen des Heftli erkundigt, sonst hätte leicht wirkungsvoll vorgegangen werden können.

Was uns Städter verblüfft ist, dass auf dem Lande gar nicht so sehr (Vielleicht nicht überall) auf die Wahlzeiten-Coupons geachtet wird. Man hat den Eindruck, die Leute brauchen sie gar nicht; so habe ich in der gastlicher Gastgebet, dass für Käse und Wurstwaren nur ein Coupon abverlangt wurde. Aus dem Bündnerland berichtet mir ein Kollege, dass er an seinem Ferienort pro Tag nur 3 Karten abzugeben hatte.

Verschiedentlich hörte man, dass es gut sein werde, wenn man die Ferien dies Jahr so früh wie möglich benütze, dann schon im Monat August stehe wieder eine Generalmobilmachung bevor. Dieses "Gerücht" scheint mir nicht böseartig zu sein. Es sind Leute, die Angst machen wollen oder nicht denken, die solche Sächelchen kolportieren. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass solche Aussagen speziell in Kreisen der jungen Leute nicht verfangen, wiewohl sich jeder klar ist, dass bei einer eventuellen "Zweiten Front" auch die Schweiz Massnahmen treffen müsste; aber das mit dem bestimmten Datum ist ja handgreiflich.

Erfreulich ist, dass verschiedene Berggemeinden an den Bahnhöfen Rucksackkontrollen vornehmen, das ist eine sehr geeignete Massnahme, dem Schwarzhandel einen Riegel zu schieben.

Generaladjutatur 2. Sektion
Wehrpsychologie

Hochachtend:
Willi Edele
Sile Haus
Gärtner, BÜrgerspital St.Gallen.

17. 37 / 70 P

Abb. 24: Gewerkschafter Edele, einer der eifrigsten Verfasser von Tätigkeitsberichten, hatte ein geschultes Auge für Ungerechtigkeiten und Missstände im Rationierungswesen.

Schliesslich gibt der Bauer dann die Ware, und hinten drein schimpfen die Städter, die Leute seien ein unverschämtes Volk, sie müssten für ein Ei oder 1 Lt. Milch soviel zahlen, viel teurer als in der Stadt, sagen aber nicht, dass sie selber soviel geboten haben, um die Ware zu erhalten.

Gärtner Willi Edele konnte in dieser Hinsicht immerhin etwas Erfreuliches melden, dass nämlich verschiedene Berggemeinden an den Bahnhöfen Rucksackkontrollen vornähmen, was eine sehr geeignete Massnahme sei, dem Schwarzhandel den Riegel zu schieben. Ansonsten aber beobachtete auch er zahlreiche Tricks zur Vorteilsgewinnung (7.8.1942):²⁸⁸

Im Weitem kam vor, dass Hefkli-Reisende in Arbeiterquartieren Textil-Coupons zum Preise von 50 Rappen aufkaufen wollten. Wie ich von Familienvätern vernommen, wurden diese «Kaufleute» aber an den meisten Orten abgewiesen. Leider haben die Frauen sich nicht nach dem Namen des Hefkli erkundigt, sonst hätte leicht wirkungsvoll vorgegangen werden können.

Wirkungsvoller ging, was solche krummen Touren betraf, Frau Pfarrer Elisabeth Held in Lustdorf TG vor (13.5.1942):²⁸⁹

Wie ich schon in Weinfeldern sagte, kommt es immer wieder vor, dass Reisende Waren offerieren und die Coupons dazu, indem sie sagen, dass sie diese Coupons von armen Leuten, die kein Geld haben zum Kaufen, die Coupons geschenkt bekommen und somit aushelfen können. Vor einiger Zeit ist auf diese Weise auch wieder Herr Schmid (oder Schmed wie es im Telephonbuch heisst), der Vertreter der Tuchfabrik Truns in Uzwil bei uns vorgespochen und wollte uns Waren verkaufen. Ich sagte ihm sofort, ich habe keine Coupons mehr. Daraufhin antwortete er prompt: Ich kann Ihnen schon aushelfen und erzählte dann eben die Geschichte von den armen Leuten. Ich sagte ihm sofort offen, Herr Schmid, das geht nicht, das gehört in das Kapitel Schwarzhandel [...].

Und dann die Zeit der Kirschen! So begehrt die süsse Steinfrucht war, sie sorgte regelmässig für Verbitterung. Schneiderin Leni Kreicker meldete (9.7.1943):²⁹⁰

Jetzt ist Kirschenzeit. Da hörte ich oft die Bemerkung, man sehe davon so wenig in den Läden und auf dem Markt. Die gehen natürlich nach Deutschland, selbstverständlich unter Druck. Einmachzucker sei auch viel zu wenig frei gegeben. Die Reichen, ja, die kaufen von armen, kinderreichen Familien die Zuckerkarten auf, da diese sie ja unmöglich selbst einlösen könnten bei den heutigen Zuckerpreisen. Genauere Angaben konnte mir jedoch niemand machen.

Aus Bern antwortete man der St. Galierin:

Wie Sie wissen, ist der Coupons-Austausch erlaubt (nicht aber der Coupons-Handel). Sollte Ihnen jedoch ein Fall bekannt sein, in welchem reiche Leute von armen Fami-

Generadjutant ur Sort. Heer u. Haus	
18. 1942	Nr. 9746
V./M/B	
V./L	
F.P.	
V.V.	
Verm. D.	
Verm. B.	
V.P.	
V.	
Antw.	M. 1943

Generadjutantur
Sort. Heer u. Haus

TB⁶

Nr. 582

Die in Beside Ihres Schreibens nebst Drucksaften
von 4.3 d.h. die ich Ihnen aufs beste überbrachte.
Zu Ihren Fragen:

- a) muss ich leider verneinen.
- b) auch nicht.

c) Das betrifft die Rationierung der Schokolade.
Wie lange es wohl geht bis auch das Arbeitslohn
steigt, durch ihm bessere Quantum erhält.
Man muss sich nicht über Dichter u. Dichter
schäufeln so muss man sich mit dem Post
abfinden, wir haben keine. So war es meist
bei allen Rationierungen: gewisse Menge mussten
es schon lange vorziehen u. kaufen sie, da sie
das nötige Kleingeld besitzen. Was nicht sehr schade
schadet der Heimat gilt auch für diese Zeiten
der Rationierung.

- d.) nein.
- Habe schon oft das mir von Ihnen gelohnte
gebrochen u. über oft nicht verständliches
Aufklärung gegeben. Ist bekannt mancher im
anderen Feld.

Hoffentlich werde ich an Sie gelangen wie ich dieses
erfolge.

Chappausen d. 14. 6. 1943

Hochachtungsvoll
gegrüßt

August Peter
Industrie- u. Handelsrat
Chappausen

Abb. 25: Im Bereich der Rationierung wurde immer wieder Insiderwissen missbraucht, was zu Unmut führte.

lien die Zuckerkarten gekauft haben, ersuchen wir Sie, uns darüber Meldung zu machen.

Für Erna Kuhn aus Feuerthalen ZH, auch sie eine eifrige Vertrauensfrau, war die Zeit der Kirschen ebenfalls unerfreulich. Sie meldete nach Bern (Sommer 1944):²⁹¹

Es kommt die Kirschenzeit. Die Frauen sind ja manchmal unvernünftig und wird es auch dieses Jahr solche geben. Ich selbst mache nicht mit, lieber verzichte ich auf Kirschen, aber ich wollte letztes Jahr schon der Sache abhelfen. Als ich letztes Jahr wieder einmal auf dem Markt war und mehr Frauen mit leeren Körben vorfand, als Verkäuferinnen, wollte ich die Polizei um Abhilfe bitten. Unsere Marktfrauen welche meistens von Uhwiesen und Benken kommen, werden nämlich schon bei der Bindfadenfabrik v. ganz schlaun Frauen aus der Stadt angehalten und alles aufgekauft. Die Bäuerinnen werden auch dort fast gefressen und auf dem markt warten viele und müssen leer ausgehen. Die Schaffhauser Polizei sei machtlos, weil Feuerthalen/Flurlingen im Kanton Zürich liegt!!!

Julia Greter aus Luzern, gebürtige Deutsche und Sozialistin, hielt in ihrem Rapport fest (3.3.1942):²⁹²

Irgendwo ist die Leitung nicht dicht, sonst könnten nicht immer wieder diese Hamsterkäufe, der Geld besitzenden Kreise, passieren. Wie jetzt wieder beim Fleisch. Fuhr ich da am Sonntag mit dem Mittagzuge gegen Zürich. Der ganze Wagen war von Freude und Genugtuung erfüllt dass man sich vor der Fleischrationierung noch gehörig mit Dauerware eingedeckt hätte. – Ich hatte keine Ahnung von einer bevorstehenden Fleischrationierung. – In Baar erzählte man mir von der Bekanntgabe im Radio. Meine einfachen Arbeiterfrauen, die wussten es nicht vorher, hätten auch kein Geld gehabt sich Vorräte zu kaufen. – Aber ich weiss, wenn sie es erfahren, dass die besitzenden Kreise sich wieder gehörig eingedeckt haben, wie schon verschiedene Male vorher, vor Rationierungen, dann wird die Unzufriedenheit wieder gross. Die einfache Frau, sie schränkt sich bereitwilligst ein, aber sie verträgt keine Ungerechtigkeit. – Und von der Frau hängt es zum grossen Teil ab, wie der Mann seinen Dienst für das Vaterland versieht. – Aus diesem Grunde werde ich mich am vereinbarten gemeinsamen Gebet, um Erhaltung unserer Freiheit und unseres Wohlergehens, nicht beteiligen. Denn ich finde es anmassend von uns. Womit hätten wir die Erfüllung des Wunsches verdient? Ist nicht Habgier und Ichsucht bei den Frauen auf der ganzen Linie Trumpf?

FHD Friedel Hürlimann aus Kreuzlingen (5.6.1943):²⁹³

Was die Leute sehr erbittert, sind die Unterschlagungen der Beamten der Rationierungsstellen. Man hört öffentlich, solche Beamte, die Lebensmittel- oder Mahlzeitenkarten veruntreuen, seien wie die Landesverräter exemplarisch mit dem Tode zu bestrafen.

Trotz dauernder Appelle aus Bern, das Volk möge zusammenstehen, einträchtig sein, Solidarität üben, trat ein, was bei Mangelsituationen stets eintritt. Die Wendigen und Skrupellosen gingen ans Werk. Sie hamsterten, sie ergatterten ihre Schnäppchen, sie unternahmen alles, um andere zu Übervorteilen, sie nutzten – das gab es damals schon – ihr Insiderwissen aus. Die Antworten, welche die H&H-Bürokratie den Vertrauensleuten auf ihre Reklamationen erteilte, zeugten von einer gewissen Hilf- und Machtlosigkeit. Man gebe sich, tönte es aus Bern, alle Mühe, aber in die Vorbereitung von Rationierungsmassnahmen seien derart viele Amtsstellen und Personen einbezogen, dass das Risiko undichter Stellen leider gross sei.

Der florierende Schwarzhandel wuchs allmählich zur Landplage aus. Platze eine Affäre, reagierte die Bevölkerung erbittert. Sie konnte nicht begreifen, weshalb die Behörden gegen die Schwarzhändler nicht rigorosere einschritten.

Posthalter Kurt Müller von Lengwil-Oberhofen schrieb in einem TB (2.11.1942):²⁹⁴

Was u.a. die Stimmung im Volke negativ beeinflusst, ist, dass die Schwarzhändler nicht an den Pranger gestellt werden. Der Schwarzhändler [...] wird bei uns verhältnismässig sanft bestraft. Sehr selten findet sich der Name des Verurteilten in den amtlichen Veröffentlichungen angegeben, sondern man begnügt sich mit der Feststellung, dass eine «Mühle», eine «Bäckerei», eine «Kolonialwarenhandlung», eine «Metzgerei» oder sonst irgendein anderes Geschäft wegen kriegswirtschaftlicher Vergehen des Inhabers oder seiner Angestellten für einige Tage geschlossen sei. Gerade hier liegt der Fehler. Es sollte regelmässig eine Liste kriegswirtschaftlicher Vergehen veröffentlicht werden, in welcher Namen der Verurteilten und die Strafen angegeben sind. Eine solche Schwarzhändlerliste würde von der Bevölkerung bestimmt lebhaft begrüsst.

Die Luzerner Ärztin Elsa Müller-Türcke (23.3.1943):²⁹⁵

Es ist mir schon öfters aufgefallen [...], dass sehr viele Frauen sich gegen den «Schwarzhandel» wehren, aber von ihren Männern durch «schlechte Laune» oder dadurch, dass sie über Land spazieren und dann «etwas mitbringen» dazu gezwungen werden. Besonders nach mil. Dienstperiode scheint sich oft ein schwunghafter Handel zu entwickeln. Es wäre also gut, wenn man «Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten» beizeiten bei ihrem point-d'honneur nehmen würde.

Rudolf Aeschlimann aus Burgdorf (12.10.1943):²⁹⁶

Ich habe verschiedentlich feststellen können, dass man sich über das Zartgefühl sehr verwundert, mit dem die Lebensmittelschieber und Schwarzhändler behan-

delt werden [...] Die Strafen scheinen oft lächerlich milde und Namen werden mal genannt, mal nicht. Im Volke herrscht weitreichend die Auffassung, dass Lebensmittelschieberei auch Landesverrat ist und Unterhöhnung des Durchhaltewillens bedeutet. Diese Leute, die Schwarzhändler natürlich, gehören an den Schandpfahl.

Jos. Jurt-Brunner, Kaufmann in Altdorf (23.10.1943):²⁹⁷

3. Ist man im Volke sehr ungehalten, dass man die grossen Schwarzhändler wie den in Zürich, nicht behandelt, wie die Landesverräter & solche an die Wand stellt. Stattdessen sie wieder gegen lumpiges Geld frei herumlaufen lässt. (Meine pers. Meinung wäre es, den Richter der solche Freilassung gegen Caution zulässt, dafür einzusperrn.)

Hans Schäublin, Basel (10.2.1944):²⁹⁸

Betrifft den Schwarzhandel mit Lebensmitteln und Marken sowie die in letzter Zeit häufigen Skandale wegen Lebensmittelverderbnis. Verärgerung schaffen hier die geringen Strafausmasse, die, man möchte fast sagen, Aufmunterungs-Prämien sind. Man könnte diese Sünder bestimmt fast den Landesverrättern gleichstellen. Das Vertrauen in unsere Behörden wird damit untergraben und man wird das Gefühl nicht los, dass hier der Tisch nicht reingefegt wird.

Heinrich Hertli, Handelslehrer in Visp (10.4.1943):²⁹⁹

Über die Angelegenheit Schwarzhandel [...] möchte ich mich heute nicht auslassen, obwohl ich auch schon Fälle gesehen habe, die unkorrekt sind. Aber schliesslich bin ich nicht Aufsichtsorgan der Metzger und Fleischschauer. Zudem würde es sich wie ein Lauffeuer verbreiten, wenn es auskäme, dass die Angaben von mir stammen und was mit Flüsterpropaganda geleistet wird, habe ich schon selbst erfahren. Ich möchte nur noch bemerken, dass es neben dem Waren-Schwarzhandel auch einen Finanz- oder genauer gesagt – Steuerschwarzhandel gibt. Da ich als Handelslehrer nur während des Winters beschäftigt bin (im Sommer sind die Berufsschulen bei uns geschlossen), übe ich noch den Beruf eines Bücher-Experten aus. Die Zumutungen, die gelegentlich an einen herantreten, sind schwärzer als schwarz und wenn ich solche Zumutungen nicht grundsätzlich und kompromisslos zurückweisen würde, wäre mein Einkommen wahrscheinlich doppelt oder dreifach so hoch. Ich schäme mich jeweils, dass es eine solche Art **161** von Anarchisten gibt, während Tausende von jungen Männern und Familienvätern im feldgrauen Wehrkleid stehen.

Auffallend häufig warfen Deutschschweizer den Romands vor, diese pflegten einen lockeren Umgang mit den kriegswirtschaftlichen Vorschriften. Der Berner Beat Kunz, stud. rer. pol., behauptete, die Waadtländer Bauern schlügen lieber ihre Hühner tot, als die Eier abzuliefern, während der St. Galler

Leutnant August Eberle ausführlich beschrieb, was ihm im Sommer 1944 während einer Velotour durch die Schweiz aufgefallen war:³⁰⁰

Im Welschland sind mir innert 3 Tagen ungefähr 3mal mehr Autos begegnet als während 10 Tagen in der Ost- und Zentralschweiz. Ich glaube nicht, dass dies auf einem Zufall beruht, da mir diese Wahrnehmung von verschiedenen zuverlässigen Leuten bestätigt wurde. Zudem fuhren diese Wagen grösstenteils mit Benzin und ihrem «Inhalt» nach zu schliessen (Damen mit Hündlein etc.) scheinen sie nicht sehr im Dienste der Landesversorgung zu stehen (Es waren auch keine Wagen des Dipl. Corps.).

Nun wissen wir ja, dass unsere welschen Mitbürger in vielen Dingen eine largere Auffassung haben und es somit auch auf dem Gebiet der Rationierung nicht so genau nehmen (dasselbe kann man auch in der Verpflegung feststellen); doch macht es trotzdem keinen guten Eindruck, wenn der Deutschschweizer immer wieder die Feststellung machen muss, dass man bei ihm zuhause mit deutschschweizerischer Gründlichkeit die Massnahmen der Kriegswirtschaft durchführt, währenddem im Welschen die Angelegenheit viel larger behandelt wird.

Simon Dreyfuss, der erst zwei Wochen in Neuenburg wohnte, wunderte sich ebenfalls über die Nonchalance der Welschen. Er meldete nach Bern (10.5.1943):³⁰¹

In dieser Zeit konnte ich bereits die interessante Feststellung machen, welche Unterschiede zwischen Welsch- und Deutschschweizern bestehen. Zufällig wohnte ich einem Gespräch einer Genferin mit einer Neuenburgerin bei. Ich musste mit Erstaunen feststellen, mit was für einer Selbstverständlichkeit die Genferin von ihrem Schwarzhandel erzählte im Gegensatz zur Neuenburgerin.

«Oh, die Butter, das ist halt so, man kauft sie für Fr. 12.50 auf dem Schwarzmarkt.» Unsicher wurde die Dame, als sie von den Kontrollen durch Militärpersonen in den Zügen erzählte. Eine Tatsache, die sie ein wenig einschüchterte; denn es seien 2 Damen beim Transport von «schwarzer» Ware ertappt worden. Auf meine Einwürfe antwortet sie nur: «Wissen Sie, das macht man so in Genf, die Leute sind wie die Franzosen.»

162 Peter Heiber, Basel (22.1.1944):³⁰²

„Man“, sagt, es sei nicht recht, dass der mit dem grossen Geldbeutel sich zusätzliche Ware zu übersetzten Preisen auf illegalem (in Ausnahmefällen auch auf legalem) Wege erstehen kann. Warum blüht im Welschland und vor allem im Tessin der Schwarzhandel? Oder sind wir hier in Basel etwa päpstlicher als der Papst? Es gibt doch meines Wissens eine Bundespolizei, die über die Kriegswirtschaft wacht? Warum amtet solche nicht in allen Kantonen mit gleicher Strenge?

Für den Aufklärungsdienst war der Umgang mit dieser Unsitte eine heikle Angelegenheit. Einerseits sollte er das Vertrauen des Volks in die Behörden stärken, andererseits kam er angesichts der häufigen Beanstandungen nicht darum herum, behördliches Versagen gegenüber diesem «schwerwiegenden wirtschaftlichen Landesverrat» einzugestehen – was das Vertrauen gerade nicht stärkte. So blieb ihm nur, seine Vertrauensleute stets von Neuem zu animieren, aktiv zu bleiben, Umschau zu halten und die schwarzen Schafe zu melden. Bedenken, dass ihnen deswegen Unannehmlichkeiten entstehen könnten, sollten sie nicht haben, man werde die Meldungen streng vertraulich behandeln!

Wo es aber irgendwie ging, wurden die Probleme verharmlost. Beispielsweise jenes der unterschiedlichen Schwarzmarktpraktiken in den Landesteilen.

Dem oben erwähnten Basler Mitarbeiter versicherte H&H (25.1.1944):

Es wird vielfach behauptet, dass im Tessin und in der welschen Schweiz mehr Schwarzhandel getrieben werde. Die zuständigen kriegswirtschaftlichen Stellen haben die Angelegenheit geprüft. Man kam dabei zu der Feststellung, dass keine wesentlichen Unterschiede zwischen der deutschsprachigen Schweiz und den welschen Kantonen bestehen.

Dieser Befund war eindeutig schönfärberisch, zumindest oberflächlich. Bereits im Sommer 1942 verfügte H&H über eine Statistik der Sektion zur Bekämpfung des Schwarzhandels, die zeigte, dass proportional zur Bevölkerung die Zahl der Verurteilungen im Welschland und im Tessin deutlich höher lag als in der Deutschschweiz.³⁰³ Die Statistiker fügten allerdings bei, sehr oft seien es Leute aus angeblich besser kontrollierten Gegenden, «die in den weniger gut kontrollierbaren Landesteilen kraft ihres grossen Geldbeutels Schwarzkäufe tätigen» und daher an der Missachtung der Bestimmungen ebenso grosse Mitschuld trügen.

Es geisterten weitere Vermutungen über die Ursachen der prekären Versorgungslage herum. Sie wurden in der Gerüchteküche feilgeboten. Insbesondere die vermuteten Fleischexporte erfüllten die Bevölkerung mit Argwohn.

Frau Niederer-Schoop aus St. Gallen schrieb (14.7.1942):³⁰⁴

Gestern war ich in Rorschach um mit unsern FHD Frauen die Bildung einer Kerntuppe zu besprechen. Ich erfuhr dann dass im allgemeinen weniger geschimpft werde, die Stimmung sei besser gewesen wie früher bis zur Fleischsperrre. Vielfach werde die Ansicht vertreten, dass zu viel Vieh nach Deutschland geschickt worden sei, daher die Knappheit bei uns. Wollte man den Leuten klar machen, dass das nicht stimme, so werde man als «Nazi» angesehen. Bei einschnei-

denden Massnahmen (wie Schliessung der Metzgereien) sollte das Volk von amtlicher Seite durch Radio, Presse und bei Ausgabe der Rationenkarten aufgeklärt werden warum diese Verordnung notwendig sei, sonst entstehen Gerüchte.

Berta Schraner, Basel, meldete, was sie in einem Tearoom gehört hatte (27.3.1944):³⁰⁵

Am gleichen Tisch unterhielten sich 2 Frauen über die Rationierung etc. Ein Ausruf liess mich aufhorchen «E das isch doch net mögli». Die Partnerin der Ausrufenden erklärte dieser, dass wir kein Fleisch erhielten, weil unser Vieh, genau wie unsere Butter und der Käse eben nach Deutschland gingen.

Gewährsmann Hauenstein aus Flaach meldete (4.6.1943):³⁰⁶

Es ist mir zu Ohren gekommen, dass die 2 Bomben die auf die Bahnlinie (respekt. in der Nähe) bei Seebach abgeworfen wurden, nicht durch Zufall fielen, es seien nämlich einige Waggons Fleisch die für Deutschland bestimmt gewesen seien, auf dieser Linie zur Abfahrt bereit gestanden. Stimmt dies?

Der Aufklärungsdienst antwortete seinen Leuten:

Ein Fleischexport findet nicht statt. Wir befinden uns gegenwärtig sogar in der glücklichen Lage, geringe Mengen von Schlachtvieh einführen zu können. Ausgeführt wird lediglich Zuchtvieh und Nutztvieh, und zwar in Mengen, die für die Inlandversorgung an Fleisch und Milch nicht irgendwie in Betracht fallen, für das wir als Gegenleistung Sämereien, Pflanzenschutzstoffe, Dünger usw. erhalten.

Emil Bünzli aus Feuerthalen (6.11.1943):³⁰⁷

Nun habe ich noch ein Gerücht anzumelden. Ich war letzthin in einem Laden um Taback zu kaufen. Da sagte mir die Verkäuferin es sei schon allerhand dass man Äpfel nach Deutschland schicke und zwar ganze Wagenladungen. Ich fragte sie wer solche Sachen erzählte. Sie sagte mir ein Bauer habe es ihr gesagt. Damit die Äpfel den bisherigen Preis behalten können, sonst wären sie auf 10 Rp. Pro Kilo gesunken.

Bern antwortete:

Geringe Quantitäten von unserem Obstüberfluss werden ausgeführt. Dafür erhalten wir lebenswichtige Rohstoffe. Sie sehen daraus, dass nicht irgendeine Preispolitik eine Rolle spielt. Wir ersuchen Sie, die betr. Personen in diesem Sinne aufzuklären.

Wilhelm Schelbert aus dem Muotathal (29.3.1943):³⁰⁸

Febr. hört man überall das Gerücht: Im Radio sei gekommen, dass die Russen an der Ostfront eine Masse Konserven erbeutet hätten mit der Bezeichnung «Echte Schweizer wäre», nun wisse man, wohin unser Fleisch etc. komme.

Die Antwort aus Bern:

Es ist wohl möglich, dass den Russen schweizerische Konserven an der Ostfront in die Hände gefallen sind, denn vor dem Kriege fand ein reger Export nach Deutschland statt. Heute jedoch werden keine Konserven mehr exportiert. Einzig das Rote Kreuz erhält eine kleine Menge Kondensmilch.

So sehr der Aufklärungsdienst sich bemühte, die Sachverhalte einigermaßen glaubwürdig darzutun – die Gerüchte verstummten nie. Sie hatten nicht nur Fleisch, Milch, Käse, Butter oder Äpfel zum Gegenstand, es wurde vermutet, auch Alteisen, Strom und Gas würden in bedeutenden Mengen den Deutschen geliefert. In gewisser Weise bildeten alle diese Gerüchte einen Schwarm, den insbesondere die Wirtschaftsverhandlungen mit dem nördlichen Nachbarn auf sich lenkten. Als der erste Handelsvertrag Ende 1942 auslief und die Verhandlungen für ein neues Abkommen wiederholt unterbrochen wurden, schwollen die Gerüchte erst recht an, schon deshalb, weil die Leute nicht nur eine Feilscherei um Güter, sondern auch um Menschen vermuteten. Zehn-, dreissig-, hunderttausend Facharbeiter verlangten die Deutschen von der Schweiz, wurde herumgeboten; und nicht nur Arbeiter, sondern auch Soldaten: eine «Freiwilligen-Legion für den Kampf an der Ostfront». Ausserdem 5'000 Pferde. In den Amtsstuben des Aufklärungsdienstes tippten die Schreibkräfte Dementi um Dementi in ihre Maschinen.

Wie kompliziert und volatil das «Management» der Volksstimmung damals war, zeigte sich gerade im Hin und Her um den neuen Handelsvertrag, der immerhin einen wesentlichen Faktor für die Versorgung des Landes darstellte. Die wiederholten Unterbrüche der Verhandlungen lösten in der Bevölkerung Besorgnis aus – aber auch das pure Gegenteil: einen Vertrauenszuwachs. Kaufmann Hans Buff aus dem St. Galler Rheintal umschrieb die Stimmung Ende Januar 1943 so:³⁰⁹

Positiv, oft nur zu positiv haben natürlich die neuen militärischen Ereignisse im Osten auf weite Kreise gewirkt, wenn man so etwas überhaupt in den Aktiven buchen will. Auf manche Leute hat auch die Tatsache, dass die Handelsvertrags-Verhandlungen mit Deutschland negativ ausgingen, positiven Einfluss gehabt. Man sagte sich, dass das wohl auf fester Haltung unserer Behörden beruhe & ist aus diesem Grunde wohl gerne bereit, einige Opfer, die sich daraus ergeben könnten, auf sich zu nehmen.

Als am 1. Oktober 1943 der neue Handelsvertrag unter Dach und Fach war, sah August R. Lindt den Zeitpunkt gekommen, das Malaise, das sich zu diesem Thema akkumuliert hatte, auf den Tisch zu legen. In einem langen Schreiben³¹⁰ übte er Kritik an der von Hans Schaffner³¹¹ geleiteten Zentralstelle für Kriegswirtschaft. Er warf ihr vor, sie habe nach Abschluss des neuen Vertrags die Öffentlichkeit kaum

informiert; daher hätten sich zahlreiche Schweizer einmal mehr an den Atlantiksender und das englische Radio gehalten. Lindt führte aus:

Seit 1940 laufen in der Schweiz zahllose Gerüchte über die Handelsbeziehungen der Schweiz zu Deutschland, Gerüchte, die sehr oft auch ihren Niederschlag in illegalen Flugschriften der kommunistischen Partei oder der Nicole-Gruppe³¹² gefunden haben. Es schien zuerst, dass sich die öffentliche Meinung mit dem kurzen Communiqué begnügen würde, das den Abschluss des neuen deutsch-Schweiz. Handelsvertrages vom 1.10.43 bekannt gab. Die englische Radio-Propaganda hat es nun aber zustande gebracht, wiederum zahllose Gerüchte in Umlauf zu setzen. Dies war nur deshalb möglich, weil unser Volk gar nicht in der Lage war, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der englischen Meldungen zu beurteilen, da es sich auf keine schweizerischen Informationen stützen kann. Allerdings hat der Vorort des Handels- & Industrie-Vereins die interessierten Kreise sehr eingehend informiert. Dadurch erfolgte eine Zweiteilung unseres Volks in zwei Kategorien. Die eine – die bevorzugte – wird wegen ihrer Berufstätigkeit für würdig gehalten, informiert zu sein. Die zweite, ungleich zahlreichere, wird aber im Dunkeln gelassen. Es ist nun unvermeidlich, dass von der 1. Kategorie aus gesprächsweise und selbstverständlich unter dem Siegel der Vertraulichkeit einige Informationen in mehr oder weniger ungenauer Form ins Volk strömen. Dadurch wird die Lage nur noch stärker verwirrt.

Es scheint mir durchaus begreiflich, dass die Handelsabteilung von ihren Belangen aus auf stärkste Geheimhaltung drängt. Neben ihrem Interesse besteht aber noch das Interesse der öffentlichen Meinung und das allgemeine Interesse des Staates an einer geschlossenen Haltung des Volkes. Die gegenwärtig umlaufenden Gerüchte, derer sich bestimmt die Nicole-Partei bedienen wird, sind nun aber geeignet, das Zutrauen in unsere Behörden zu untergraben. Bei der gegenwärtigen militär-politischen Lage jedoch, in der unsere Neutralität vom Ausland sehr genau beobachtet wird, ist es bedeutungsvoll, dass unser Volk eine klare Haltung einnimmt und auch in die Lage versetzt wird, den schweizerischen Standpunkt gegenüber alliierten Vorwürfen zu verteidigen.

Dieses Schreiben illustriert wiederum die eigentümliche Position des Aufklärungsdienstes als Mittlerin zwischen Staatsorganen und Bevölkerung. Nach aussen loyal und bemüht, den Apparat als tiptopp funktionierende Maschine darzustellen; nach innen eher kritisch und darauf gerichtet, die schwerfällige, sich selbst genügende Bürokratie, die wenig von Öffentlichkeitsarbeit hielt, aufzurütteln und für den Informationshunger der Bevölkerung zu sensibilisieren.

Ob die Intervention des Korporals und geistigen Landesverteidigers Dr. Lindt bei der mächtigen Handelsabteilung Wirkung zeigte, ist freilich eine andere Frage.

Kapitel 11

«Es hat unter uns Eva's nicht nur lauter hinter dem Mond Wohnende!»

Die Leistungen der Frauen, ihre Selbstwertgefühle, Ahnungen und Ängste

Am 25. Oktober 1942 veranstaltete Heer & Haus einen Frauentag im Altdorfer Teilspielhaus. Siebenhundert Urnerinnen folgten dem Aufgebot. Die meisten von ihnen verliessen den Saal in komplett anderer Stimmung, als sie ihn betreten hatten. Viele konnten es kaum fassen, dass sie gratis verköstigt wurden, und das erst noch reichlich (es gab Makkaroni). Aber darum ging es nicht, das war nur Nebensache. Auf dem Heimweg diskutierten die Frauen weiter. In einem der Grüppchen hielt das Staunen darüber noch immer an, dass man mit «Herren, die von Bern angereist kamen», so gut reden konnte, ja die Begeisterung über diese Herren war dergestalt, dass man diese am liebsten in Altdorf behalten hätte – weil dann Männer da gewesen wären, an die man sich hätte wenden können «ohne das Risiko, grob abgefertigt zu werden».

Die Altdorferin Ida Streich merkte in ihrem Kursrapport an:³¹³

Dass ein Disput über militärische Verteidigung eigentlich nur Männersache sei, wie der betr. Referent meinte, ist nicht ganz meine Ansicht, und wir Frauen wissen es zu schätzen, wenn wir auch Anteil daran nehmen dürfen. Es hat unter uns Evas nicht nur lauter hinter dem Mond Wohnende!

In rechtlicher Hinsicht aber wohnten die Schweizer Frauen noch «hinter dem Mond». Die Bundesverfassung erwähnte sie nicht einmal, und die zahlreichen Gesetze, die den Alltag regelten, etwa das Zivilgesetzbuch, das ganz selbstverständlich den Mann als «Oberhaupt der Familie» betrachtete, brachten überdeutlich zum Ausdruck, dass es im demokratischen Kleinstaat Schweiz zwei Klassen von Bürgern gab, die männliche und die weibliche. Diese Strukturen 167 waren kaum angefochten, die grosse Mehrheit des Volks empfand sie als gut schweizerisch, festgefügt, unerschütterlich – was auch erklärt, dass es nach dem Krieg Jahrzehnte dauern sollte, bis die Gesellschaft sich ernsthaft auf den Weg Richtung Gleichberechtigung machte.

Und doch – Erschütterungen, zumindest Verschiebungen im gesellschaftlichen Gefüge, gehörten während der Kriegsjahre zur Tagesordnung. Mit der Mobilmachung sahen sich die Arbeiter und Handwerker, die Bauern und Bürolisten gezwungen, ihr berufliches Wirkungsfeld für Wochen und Monate

zu verlassen. Je nach Stand der Aufgebote fehlten auf dem Arbeitsmarkt 100'000 bis 200'000 Arbeitskräfte.³¹⁴

Dies war die grosse Herausforderung für die Frauen. Viele traten an die Stelle der Männer, übernahmen Verantwortung und wuchsen in Funktionen hinein, die eben noch ihren Ehemännern, Brüdern oder Vätern vorbehalten waren. Faktisch waren sie nun das «Oberhaupt» der Familie, des Bauernhofs, des Gewerbebetriebs. Auch in den öffentlichen Verwaltungen nahm die Zahl der Frauen zu, und die Armee selbst übertrug ihnen Aufgaben bei den Übermittlungs- und Transporttruppen, beim Motorwagendienst, der Fliegerbeobachtung und in anderen Bereichen. Um die 20'000 Schweizerinnen zählte der sogenannte Frauenhilfsdienst (FHD) zu jener Zeit. Solche Neupositionierung steigerte das weibliche Selbstwertgefühl, oder man könnte, gestützt auf den berühmten Satz von Marx, auch sagen, das «neue» Sein der Frau habe ihr Bewusstsein verändert oder zumindest beeinflusst.

Die Veränderungen werden lesbar in den Tätigkeitsberichten der Vertrauensleute, in jenen von Frauen deutlicher als in jenen der Männer. Nicht nur im schriftlichen Ausdruck gewandte Frauen meldeten sich zu Wort, sondern auch sogenannte einfache Zeitgenossinnen, die weder Rang noch Namen, weder Bildung noch Posten hatten. Dafür verfügten viele über einen kritischen Blick und die Gabe scharfer Beobachtung; ausserdem manifestierte sich ein grosses Bedürfnis, die eigenen Gedanken jemandem mitzuteilen, der sie ernst nahm und nicht «grob abfertigte». Der Aufklärungsdienst von H&H fertigte niemanden grob ab, im Gegenteil, er bemühte sich um Sachlichkeit, die zuweilen gar ein Hauch von Freundlichkeit umwehte.

In ihren Tätigkeitsberichten schlugen die «Korrespondentinnen» höchst unterschiedliche Töne an. Viele bekundeten – artig, oft fast unterwürfig – einfach Dankbarkeit dafür, dass eine staatliche Stelle sie überhaupt um ihre Meinung bat. Auffallend hoch ist aber die Zahl jener, die kein Blatt vor den Mund nahmen und die Probleme, nicht selten begleitet von Mutterwitz und Sarkasmus, auf den Punkt brachten.

Ihre zunehmende Bedeutung benutzte eine Mehrheit der Frauen aber nicht dazu, mehr Rechte einzufordern. Emanzipation? Aus manchen Tätigkeitsberichten spricht eher das Gegenteil. Insbesondere in ländlichen und katholischen Gegenden beschlichen manche Frau dunkle Ahnungen, wie es herauskommen könnte, wenn ihr festgefügtter Lebensalltag in die Brüche ginge oder auch nur gelockert würde, wenn die herkömmliche, durch die drei «K» (Kinder, Küche, Kirche) definierte Ordnung gesprengt würde. Solche Aussichten verbreiteten Angst. Frauen, welche die Büros bevölkern? Frauen in FHD-Uniformen, womöglich Hosen tragend? Frauen, die ihre «Urbestimmung» nicht mehr ernst nehmen? Zahlreich sind

die Stimmungsberichte, in denen sich schon jene polemische Diskussion ankündigte, die in den 1950er-Jahren die Kampagne um das Frauenstimmrecht begleiten sollte.³¹⁵

Doch lassen wir die Frauen (und ein paar Männer) selber sprechen.

L. Wey, die Präsidentin des Gemeinnützigen Frauenvereins Hochdorf, drückte ihre Dankbarkeit für die Teilnahme an einem Aufklärungskurs so aus (4.3.1942):³¹⁶

Das war ein Tag für Frauen, die mitten aus dem Alltagsleben herausgerissen, etwas köstliches & seelisch tiefes erlebt haben, das sie vorher nie geahnt hätten. Wenn ich sage, herausgerissen, so ist das so zu verstehen, dass viele Frauen auf dem Lande sonst nie dazu gekommen wären, sich in die grosse Verbundenheit unserer lieben Mitbürger einzufühlen, wenn nicht diese Vorträge stattgefunden hätten.

Frau Zuberbühler-Neuweiler, Kreuzlingen, signalisierte ihre Eignung als Mitglied des Gesinnungskaders unmissverständlich (20.1.1943):³¹⁷

Offene Augen und Ohren, beweglicher Geist, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit wurden mir in die Wiege gelegt um mich im Interesse unseres Vaterlandes am «Kampf» gegen den grössten Feind die Unterminierung teil nehmen zu lassen. Nirgends wie bei der Hausfrau wird sich so Gelegenheit bieten, Stimmungen und Gerüchte schon im Keime ersticken zu helfen, ehe sie sich zur Lawine aufgebauscht, als grosse Gefahr für unser Vaterland nicht mehr bannen lässt.

Olga Ziegler, Leutenegg-Schönholzerswilen TG, beschrieb ihre Gefühle so (21.2.1942):³¹⁸

Als der Krieg ausbrach, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als ein Mann zu sein, um als Soldat dem Vaterland zu dienen. Die Soldaten, das wusste man in jenen Tagen, sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen. Aber wir Frauen, die wir zu Hause wie gewohnt unsre Arbeit taten! Im kleinen, abgelegenen Bauerndörfchen kam selten Militär vorbei. Man spürte weniger von der Mobilisation als in den grösseren Ortschaften. Freilich, Arbeit gab es mehr, seit die meisten Männer im Dienst standen. Doch mich dünkte oft, diese einfache tägliche Arbeit sei kein richtiger Dienst am Vaterland. Man sollte mehr leisten, etwas anderes tun können. Seit dem 10. Februar [*damals besuchte O.Z. einen Aufklärungskurs*] ist mir klarer geworden, dass es sehr viele Aufgaben gibt, auch für diejenigen, welche keine Uniform tragen. Auch für uns Frauen. Ich weiss jetzt, dass z.B. das Besorgen der Eiersammelstelle unserer Gemeinde eine solche Aufgabe ist, und diese Arbeit macht mir jetzt mehr Freude als bisher.

Aufgaben in Eiersammel- und Ackerbaustellen, in landwirtschaftlichen Genossenschaften und dergleichen waren das eine; mehr zu reden gab die Rolle der Frau in der Erziehung

des Nachwuchses. Lehrerin Meinradina Eberle aus dem Urnerland schrieb (5.11.1942):³¹⁹

Ich hielt über 25 Jahre lang Schule in einem regen Städtchen des Mittellandes. Da hatte ich recht oft Gelegenheit, Versammlungen aller Art beizuwohnen. Ich tat es stets mit regem Interesse an allem Geschehen der Zeit. Immer u. immer wieder mussten wir weiblichen Teilnehmerinnen uns gestehen, dass punkto rascher Auffassung, klarer Sichtung der Gedanken u. präziser Beantwortung der Mann der Frau weit überlegen ist.

Die Zukunft soll also dem «Herrn der Schöpfung» wieder restlos das Departement des Äussern sichern, dafür aber der Frau auf der ganzen Linie helfen, das vielleicht ebenso wichtige Departement des Innern vollwertig zu versehen. Deshalb:

1. Richtige seelische Erziehung, hauswirtschaftliche Ertüchtigung und Schutz - dem Mädchen.
2. Schutz auch u. volle Achtung der Frau u. Mutter in Würdigung ihrer Tätigkeit beim Kind, bei den Armen u. Kranken.
3. Im Allgemeinen: Hochhaltung von Religion u. guter Sitte besonders in Hinsicht auf die Jugend u. zwar vom Kindergarten bis u. mit der Hochschule.

Frau A. Büsser berichtete aus Bichwil SG (10.2.1942):³²⁰

Schon zu normaler Zeit und in Kriegszeiten ganz besonders ist der Einzelne wie der Staatshaushalt auf die Tüchtigkeit der Frauen angewiesen. Ob und wie wir durchhalten, das hängt, man hört es ja immer wieder, grösstenteils von uns Frauen ab. Wenn wir uns die Schwierigkeiten in der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung vor Augen halten, so nehmen wir gerne, frei und willig die nötigen Einschränkungen auf uns. Wie jedes Unglück auch sein Gutes bringt, so führt uns die gegenwärtige Zeit auch wieder zum Guten, d. h. zur Einfachheit und zum Sparen zurück. Wir lehren unsere Kinder, und wir lernen es mit ihnen, die kleinste Gottesgabe, jedes Stückchen Brot, achten und schätzen.

Sophie Wyss aus dem luzernischen Büron empfahl (4.3.1942):³²¹

Eines scheint mir, dürfte unsern Müttern noch eindringlicher gesagt sein: die Zügel in der Erziehung der Kinder straff in die Hand zu nehmen. Der Güter höchstes ist ja unsere Jugend. Die Erziehung im Elternhaus ist heute fast ausschliessliche Aufgabe der Mutter. Sie wird sehr erschwert durch häufige Abwesenheit des strammem Vaters & grösserer Inanspruchnahme der Mutter in Geschäft od. Betrieb. Hierin liegt eine Gefahr, die sich nachteilig auswirken muss für den Einzelnen & für die Gemeinschaft, besonders bei den Buben.

Frau Wunderli, Gattin des Pfarrers von Wollerau, vermerkte namens des evangelischen Frauenvereins Höfe (4.3.1942):³²²

Was mich im Laufe der Gespräche immer wieder beschäftigte, ist, dass unserer Heimat viel besser gedient wäre, wenn unsere Töchter weniger mit theoretischem Wissen vollgepfropft, dafür aber mehr mit hauswirtschaftlichen Kenntnissen und einer echten Herzensbildung ins Leben hinausgeschickt würden. An unsern höhern Mädchenschulen wird nicht viel getan, um unserem Volk Mütter heranzuziehen. In diesen Kreisen wird später die Erziehung unserer Jugend weitgehend den Dienstboten und später den Instituten überlassen. Was wir brauchen, sind Mütter, aber nicht nur theoretisch gebildete.

Heinrich Landolt, Steckborn, schwante für den Nachwuchs nichts Gutes, weil immer mehr verheiratete Frauen sich gezwungen sahen, Fabrikarbeit zu leisten (14.6.1942):³²³

Es ist kaum denkbar, dass aus solchen Familien eine gute Saat spriessen kann, die einst unserem Vaterland die nötige Stütze gewährt. Wie kann eine gute Erziehung erstehen, wenn am Abend die Ehegatten, müde, ermattet, ja erbittert und enttäuscht nach Hause kommen, hungrige Kinder vorfinden und dazu noch Hausgeschäfte verrichtet werden müssen, für die eine andere Frau einen ganzen Tag dazu benötigt. Keine Liebe und keine Lebens- und Jugendfreude kann solchen Kindern gegeben werden, wenn eine Mutter kaum Zeit findet, mit ihrer eigenen Arbeit fertig zu werden. Und so wie ein Kind ohne Gefühle, ohne die Erweckung der notwendigen Liebe und Dankbarkeit zur Heimat aufwachsen [muss], so geht es von Generation zu Generation, sie wer-



171

Abb. 26: FHD-Rekrutenschule: In ländlichen Kreisen sah man es nicht gern, dass zahlreiche junge Frauen lieber zur Armee ein- statt zur Feldarbeit ausrückten.

den wohl Männer, aber sie reagieren in ihrem kalten Empfinden nur auf Befehl, nicht aber aus Freude, Liebe und Opfergeist zur Heimat [...]

Ich mache nicht den Bundesbehörden den Vorwurf der Schuldfrage, sondern einzig und allein dem Grosskapital, das nur sich selbst kennt, das mit wucher Gewinne abschliesst, während es Arbeiter hat, die kaum das Nötigste aufbringen können mit ihrer allzu bescheiden kargen Entlohnung.

Frau Göttisheim von der Frauen-Zentrale beider Basel (und nicht nur sie) regte sich auf über die Broschüre *Wir halten durch*, deren Illustrationen Buben zeigten, die Vaterlandslieder singen, marschieren, turnen und sich dergestalt auf ihre späteren Pflichten vorbereiten (31.3.1943):³²⁴

Leider kommt unsere weibliche Jugend etwas zu kurz in den gebotenen Bildern, der «Frohe Ringelreihen» ist doch wohl ein etwas schwacher Ausdruck für das, was auch unsere jungen Mädchen anstreben im Einsatz für die Heimat. Ein Ausschnitt aus einem unserer vielen Sommer- oder Winterlager, in denen es um wirkliche körperliche Leistung geht, daneben vielfach auch um das Ringen um die geistige Haltung der Heimat gegenüber, so z.B. in den Lagern für den Landdienst oder in unsern christlichen Lagern, hätte wohl eher zum Ausdruck gebracht, was auch das Mädchen zu leisten versucht, um das «Durchhalten» zu erlernen.

Julie Fehr-Burckhardt aus Mannenbach TG umriss die Rolle der Frau folgendermassen (18.2.1942):³²⁵

Wir sollen unseren Männern nicht nur eine wirtschaftliche, sondern vor allem eine seelische Stütze sein. Wie ermutigend & kräftigend sich diese Einstellung der wahren Frau auf die Männer im Wehrkleide auswirkt, habe ich im 14er Krieg selbst erfahren & erlebt. Die wahre Frau ist & bleibt die Seele der Familie. Trotz aller Schwere der Zeit wollen wir unsern Kindern ein Vorbild an Mut, Stärke, Entsagung & Ausdauer sein, trotz allem Leid & Kummer sollen wir unsere Kinder zu einer zukunftsgläubigen Jugend erziehen.

Ihre ganze Liebe soll ihrer Heimat, ihrem Volke gehören. Hart aber soll sie sein, wenn es die Pflicht erfordert. Der Staat ist heute mehr & mehr zu einem menschlich praktischen Zweckverband geworden, in welchem nur noch das materiellen, individuellen Bedürfnissen gerecht werdende Leben zur Geltung kommt. Das Bewusstsein einer Verbindung mit all dem uns Umgebenden haben wir heute vielfach vergessen.

Die Zofingerin B. Stutz, aktiv im Gemeinnützigen Frauenverein, die mit den ansässigen Kadetten regelmässig Altstoffsammlungen durchführte und aus dem Erlös der Winterhilfe schöne 12'000 Franken abliefern konnte, verwahrte sich gegen neue Sitten, die sich ihren Weg durch Hintertüren zu bahnen versuchten (3.7.1943):³²⁶

Von diesen sehr tätigen, gemeinnützigen Frauen ist z.B. keine einzige, die das Frauenstimmrecht möchte, es ist uns allen zuwider, dass unsere freiwillige Mithilfe zum Durchhalten unserer Lieben Heimat von gewissen Leuten ausgewertet werden möchte als Druckmittel, den Frauen dafür das Stimmrecht zu geben.

Wie andere Gewerbler und Leute aus gehobenen Kreisen, für die es schwieriger wurde, weibliches Personal zu rekrutieren, wandte sich Gastwirt R. Rutschi aus dem bernischen Eriswil mit einer Klage an H&H (22.1.1944):³²⁷

In letzter Zeit ist in allen Zeitungen zu lesen, dass die Mädchen aufgefordert werden, sich beim Frauenhilfsdienst zu melden. Für uns ist es eine grosse Schwierigkeit, ein Mädchen zu finden, für den Haushalt oder zum Servieren.

Es gibt natürlich viele Mädchen, welche lieber in den Dienst gehen als eine Stelle anzunehmen in einem Haushalt, weil sie es dort schöner haben. Was das nachher für Hausfrauen gibt, wissen wir alle.

Hans Birrer, Waisenvogt in Hofstatt bei Luzern, beklagte sich über den Mangel an Melkern und Knechten, am eindringlichsten aber über jenen an Mägden (25.1.1944):³²⁸

Die jungen Mädchen wollen wenn möglich nur noch zu Privaten, ja nicht zu einem Bauer, wo eben viel Kinder sind, aus nahe liegenden Gründen. [...] Momentan werden viele Frauen aufgerufen zum FHD, wird dies nicht noch ein Grund sein, dass die Landwirtschaft noch weniger weibl. Arbeitskräfte erhält od nimmt man diesbezüglich Rücksicht? Übrigens vertritt das Volk vielfach die Meinung, man habe bei den F. H.D. viele Elemente die keinen vaterländischen Zweck erfüllen, sondern bloss zu ihresgleichen Korps von Offizieren als Werkzeug bestimmt seien.

Aus Andermatt kam von Ricca Scheck-Fryberg eine ähnliche Klage (30.10.1942):³²⁹

Es ist heutzutage so schwierig, ein gutes Dienstmädchen zu bekommen, nur weil so viele junge Mädchen lieber beim F. H.D. Dienst tun, als sich in Haushaltungen verdingen zu lassen. Und dann die vielen F. H.D. die auf militärischen Bureaux arbeiten. Können diese nach dem Kriege nicht eine ernst zu nehmende Gefahr für die Arbeitsaussicht der jungen männlichen Bureauangestellten bedeuten? Ich meine damit, dass diese einstigen F. H.D. auf Grund ihrer im Aktivdienst erworbenen Bureauerfahrungen, die Stellen den jungen Männern wegschnappen, sodass die Arbeitslosigkeit unter den männlichen Bureauangestellten ein noch grösseres Problem wird, als es ohnedies ist.

Frau M. Amstad, Präsidentin des Hergiswiler Gemeinnützigen Frauenvereins, war zwar froh, dass die Frau zur geistigen Landesverteidigung beigezogen wurde, weil damit neuer Stauffacherinnengeist

Mörschwil d. 6 Febr. 1944 6

N
 nergadjutantur)
 kt. Heer u. Haus
 Tit. Heer u. Haus
 FEB 24 1944
 I./B
 II.
 S.
 Z.
 n. D.
 i. D.
 E.
 -vort.

Feldpost.

Anlässlich einer Tagung teilten Sie uns mit das wir die Beobach-
 tungen sofort Ihnen mitteilen müssen. Ich bin Präse. der Bäuerinnen
 Kommission in hier u. Sorge für die Haushaltlehrmädchen u. Dienst-
 mädchen für die Bäuerinnen. Nun werde ich auf eine grosse Unzufrieden-
 heit den Bäuerinnen wahr. In unserer Gemeinde benötigen wir ca
 10 Mädchen u. ich bringe mit dem besten Willen keine auf, die
 einte Frau kusserte sich ja für den Privathaushalt gebe es schon
 solche, eine ander meinete allee gehe in F.H.D. eine andere ja
 wenn wir auf dem Lande nicht soviel Stunden Arbeiten müsste
 würde sich noch Jemand finden. Eine andere kusserte sich das
 gebe mit der Zeit ein schönes Verhältnis die Jungen Mädchen
 wollen in die Fabriken u. Bureau u. die Bauersfrau könne durch
 das übermass an Arbeit die ganze Gesundheit einbüssen. Beruhige
 ich die Frauen u. rate ich zu einem Mädchen vom Landdienst,
 sagen Sie das wäre Ihnen nicht geholfen sie können nicht jede
 2 Monat eine andere Anlernen. Wenn mann die Arbeitsüberhäufung
 sieht so begreift mann es -u. ich frage mich wirklich wohin wird
 es erst nach dem Krieg führen, keine ich schaue soviel ich kann
 die Frauen zu beruhigen sber es ist ihnen wirklich damit nicht
 geholfen. Wohin soll ich mich wenden?
 Es zeichnet Hochachtungsd
 Frau F. Heim

hup

Abb. 27: Lieber in die Fabrik oder zum FHD: Auf die verbreiteten Klagen über den Mangel an Hausmädchen antwortete der Aufklärungsdienst, es sei wichtiger, dass die Betriebe funktionierten und die Armee schlagkräftig bleibe, als dass diese oder jene Dame keine Dienstbotensorgen habe.

entfacht werde, doch mit gewissen modernen Tendenzen konnte sie gar nichts anfangen. Daher plädierte sie dafür, der Staat möge den Besuch der Haushaltschule für Jungmädchen obligatorisch erklären. Dieser würde mehr profitieren als durch Subventionierung und Förderung des übertriebenen Sports,

[...] denn nicht auf Sportplätzen & in Strandbädern ertüchtigt die Schweizerfrau, die wir heute brauchen. Nein, Schule, Haus & Anbauschlacht sind hiezu geeignet, da kann das Jungmädchen trainieren & gesunden an Leib & Seele [...] wie manche arbeitsame, brave Mutter ärgert sich über die heutige leichtfertige Jugend, die trotz einer guten Kinderstube, den zahllosen Sportanlässen & Vergnügungen zum Opfer fällt. Nichts vermag sie noch an Familie & Haus zu fesseln. Hier kann nur noch «von oben» Reme-
dur geschaffen werden, soll nicht eines schönen Tages unser Schweizerland solche Sünden zu bereuen haben. Unsere Sektion führt schon seit etlichen Jahren solche Haushaltkurse durch & hat stets mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, die absolut not-



Abb. 28: FHD als Fliegerbeobachterinnen.

wendige Anzahl Schülerinnen aufzubringen. Das Mädchen von heute lässt sich lieber in rauchqualmender Gaststube als Serviertochter tätscheln oder im Bureau als Tippmamsell umschwärmen. Also bitte mehr Verständnis für solche Hilferufe! (4.3.1942)³³⁰

Aus Sicht der FHD-Angehörigen sah alles anders aus. Vor allem konnten sie nicht nachvollziehen, weshalb häufig entwürdigende Kommentare und Häme ihr Engagement begleiteten. Der Bericht von Marthe Aubert in Lausanne fasste die von zahlreichen FHD gemachten Erfahrungen so zusammen (30.4.1945):³³¹

Ich war, in unserem schönen Land, oft enttäuscht und bekümmert sehen zu müssen, wie wir noch immer rückständig sind in der Anerkennung der Frau. Schon im September 1939 als Krankenschwester aufgebeten, könnte ich nicht aufzählen, was wir an Mokerien und Sarkasmus von der Zivilbevölkerung einstecken mussten. Bei der Fliegerabwehr machte ich 1942 wieder traurige Erfahrungen. Unsere Dienstkollegen waren sehr korrekt, freundlich, richtige Copains. Die Bevölkerung dagegen verhält sich unmöglich, seien es die Kinder, die jungen Leute und vor allem die Frauen ab einem gewissen Alter. Ich habe Mühe, mir diese Haltung zu erklären. Jedermann bewundert die Arbeit der finnischen Lottas³³² und die englischen Frauen – haben die nicht gezeigt, was sie können; weshalb aber diese Zweifel an der Schweizer Frau, weshalb sie ins Lächerliche ziehen und sie mal juger?

Zu Wort meldeten sich auch Dienstmädchen, so K. Muheim in Flüelen (2.11.1942):³³³

Anlässlich dieser Tagung wurde reklamiert, dass wegen den FHD Dienstboten-Mangel entstanden sei (was ja gar nicht stimmt). Nun frage ich mich, ob man nicht gerade bei solcher Gelegenheit auch einmal sagen dürfte, dass die Herrschaften auch Pflichten gegenüber ihren Dienstboten haben, denn gerade wir Schweizermädchen vertragen es nicht immer, nur ein «notwendiges Übel» zu sein, wir sind eben auch freie u. stolze Schweizer. So lieb einem Mädchen die Hausarbeiten sind und es auch die Kinder gern hat, so sehr es mit gutem Willen eine Stelle antritt, so wirkt es doch lähmend auf allen guten Willen, wenn es Jahr aus u. ein ganz allein in der Küche essen muss und keine Idee von Familienanschluss zu verspüren bekommt. Die meisten Schweizermädchen, die an Haushaltstellen sind oder zu gehen gedenken, haben Gott sei Dank noch gesunden Familiensinn, leider wird dieser sehr oft durch solche Behandlung zerstört [...] Ich zwar werde wieder als Dienstmädchen gehen, aber nicht wieder in ein sogenanntes «besseres Haus», sondern in einfache bürgerliche Familie mit vielen Kindern wo man auch noch etwas zur Familie zählt. [...]

Ich bin der Meinung man dürfe den Dienstbotenhaltern schon einmal sagen was für Fehler sie machen, dass so wenig Schweizermädchen in die Haushaltungen wollen.

«Es steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen» – dieses Schiller-Zitat findet sich mitunter in den Tätigkeitsberichten und begleitete die Appelle an die «Pflicht zum Kind». Sie wurden häufig und in den unterschiedlichsten Tonarten lanciert, diese Appelle, und sie erfolgten stets aus einer offenbar verbreiteten Angst heraus, die auf Abwege geratende weibliche Jugend könnte in dieser Hinsicht der Pflichtvergessenheit anheimfallen. Wie delikat dieser Fragenkomplex war, zeigte sich anlässlich eines Aufklärungskurses für Frauen, der Ende März 1944 in Basel stattfand. Jenny Iselin rapportierte (11.4.1944):³³⁴

In der Diskussion drehte es sich darum, ob Frauen auch schiessen lernen sollten. Dies wurde vom Referenten ablehnend beantwortet. Zu unserem Bedauern liess er auf diese Meinungsäusserung, die sicher von den Allermeisten prinzipiell geteilt wird, die Bemerkung fallen, die Frauen sollten in erster Linie diejenigen Pflichten ganz erfüllen, die ihnen von Natur aus zufallen. Dass dies aber heutzutage nicht mehr allgemein ernst genommen wird, ist weder der Fehler der Frauen allein noch ist es diesen im allgemeinen möglich, den Zustand zu ändern. Auf alle Fälle aber war es nicht am Platz, an einem Kurs von Sektion «Heer und Haus» in einer nicht sehr feinen Weise auf diese Frage anzuspitzen. Die Bemerkung, in dieser Art und an diesem Ort, konnte nur schaden, aber keinen Nutzen bringen.

Ganz anders als in der weltoffenen, protestantisch geprägten Stadt am Rheinknie tönte es in katholisch-konservativen Regionen. Frau Hanna Reichlin-Wymann, Lehrers, Beckenried, stellte das erwähnte Schiller-Zitat ihrer Anregung voran, mit der sie «speziell noch etwas auf den Opferwillen der Frau» zu pochen wünschte (8.1.1943):³³⁵

[...] Opferwille hauptsächlich auch zu mehreren Kindern. In unserer Gegend haben wir ja zwar noch viele kinderfreudige und kinderreiche Familien. Doch gibt es leider auch Spötterzungen. Wie oft hört man sagen: «So viele Kinder, das ist ja nur Kriegsfutter.»

Die Forderung nach «mehr Kindern» wurde zuweilen auch in Formulierungen vorgebracht, die eines unheimlichen Beiklangs nicht entbehrten. Frau Dr. Hafner, Zug, schrieb nach dem Besuch eines Kurses (3.3.1942):³³⁶

Als von der militärischen Verteidigung die Rede war, fragte ich mich auch, warum des sehr ernstesten Zusammenhanges zwischen Geburtenrückgang u. Heimatverteidigung nicht Erwähnung getan wurde. Die Beleuchtung der Rationalisierung des Kindernachwuchses von dieser Seite her könnte uns Frauen nicht schaden. Wir sollten wissen, dass wir nach u. nach auf diese Weise unsern Lebensraum nicht mehr zu füllen vermögen u. dass die Geschichte lehrt, dass fruchtbarere Völker einströmen in die unerfüllten Räume geburtenschwacher Völker. Wir haben furchtbare Völker als Nachbarn. – Bei

einer Orientierung auf weite Sicht über alle Fragen der Landesverteidigung ist es fast ein Versäumnis, wenn wir Frauen auf diese Auswirkung u. diese Art Gefahr unseres Versagens in der Bereitschaft zum Kind nicht aufmerksam gemacht werden.

Die Engelbergerin Elisabeth Hess wiederum fasste ihre Meinung kurz und bündig so zusammen (3.12.1942):³³⁷

Ein Zeughaus gibt dem Soldaten sein Wehrkleid, seinen Helm, sein Gewehr, sein Bajonette etc. – was nützt dies alles aber, wenn nicht die Schweizerfrau dem Staat den guten u. treuen Soldaten gibt?

Das ganze Fuder an Parolen, Kritiken, Empfehlungen und Ängsten, das mit den Rapporten der Vertrauensleute auf den Schreibpulten in Bern landete, versetzte den Aufklärungsdienst in Erklärungsnot. In den Antworten von August Lindts Mannschaft (in der mit Silvia Pozzi³³⁸ auch eine weltoffene Frau tätig war) blitzten zwar immer wieder liberale, für die Zeit fortschrittliche Positionen auf. Nur – sollte und konnte eine Sektion der Generaladjutantur sich überhaupt auf diesen Themenkreis einlassen? Sie tat es kaum, und wenn schon, dann zurückhaltend. Der Zofingerin, die sich gegen das vermeintlich drohende Frauenstimmrecht verwahrte, beschied sie kühl: «Die heikle Frage des Frauenstimmrechts berührt unser Tätigkeitsgebiet keineswegs.»

Je näher die Fragen indes den realen Alltag berührten, desto konkreter nahm der Aufklärungsdienst Stellung. So räumte er ein, dass, als der FHD geschaffen wurde, einige «unwürdige Elemente» mit aufgenommen (und längst wieder ausgeschlossen) worden seien. Das Problem sei nunmehr gelöst, da jede FHD nicht nur einer sanitärischen, sondern auch einer charakterlichen Prüfung unterzogen werde. Und was die *Haustöchter* und *Bureaufräuleins* betreffe, so schade es deren hausfraulichen Qualitäten nicht, wenn diese «jährlich eine Spanne Zeit im Dienst sind».

Den Luzerner Kaufmann Otto Halbheer liess der Aufklärungsdienst bei Kriegsende wissen (11.5.1945):³³⁹

Wenn Ihnen gegenüber Geschäftsleute behaupten, der FHD sei schuld am Dienstbotenmangel, so weisen Sie diese Kritiker doch daraufhin, dass der FHD in unserer Armee manchen Soldaten ersetzt und es ermöglicht hat, dass dieser umso weniger Dienst leisten muss. Der Betrieb in unserer Armee lässt sich heute ohne Mithilfe des FHD kaum mehr denken. Und schliesslich war es in den letzten Jahren wichtiger, dass die Armee schlagkräftig blieb, als dass diese oder jene Frau keine Dienstbotensorgen gehabt hätte.

So willkommen die Schweizerinnen auf dem Arbeitsmarkt waren, so legte sich, als das Ende des Kriegs absehbar wurde, manche Stirn von Wirtschaftsvertretern und bürgerlichen Poli-

tikern in Sorgenfalten. Denn die Frage schob sich in den Vordergrund, was mit den Frauen auf den an sich «männlichen» Arbeitsplätzen geschehen sollte. Allgemein wurde befürchtet, nach dem Krieg könnte die Wirtschaft ein- und eine grössere Arbeitslosigkeit ausbrechen. In seinem Bericht vom 20. Mai 1944 über Massnahmen zur Arbeitsbeschaffung kam der Bundesrat, nach etwas gewundenen Erklärungen zur Gleichberechtigung der Frau, auf den wunden Punkt zu reden:

Unsere soziale Struktur ist längst derart, dass die alleinstehende Frau, vielfach auch die verheiratete, auf Arbeit angewiesen ist. Das Arbeitslosenproblem kann nicht einfach dadurch gelöst werden, dass man die weibliche Arbeitskraft zugunsten der männlichen aus dem Produktionsprozess entfernt. Freilich wird man, dies nicht zuletzt im Interesse der auf einen Verdienst angewiesenen berufstätigen Frauen, verlangen müssen, dass diejenigen weiblichen Arbeitskräfte, die lediglich während des Krieges aushilfsweise eine Arbeit angenommen haben, wiederum aus dem Produktionsprozess ausscheiden; auch dürfte es nicht unbillig sein, bei einem etwaigen Abbau der Belegschaften die verheiratete Frau, deren Ehemann ausreichenden Verdienst hat, früher zu entlassen als Familienväter. Im Übrigen wird man versuchen, bei einem drohenden Rückgang der Beschäftigung die Frau wieder vermehrt auf diejenigen Berufe zu lenken, in welchen es an weiblichen Arbeitskräften mangelt.

Damit meinte die Regierung: in bäuerliche Haushalte, in städtische Flickstuben, in Kindergärten und dergleichen. Diese Perspektive mochte jene konservativen Kreise beruhigen, denen der weibliche Aufmarsch in der Arbeitswelt nicht behagte. Im Nationalrat, der in der Junisession 1944 den Bericht diskutierte, intervenierte die Linke gegen die Absichten des Bundesrats. Der Zürcher SP-Vertreter Valentin Gitermann erklärte:³⁴⁰

Man registriert im bundesrätlichen Bericht mit einem gewissen Grauen die Tatsache, dass 1942 trotz der Mobilisation 120'000 mehr Beschäftigte im Inland waren als vor dem Kriege. Viele Frauen, heisst es da, hätten sich an das Doppelverdienertum gewöhnt. Zipfel,³⁴¹ unser Delegierter für Arbeitsbeschaffung, beeilt sich, die «Entlassung weiblicher Arbeitskräfte, die vor dem Kriege nicht im Produktionsprozess standen», lebhaft zu befürworten, da Arbeitsbeschaffung natürlich nur gewissermassen für den «Normalstand» der Beschäftigten in Frage kommen könne. Es scheint, dass man eventuelle Beschäftigungsverbote, trotzdem sie Eingriffe in die persönlichste Lebenssphäre bedeuteten, nicht allzuschwer nehmen würde.

Agnes von Segesser, die streitbare Vertrauensfrau aus Luzern, verfolgte die Diskussion aufmerksam. Ihr Kommentar zuhanden des Aufklärungsdienstes (21.6.1944):³⁴²

Bei allem Verständnis für die Selbstverständlichkeit, dass der Arbeitsplatz des Wehrmannes demselben wiederum zukommt, wird nun die saloppe Weise – von Frauenkreisen – bitter empfunden, womit deren spontaner und freudiger Einsatz während nun vielen Jahren erledigt werden soll. Es haben ihrer Zahllose Kräfte und Nerven daran gegeben, auf dass lebenswichtige Betriebe aufrechterhalten werden konnten; es wäre nur billig, wenn man sie alsdann nicht wie ein rostiges Velo einfach in die Remise stellen wird, sondern sich wenigstens darum kümmern wird, ob auch sie – als Frau – nachher wieder eine anständige Existenzmöglichkeit finde.

Dass vielen das Schicksal eines rostigen Velos erspart blieb, war dem Aufschwung zu verdanken, welche die Wirtschaft in den Nachkriegsjahren nahm. Nur, dieser an sich positive Umstand wischt einen anderen, weniger positiven nicht weg. In den Rechenschaftsberichten, die der Bundesrat, der General und andere Amtsträger über den Aktivdienst verfassten, wurden den Frauen zahlreiche Kränze gewunden – für ihre Hingabe, ihren Opferwillen, ihre Arbeit. Sozusagen zeitgleich stellten dieselben Kreise ziemlich kühle Überlegungen zur künftigen Rolle der Frauen an, wobei sie auch die banale Rolle von «Konjunkturpuffern» in Betracht zogen. Was ein Schlaglicht wirft auf den Umgang des einen mit dem anderen Geschlecht.

Kapitel 12

Fünf Tage scharfer Arrest für Oberst Frey

Ein Herzinfarkt mit dramatischen Folgen



Abb. 29: Oberst Oscar Frey.

Der Chef von Heer 8c Haus, Oberst Frey, zählte zu den unermüdlichsten Referenten an den Aufklärungskursen. Wenn die Vertrauensleute andere Redner zuweilen wegen Zahlenhuberei, Besserwisserei oder lahmer Vortragstätigkeit kritisierten, so waren sie über Freys Auftritte fast ausnahmslos des Lobs voll, ja sie gerieten geradezu ins Schwärmen über seine offenen, ungeschminkten Worte. Es kam vor, dass, wenn er geendet hatte, das Publikum sich erhob und Achtungstellung annahm. «Klarer und besser kann man als Schweizer nicht zu Schweizern reden», liest man im Rapport eines Vertrauensmanns. Ein anderer schrieb:

In dieser schwülen Situation hatte ein Mann den Mut, uns die Wahrheit zu sagen, und das war Herr Oberst Oscar Frey. Als er endlich mit seinen Referaten vor die Bevölkerung trat, wagten sich viele der Verzagten wieder an die Öffentlichkeit, um die gute Sache zu vertreten [...]

181

Frey war gewissermassen der Star der geistigen Landesverteidigung, jedenfalls empfanden ihn breite Bevölkerungsschichten als festen Anker und Orientierungspunkt, als Quelle, aus der man Vertrauen schöpfen konnte.

Freys Biograf Philipp Wanner merkte in seiner Studie an, es sei erstaunlich, dass dessen direkter Vorgesetzter, Generaladjutant Oberstdivisionär Dollfus, in seinem Rechenschaftsbericht jeden Hinweis auf Freys Anteil am Erfolg

des Aufklärungsdienstes unterlassen habe.³⁴³ Dazu ist zu sagen: Wenn etwas *nicht* erstaunt, so ist es diese Unterlassung!

Am 25. März 1942, knapp ein Jahr nach seiner Ernennung, warf eine Herzattacke den von seiner Statur her robusten, baumlangen Obersten aufs Krankenbett. Frey hatte zuvor schon gesundheitliche Beschwerden, denen er, der Getriebene, keine Beachtung schenkte. Dollfus, sein Vorgesetzter, beeilte sich, dem Patienten «von Herzen» rasche Besserung und baldige, vollständige Genesung zu wünschen: «Fangen Sie ja nicht zu früh mit der Arbeit wieder an. Die Hauptsache ist, dass Sie sich nun wieder vollständig herstellen, zum Wohle des Landes und Ihrer Familie. Kameradschaftlichst Ihr D.»³⁴⁴

Das waren aussergewöhnlich nette, sich vom üblichen Umgangston im Militär angenehm abhebende Worte. Der Ton sollte sich ändern.

Für zwei bis vier Monate, glaubte Frey, würde er «äusser Gefecht» sein. Die Rekonvaleszenz dauerte länger. Sie strapazierte die Geduld des Patienten wie jene seines Chefs. Zwar nahm Frey im Herbst seine Vortragstätigkeit wieder auf, doch von der Büroarbeit, die ihm ohnehin lästig war, hielt er sich fern. Am 15. Februar 1943 war Dollfus Geduld am Ende. Er forderte den Rekonvaleszenten auf, seinen Rücktritt zu erklären und Major Ziegler, der die Sektion seit bald einem Jahr ad interim geleitet hatte, Platz zu machen. Er, Frey, könne weiterhin im Vortragsdienst tätig sein, «wo Sie so Hervorragendes leisten und wo ich (und ich darf wohl sagen, das ganze Land) Sie unter keinen Umständen vermissen möchte».

Dieses Ansinnen bekam Frey komplett in den falschen Hals. Es löste einen äusserst giftigen Briefwechsel aus, in dessen Verlauf Dollfus seinen Untergebenen plötzlich mit Vorwürfen eindeckte, er sei als Chef der Sektion «nicht sehr geeignet, da er organisatorisch nicht immer zuverlässig sei». Dollfus erreichte schliesslich beim General Freys Ablösung, wobei der Oberbefehlshaber aber den Wunsch äusserte, der Oberst möge seine Vortragstätigkeit in den H&H-Kursen fortsetzen. Am 31. März 1943 schliesslich verfügte der Generaladjutant Freys Entlassung.

Diese Zäsur muss Frey im Innersten getroffen haben: entlassen, abgeschoben, zur Disposition gestellt, keine militärische Verwendung mehr, nur noch als Kursreferent erwünscht. Am 9. April setzte er sich in seinem Schaffhauser Altstadtthaus zum Safran an den Schreibtisch und hämmerte einen Brief in die Maschine. Es kommt in der hierarchisch strukturierten Welt der Militärs zuweilen vor, dass Untergebene ihren Vorgesetzten Kritik aufstischen. Die Heftigkeit aber, mit welcher der Oberst dem Oberstdivisionär die Leviten las, dürfte einmalig sein. Auf acht eng beschriebenen Seiten machte Frey seinem Chef Dollfus klar, dass es nie seine Absicht gewesen sei, in einem Sektionsbüro «den Kanzlisten zu spielen». Der Oberst warf dem Divisionär Versäumnisse, Unehrllichkeit, Unkorrektheit, Mangel an soldatischer Geradheit und auch Mangel an Mut vor, weil dieser mit ihm nie offen – von Mann

Schweizerische Armee - Armée suisse - Esercito svizzero

Stab oder Einheit: — Etat-major ou unité:
Stato maggiore o unità:

N^o 8

Ort und Datum: — Lieu et Date:
Luogo e data:

Ich melde Ihnen noch, dass, wenn ich Kopie dieser Meldung an den Herrn Oberbefehlshaber schicke, ~~dies~~ im Sinne einer Meldung über Uebelstände erfolgt, welche die Armee in dienstlichen Belangen schwer schädigen, und nicht im Sinne einer Beschwerde. Eine Beschwerde ist materiell deshalb sinnlos, weil ich der Auffassung bin, dass selbst dann, wenn sie zu meinen Gunsten entschieden würde, sich an der Sachlage nichts ändern könnte, denn es ist nicht zumutbar, dass ich unter dem direkten Befehl eines Vorgesetzten weiterarbeite, welcher seinem Untergebenen gegenüber so wenig offen war. Dagegen ist die Frage des Verfahrens in solchen Fällen so wichtig - sie greift an die Wurzeln des Vertrauens - dass der Herr Oberbefehlshaber davon Kenntnis haben muss, dass es hohe Dienststellen gibt, welche sich so wenig an Sinn und Geist des Dienstreglements halten,

Oscar Frey

Oberst Oscar Frey

Abb. 30: Ungeschminkte Worte des Obersten an die Adresse des Oberstdivisionärs: Schluss des achtseitigen Schreibens von Frey an Generaladjutant Dollfus.

zu Mann – gesprochen habe. Dieses Schreiben, von dem Frey dem General eine Kopie zustellte, traf nun wiederum den Empfänger im Innersten. Dollfus erklärte sich in seiner Ehre verletzt.

Der eskalierende Konflikt stürzte Guisan in ein Dilemma. Auf der einen Seite Oberst Frey, dessen Einsatz für die geistige Landesverteidigung seinen Interessen diene, der sich in Basel als Regimentskommandant und in der ganzen Deutschschweiz als packender Vortragsredner einen Namen gemacht hatte. Auf der anderen Divisionär Dollfus, mit ganzem Namen Ruggero Dollfus de Volckersberg, der ein *grand monsieur* war: Dr. rer. pol., Industrieller, Bankier, mehrfacher Verwaltungsrat, auch politisch gut vernetzt – er sass, für die Katholisch-Konservativen, obwohl reformiert, von 1922 bis 1943 im Nationalrat, den er 1932 präsidierte –, ausserdem Besitzer und Bewohner von Schloss Kiesen, das in der Nähe des damaligen Hauptquartiers lag.

Der General ersuchte den Oberauditor der Armee um Rat, wie auf Freys Abkanzlung von Dollfus zu reagieren und der Fall zu erledigen sei. Oberstbrigadier Eugster antwortete am 10. Mai 1943 in einem vierseitigen, mit dem Vermerk «Persönlich – Geheim» versehenen Brief. Auszug:

Zum Teil wird dieses Schreiben ja als Unmutsäusserung über die Entlassung aufzufassen sein. Es könnte Oberst Frey schliesslich dafür das sog. «Appenzellerrecht» zugewilligt werden, das nach einem Urteil noch drei Tage lang ein beschränktes Schimpfrecht gestattete. Die festgeformte Persönlichkeit Oberst Freys, die in jeder Situation über klaren Blick und bestimmtes Wollen verfügt, wird dieses Recht, das im wesentlichen doch nur für Querulanten anwendbar sein soll, aber nicht für sich beanspruchen wollen. Dagegen wird man sein Handeln als Ausfluss einer an ihm bekannten Eigenart, als Begleiterscheinung des «unbequemen Untergebenen», der sich gestattet, in jeder Lage in freier Weise Kritik zu üben und sich über das hinwegzusetzen, was ihm nicht passt, auffassen müssen. In dieser Hinsicht mag auch auf die Qualifikation als Regimentskommandant vom Jahre 1940 hingewiesen werden, welche die Bemerkung «als Untergebener schwer tragbar» enthält.

Der oberste Armeekläger empfahl dem General, er solle Freys Verhalten rügen und diese Art der Erledigung danach Divisionär Dollfus bekanntgeben. Der General folgte diesem Antrag und schrieb am 13. Mai 1943 einen «rügen-

den» Brief, dessen Schluss aber kundtat, dass er Frey nicht verlieren wollte:

Ich bedaure diesen Zwischenfall ausserordentlich, denn Sie wissen, wie sehr ich Sie persönlich und die durch Sie geleistete Arbeit schätze und anerkenne. Gerade im Hinblick auf ihre zukünftige dienstliche Verwendung lege ich Wert darauf, eine klare Situation zu schaffen und ersuche Sie deshalb, sich beim Generaladjutanten der Armee für diese im Schreiben vom 9.4.43 enthaltenen Äusserungen entschuldigen zu wollen.

Dieses Angebot, den Vorfall gewissermassen *à l'amiable* aus der Welt zu schaffen, blieb ungehört. Aus Schaffhausen kam keine Antwort. Ende Mai wandte sich der General wiederum an Frey mit der Bitte, ihm umgehend mitzuteilen, aus welchen Gründen er sich bei Dollfus bisher nicht entschuldigt habe. Nun setzte sich der Schaffhauser erneut an seine Maschine und verfasste eine Antwort, die alle Vorwürfe rekapitulierte und so endete:

Nachdem ich aber meine Auffassung über das Vorgehen meines frühem Vorgesetzten nicht ändern kann, ist es mir auch nicht möglich, eine Entschuldigung auszusprechen, die mir vorkommen müsste, wie wenn ich mich selbst betrügen würde.

Frey war Guisan gegenüber stets loyal gesinnt, er wusste, dass der General auf der richtigen Seite stand. Doch in diesem Streit musste die Loyalität zurückstehen. Der Oberst verweigerte sich dem General. Zu sehr hatte er sich in seinen «Fall» verbissen. Das Dilemma für den Oberbefehlshaber wurde damit nicht geringer. Nach Freys Weigerung richtete Dollfus ein Ultimatum an den General. Seit 70 Tagen, schrieb der Gekränkte am 18. Juni 1943, warte er nun darauf, «dass mir die Satisfaktion, auf die ich ein Recht habe, gegeben werde. Ich bin nicht gewillt, länger zu warten.» Er beantragte dem General, Oberst Frey sofort mit zehn Tagen Arrest zu bestrafen. Dollfus schloss seinen Brief mit den Worten:

Sollten Sie meinem Antrag nicht beipflichten, so müsste ich daraus schliessen, dass mein direkter Vorgesetzter, dem ich schon unzählige Beweise unverbrüchlicher Treue gegeben habe, es ablehnt, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und mich in meiner Ehre, im höchsten Gut eines Soldaten, zu schützen. Ich müsste dann die Konsequenzen daraus ziehen.

Erneut wurde der Oberauditor eingeschaltet, wieder gingen Briefe hin und her. Am 25. Juni 1943 schliesslich zog General Guisan einen Schlussstrich unter die Kontroverse. Wir ersparen uns die vertrackten Sektionsgeschichten und beschränken uns wiederum auf das Ende des Schreibens, das der General an Frey richtete:

Aus diesen Überlegungen heraus und weil Sie auf Ihrem Standpunkt beharren und die von mir vorgeschlagene Erledigung ablehnen, muss ich Sie disziplinieren. Ich bedaure, dies tun zu müssen, weil ich, wie ich es Ihnen bereits in meinem Schreiben vom 13.4.43 mitteilte, Sie persönlich und die durch Sie geleistete Arbeit schätze und anerkenne.

Ich bestrafe Sie mit 5 Tagen Arrest und übertrage den Vollzug der Strafe der Abteilung für Infanterie.

Damit erhielt, wenn auch nicht ganz so, wie er es gewünscht hatte, der Generaladjutant seine Satisfaktion – und Frey seinen Arrestbefehl, laut dem er die Strafe vom 7. bis 11.

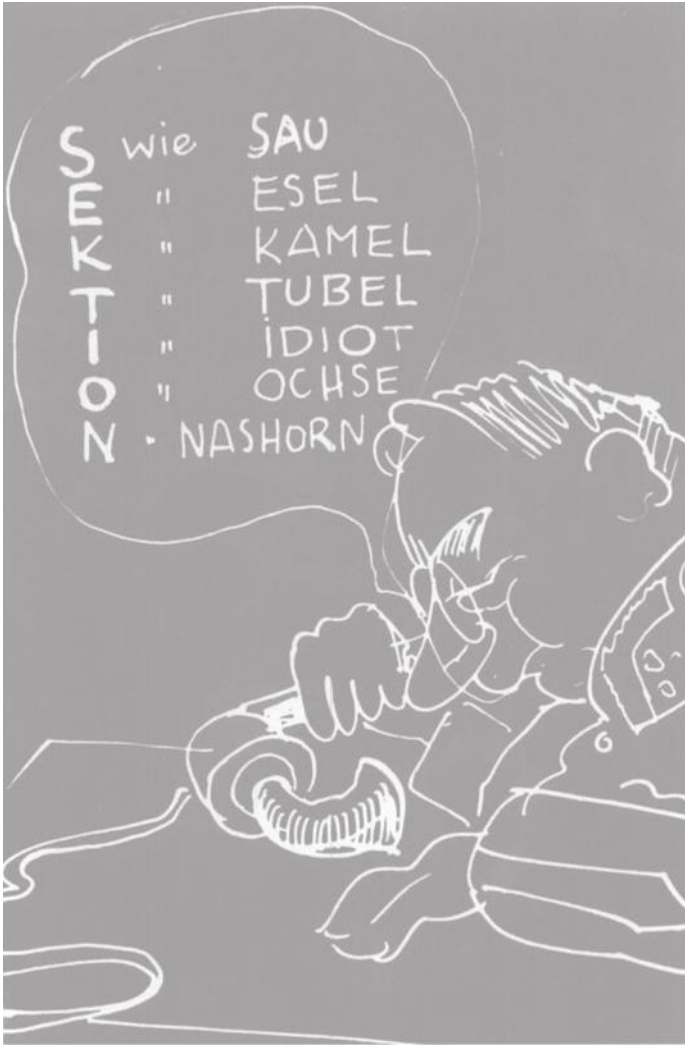


Abb. 31: Oberst Frey war bekannt dafür, dass er allen, auch den Vorgesetzten, seine Meinung sehr direkt kundzutun pflegte.

August in der Kaserne Luzern absitzen musste. Dessen ungeachtet setzte er seine Referententätigkeit in den Kursen aber fort.

Von allen diesen Zänkereien und dem Machtwort des Generals drang nichts nach aussen. Niemand durfte davon erfahren, denn niemand hätte verstanden, dass ausgerechnet eine Persönlichkeit wie Oberst Frey, der jedem in die Parade fuhr, der anpasserische Anpassungen zeigte, «diszipliniert» wurde.

Wäre seine Bestrafung doch bekannt geworden, hätte dies mit grösster Wahrscheinlichkeit eine weitere Gerüchtewelle ausgelöst des Inhalts, die Sanktion sei auf Druck Deutschlands erfolgt. Denn die Intervention vom Frühjahr 1941, als der Bundesrat dem Drängen des deutschen Gesandten nachgab und dem unbequemen Obersten verbot, öffentliche Vorträge zu halten, hatte die Öffentlichkeit nicht vergessen.

So blieb die Disziplinierung Freys ein ausserordentlich gut gehütetes Geheimnis – selbst über seinen Tod hinaus. Nach einer weiteren Herzattacke starb Frey am 27. April 1945, wenige Tage vor dem Waffenstillstand. Kaum eine Schweizer Zeitung, die sein Wirken nicht gewürdigt hätte. Insbesondere die Basler Blätter widmeten dem Mann, der einst das Basler Infanterieregiment kommandiert hatte, lange, geradezu ehrfurchtsvolle Nekrologe (die *Basler Nachrichten* auf einer ganzen Seite). Desgleichen die Presse seines Heimatkantons Schaffhausen, wo selbst die *Arbeiterzeitung* einen Text publizierte, der Freys Mut und Standhaftigkeit in den höchsten Tönen lobte – das Blatt jener Partei, mit der Frey in den 1930er-Jahren, als er im Stadtparlament sass, äusserst heftig die Klängen kreuzte, und wo es, wie die Gerüchte gingen, in gewissen Versammlungen sogar zu Handgreiflichkeiten gekommen war. Nun aber schrieb die AZ: «Diese mutige Haltung ist es, die uns heute dazu veranlasst, an der Bahre dieses Mannes unser Haupt zu entblößen.»³⁴⁵

Über die Umstände, unter denen diese markante Persönlichkeit aus seinen Funktionen entfernt wurde, stand nirgendwo auch nur ein Wort.

Heimlich, unheimlich: die fünfte Kolonne

Die Bevölkerung fühlte sich von Horchern, Spionen, Saboteuren umkreist

1. *Ausländer*
2. *Fanatiker die von der ausländischen Propaganda gewonnen sind und keinen Unterschied mehr zwischen Recht und Unrecht machen können.*
3. *Gescheiterte Existenzen wie Vorbestrafte, Asoziale usw.*
4. *Verbitterte, ehrgeizige Bürger, welche Stellungen bekleiden, die ihrer Ansicht nach nicht ihren Talenten entsprechen.*

So umschrieb der Aufklärungsdienst jene Personengruppen, aus denen sich die fünfte Kolonne rekrutierte.³⁴⁶ Viele Zeitgenossen rechneten eine weitere Kategorie dazu: jene Offiziere der eigenen Armee, die das deutsche Wehrwesen bewunderten und die demokratischen Usancen des Kleinstaats mit Geringschätzung strafte.

Die fünfte Kolonne wurde als allgegenwärtig empfunden. Nicht nur die Deutschen, die in der Schweiz lebten, sondern auch alle Schweizer, die irgendeine Bindung an Deutschland hatten, sollten in den Dienst der antischweizerischen Propaganda gestellt werden, schrieb August R. Lindt nach dem Krieg über den «mit grossem Kraftaufwand» betriebenen Aufbau einer fünften Kolonne in der Schweiz.³⁴⁷ Diese lag, wurde den Vertrauensleuten in den Kursen eingeschärft, ständig und überall auf der Lauer, sie spitzte die Ohren, beobachtete, spionierte. Zu ihren Aufgaben zählte, den Widerstandswillen zu lähmen, für Panikstimmung zu sorgen, Sabotageakte vorzubereiten, Listen mit Personen zu führen, die bei einem Einmarsch der Deutschen liquidiert werden sollten. Was diese Kolonne besonders unheimlich machte, war ihre Heimlichkeit. Die Schweizerinnen und Schweizer ahnten mehr, als sie präzise wussten, was sich im Versteckten abspielte. Als die deutsche Wehrmacht im April 1940 das Unternehmen «Weserübung» startete und, begleitet von einer massiven Propagandaaktion, mit starken Fallschirmverbänden Dänemark und Norwegen überfiel, wurde einer breiten Öffentlichkeit demonstriert, wie eine fünfte Kolonne funktionierte. Denn plötzlich hatte diese Kolonne ein Gesicht: dasjenige des Vidkun Quisling,³⁴⁸ eines norwegischen Politikers und Militärs, der sich gänzlich in den Dienst der Feinde seines Landes stellte.

Dieser Norweger war Namensgeber für eine verwerfliche Spezies von Zeitgenossen – auch in der Schweiz. Die Bevölkerung vermutete die Mitglieder der fünften Kolonne insbesondere in deutschen

Kreisen; aber es stand für sie fest, dass es «Quislinge» auch in den eigenen Reihen gab, namentlich im Dunstkreis der Frontier. Die Frontenbewegung hatte ihre Blütezeit zwar in den 1930er-Jahren, als sie in einzelnen Hochburgen, etwa Zürich oder Schaffhausen, einige Erfolge zu erzielen vermochte. Flächendeckend Fuss zu fassen gelang ihr allerdings nie; die nüchterner, demokratischer Gesinnung verpflichteten Schweizer stellten für sie kein optimales Rekrutierungspotenzial dar. Ausserdem haftete, wie allen extremistischen Parteien, den vielen Gruppen und Grüppchen die an sich tröstliche Eigenschaft an, dass sich ihre Mitglieder, vorwiegend Fanatiker und Sektierer, ständig zerstritten, trennten, neu formierten und dergestalt ein ideologisches Tohuwabohu zur Schau stellten, das wenig einladend war. Nach den spektakulären Siegen Nazi-Deutschlands im Jahr 1940 verzeichneten diese Kreise zwar eine gewisse Renaissance.

Nicht dass sie grossen Zulauf gehabt hätten, aber ihre Anhänger waren überzeugt, das «Neue Europa» habe sich definitiv durchgesetzt und damit sei auch ihre Zeit gekommen.

Alle diese Umbrüche und Stimmungen, den Wankelmut, die Anfälligkeit und Versuchungen gewisser Schichten, die ober- und mehrheitlich unterirdisch für fremde Interessen gezogenen Fäden nahmen auch die Vertrauensleute wahr. Sie haben wieder das Wort.

Verkäuferin Ida Wyrsh in Altdorf UR berichtete (27.10.1941):³⁴⁹

In Dutzenden von Malen hörte ich schon diskutieren z.B.: äs nitzt is ja doch nit, oder, sie chennät ja nur eifach d'Gränzä schliessä u. is üshungärä, oder, miär sind ja sowiso nimm neutral, oder, G'fahr isch verbi. Ich habe eigentlich bisher nie so recht an eine organisierte 5. Kolonne in der Schweiz geglaubt u. deshalb diese Ausdrücke auch nicht als so schwarz angesehen. Wie leicht man aber gerade dadurch selbst zum Werkzeug der 5. Kolonne werden kann, ist mir klar.

Ein Schuhmacher aus Hochdorf (29.10.1942):³⁵⁰

Bei dieser Gelegenheit gestatte ich mir, Sie anzufragen, ob alle Mitglieder der Nationalen Front überwacht werden & ob in der Überwachung auch die Gebrüder Sch. in Ottenhusen, Gemeinde Hohenrain, eingeschlossen sind. Vor dem Kriege ist mir nämlich Folgendes passiert:

Ich kaufte mir einmal in Luzern wunderswegen ein Exemplar der «Front» & las dasselbe im Zuge. Einige Tage darauf erschien einer der Herren Sch. bei mir im Laden & sagte mir, dass er glaube, ich hätte Interesse an der Frontistenbewegung, da er gesehen habe, dass ich die «Front» verfolge. Er möchte mich freundlich einladen an einem mir heute nicht mehr bekannten Abend nach Ballwil ins Schulhaus zu einer Versammlung zu kommen. Damit hat also Herr Sch. mir seine

Gesinnung geoffenbart. Ich war allerdings nicht in der Lage, meine Antwort in Freundlichkeit zu kleiden, weil mich diese Einladung schwer erregte [...]
Vor ca 6-8 Monaten ist der jüngere Bruder dieses Sch. wieder bei uns im Laden vorgeschrieben als Reisender bei der Privatkundschaft, einmal vertrieb er ein Fensterabdichtungsmittel & das 2. Mal eine Ersatzwichse o. aehnli. Nun weiss ich nicht, ob meine Beunruhigung begründet ist & ob ich gut tue, wenn ich meinen Verdacht Ihnen mitteile, glaube aber, dass die Zusammenhänge dies rechtfertigen. Ottenhusen ist sehr nahe bei Ballwil gelegen. Der Besuch v. Schule, Kirche, Station wird fast ganz in Ballwil getätigt. Die Sch., bes. die Jüngern könnten ca in ähnlichem Alter sein wie der Vaterlandsverräter Feer, der in Ballwil & zwar gerade im Schulhaus wo seine Eltern das Abwartswesen besorgen, wohnte. Auch finde ich persönlich den Umstand eigentümlich, dass ein junger, gesunder, kluger Mann mit gutem Aussehen gerade heute in einer Zeit wo richtige Arbeit in Fülle vorhanden ist, ein Privatreisegeschäft betreibt. Ich finde diese Privatreiserei für die Geheimhaltung unserer Landesbefestigungen gefährlich, besonders dann, wenn sie v. Leuten wie die Sch., welche wie ich zu vermuten Grund habe, nicht einwandfreier Gesinnung sind, ausgeübt wird.

W. Graf, Zürich, empfahl einen seiner Bekannten, der für einen «einwandfreien gutschweizerischen Geist» einstehe, zur Teilnahme an den Aufklärungskursen (4.11.1942):³⁵¹

Er ist Kanzlist beim Fürsorgeamt der Stadt Zürich und macht sich nicht wenig Sorge um eine extreme deutsche Gesinnung seines Vorgesetzten, was die schweizerische Stadt Zürich nach seiner Rechnung an Sympathieunterstützungen mindestens die Kleinigkeit von ca. 10'000 Fr. pro Jahr kostet. Es sind allerdings noch viele andere nationalsozialistisch gesinnte Beamte der Stadtverwaltung, und es liegt mir sehr daran, Ihnen dieselben in absehbarer Zeit namentlich mitzuteilen.

Paul Bollmann, Zürich-Oerlikon (21.10.1942):³⁵²

Bei Anlass des Erntedankfestes der Deutschen im Stadion Zürich-Oerlikon, vom 4. Okt. 1942, gelang es mir trotz polizeilicher Absperrung ganz nahe an die hemdärmelig, zum Teil mit neuen Spaten ausgerüsteten, zum Einmarsch bereitgestellten Vereine heranzukommen. Die Art des Einmarsches und der Schulterung der Spaten zeugte von grosser Disziplin. Es fiel mir auf, dass lauter junge (bis ca 35jährige) kriegsfähige Männer in den Reihen standen. Ich stellte mir die Frage: «Welche Aufgabe haben wohl diese Männer, dass ihre Regierung es für wertvoller erachtet, sie in der Schweiz zu lassen, als zum Kriegsdienst einzuziehen»? Dass die meisten dieser Leute sehr gut Schweizerdeutsch sprechen, ausgenommen die Kommandierenden, erhöht nur ihre Gefährlichkeit und mahnt uns zur Wachsamkeit.

Ähnliche Befürchtungen äusserten im Sommer 1942 verschiedene Basler Gewährsleute über Aktivitäten reichsdeutscher Jugendlicher, die mit ihren Eltern in der Schweiz wohnten. Werkmeister Johann Grauwiler sandte dem Aufklärungsdienst eine Zeitungsnotiz, laut der 1'200 solche Jugendliche ein Schulungslager in Freiburg im Breisgau besucht und schon beim Besteigen ihres Zugs in Basel durch laute «Sieg-Heil-Rufe» auf sich aufmerksam gemacht hätten. Dazu schrieb der Werkmeister (24.7. 1942):³⁵³

Mit schweren und bald unerträglichen Mitteln erhalten wir eine Armee [aufrecht], auf die wir volles Vertrauen haben, und schauen dabei gemächlich zu, wie eine fremde Macht mit bekannten und bewährten Methoden unsern Staat langsam aber sicher unterhöhlt.

Einmal sind es Geländeübungen, die von largen Kantonsregierungen der deutschen Jugend bewilligt werden, jetzt wieder Schulungslager zum Nazionalsozialismus, um die in der Schweiz ansässige deutsche Jugend auf unsere bis jetzt noch schweizerisch gesinnte Schuljugend los zu lassen. Gar nicht zu reden, was bei den erwachsenen Deutschen, in Vereinen und Verbindungen organisiert wird um für ihre uns völlig fremde Idee zu werben. Das ganze zielbewusste und senkrechte Schweizervolk erwartet endlich scharfe Massnahmen gegen solche Einmischungen in unser Volksempfinden.

Das Büro von Dr. Lindt antwortete (13.8.1942):

Wenn wir auch das Verhalten dieser Jungen auf Schweizerboden sehr kritisieren, können wir doch deren Reisen in ihr Heimatland nicht verhindern, da diese Ausreisen Gegenstand vertraglicher Abmachungen zwischen der Schweiz und Deutschland sind. So dass es dadurch auch unseren Schweizerkindern in Deutschland möglich ist, die Ferien in der Heimat zu verbringen.

Wenn die ausländischen Kinder anlässlich ihrer Ausreise die Uniform ihrer Jugendorganisationen eingepackt mit sich führen, so verstossen sie damit nicht gegen das Gesetz betr. das Tragen von Uniformen.

Selbstverständlich können Aufenthalte und Schulungslager solcher Art die Aufgabe der schweizerischen Lehrerschaft unter Umständen sehr erschweren, doch dürfte durch geeigneten Geschichts- und staatsbürgerlichen Unterricht dieser Gefahr weitgehend entgegengesteuert werden.

Der St. Galler Oberleutnant Garonne machte seinerseits Beobachtungen, die ihn beunruhigten (7.4. 1944):³⁵⁴

Es wird gefragt: Ob eigene und fremde Volksschädlinge genügend von der eigenen Polizei beobachtet werden? So, dass im Ernstfalle solche Elemente sofort verhaftet oder erschossen würden um keinen Schaden zu stiften. Ob solche überhaupt bekannt sind.

Es ist mir eine (deutsche) Gemeinschaft bekannt, die im Jahre 1940/41 straff in Kampfgruppen organisiert war. Jede Gruppe mit besonderem Auftrag. (U.a.: Verhindern des Einrückens schweizerischer Wehrmänner.) Wie diese Gemeinschaft heute noch organisiert ist, ist mir weniger mehr bekannt.

Auf die Frage des Aufklärungsdienstes, um welche Gemeinschaft es sich denn handle, schrieb der Oberleutnant ein paar Tage später:

Es handelt sich um die deutsche Landsmannschaft des Institutes auf dem Rosenberg, St. Gallen. Dieselbe besteht aus ca. 50-60 fanatischen jungen Leuten, welche allerdings den «Gauführer» S. (Turnlehrer) durch dessen Einrücken an die Ostfront verloren haben. Abgesehen davon ist es im Übrigen bekannt, dass die Direktoren des Institutes sehr stark nationalsozialistisch eingestellt sind. Für weitere Auskünfte stehe ich Ihnen zur Verfügung.

Da ich selbst während 5% Jahren im Institut am Rosenberg als Verwalter tätig war, habe ich genügend Einblick in die Sachlage erhalten und allerdings auch die Politische- und Fahndungspolizei in St. Gallen hierüber orientiert.

Während der Aufklärungsdienst versuchte, seine Vertrauensleute mit dem Hinweis auf das behördliche Auge zu beruhigen, das über alle derartigen Umtriebe wache, tönnten seine internen Kommentare zuhanden der übergeordneten Instanzen alarmierender. Hier ein Auszug aus dem vertraulichen Bericht vom 2. Juli 1942 betreffend Geländeübungen:³⁵⁵

Dass Organisationen der deutschen Kolonie im schweizerischen Grenzgebiet Geländeübungen abhalten könnten, liess Zweifel an der nötigen Wachsamkeit der zuständigen Instanzen aufkommen. «Gute Schweizer, die im Grenzgebiet photographieren, werden verhaftet. Aber paramilitärische Organisationen können im gleichen Gebiet ungestört Kartenlese-Übungen veranstalten.» «Was nützt es, beträchtliche Truppen für den Wachdienst bereit zu stellen, wenn so etwas geschehen kann?» So lauteten die Stimmen, die ausgehend von Baselland und Baselstadt, ihr Echo in der ganzen Deutschschweiz fanden. Die Aufregung über diesen Fall hat sich bis heute nicht gelegt. Da keine öffentliche Stellungnahme erfolgte, die dem Volke gezeigt hätte, dass die Angelegenheit untersucht werde, setzt sich der Eindruck fest, unsere Regierung müsse solche Geländeübungen dulden. Zahlreiche Schweizer versteifen sich darauf, eine ganze Anzahl von Massnahmen oder die Unterlassung von Massnahmen mit einem ominösen Wort zu erklären: Ausländischer Druck. Auch hier musste zur Erklärung des offiziellen Stillschweigens dieses Wort herhalten. Aufmerksam und beunruhigt verfolgten die Vertrauensleute auch merkwürdige Umtriebe im Einzugsgebiet kriegswichtiger Anlagen oder Fabriken.

Werfen wir einen Blick auf die Innerschweiz, wo Fürsorgerin S. Borer-Epp, Erstfeld, destruktive Kräfte am Werk sah (18.3.1943):³⁵⁶

Auf unserem Platze, wo eigentlich nie viel Militär stationiert ist, beschäftigt die Leute vielfach die Munitionsfabrikanlagen in Altdorf und die stete Frage taucht auf, ja wir haben in der M. F. so viele Nazis, dass der Betrieb den Deutschen besser bekannt ist als uns. – dann: Wie kommt es, dass so viele Frontier & Nazibrüder in der M. F. weiter ihr Brot verdienen und ungeniert sich mit ihrer Politik & steten dreckigen Kritik an unserer Staatsform brüsten dürfen, ohne herausgejagt zu werden. Hiezu ein Fall.

Ein Munitionsfabrikarbeiter, wohnhaft in Erstfeld in Untermiete bei Fam. Püntener, Säge, hat seit längerer Zeit den Hausgenossen Naziliteratur in die Hände zu spielen versucht. Sein Gruss lautete: Tach Genossin! Bis ihm dies energisch verboten wurde. Dabei schimpft er weidlich über unser Militär, seine Funktionäre, nannte den General «Güselheiri», verteidigte jegliche Gebräuche im heutigen Nazideutschland und gefiel sich darin, als Polenfresser alles in Grund und Boden zu verfluchen, was mit dieser Saubande zusammenhing. Zeugen: Schwestern Zraggen. (Diese Schwestern Zraggen waren als Wäscherinnen wöchentlich im Intern.Lager & wurden ihrer gutmütigen Haltung wegen aufs Schwerste verleumdeter.)

Auch Kantonsoberrichter Max Oechslin schien verdächtig, was sich im Umfeld der Munitionsfabrik abspielte (28.3.1943):

Ich möchte Sie bitten, nachfolgender Angelegenheit nachzugehen: Die Liegenschaft Weisshaus in Altdorf, welche direkt vor dem Eingang in die eidg. Munitionsfabrik steht, wurde von einem Italiener erworben (Domenico B. [...], der als Faschist bekannt ist und ständige enge Fühlung mit dem ital. Konsulat in Luzern und Zürich unterhält). Er hat die Liegenschaft gehörig umgebaut, und es wäre dringend erwünscht zu untersuchen, welche Mieter er untergebracht hat. Nach meinen Beobachtungen ist im obersten Stockwerk des neuen Wohnhauses ein Mieter untergebracht, welcher sogar in der M+F Altdorf arbeitet und besondere Beobachtung verdient. Nähere Auskunft erhalten Sie auch durch Herrn Major Rud. Hardmeier, Adjunkt der eidg. Munitionsfabrik.

Wie sich der Blick mancher Bürgerinnen und Bürger für vermutete Spionagedhandlungen im Lauf der Zeit schärfte, zeigt das Beispiel des Zürchers Fritz Zwahlen. Der unternahm im Sommer 1942 eine Ferienreise mit der Furka-Oberalp-Bahn und leistete sich im Speisewagen der deutschen Mitropa-Gesellschaft einen Kaffee. Als er ein Jahr später zu Hause aufräumte und alte Rechnungen wegwarf, fiel ihm die Mitropa-Quittung wieder in die Hand – und sogleich verfasste er einen Bericht nach Bern (12.6.1943):³⁵⁷

Nun finde ich es doch reichlich leichtsinnig, wenn wir deutsches Speisewagenpersonal auf unseren Bergbahnen mitten durch wichtiges Festungsgebiet gondeln lassen & dies Tag für Tag. Ich nehme an, dass dies auch heute noch der Fall ist & gestatte mir, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Ganz besonders heikel wurde es, wenn – was oft der Fall war – der Schatten der fünften Kolonne auf Angehörige der Armee fiel. Schon in den ersten Monaten, nachdem der Aufklärungsdienst seine Tätigkeit aufgenommen hatte, trafen in dessen Büros besorgte Berichte ein. Allein der Fall des Obersten Däniker drohte, wie zahlreiche Rapporte belegen, alle Mühewaltungen der geistigen Landesverteidiger wieder zunichezumachen. Möglicherweise war auch von den Untersuchungen etwas durchgesickert, die der General mit Geheimbefehl vom 10. Mai 1940 gegen 124 verdächtige Offiziere angeordnet hatte.³⁵⁸ Am 15. Oktober 1941 schrieb Dr. Lindt in einer Lageanalyse:³⁵⁹

Die Öffentlichkeit wird von der Frage beschäftigt, ob die 5. Kolonne in unserer Armee Eingang gefunden habe. Das Misstrauen gegen rechtsextreme Offiziere ist sehr gross, und hauptsächlich dann gefährlich, wenn erklärt wird, gegen diese Offiziere werde einzig aus Furcht vor dem Auslande nicht durchgegriffen. Da die Denkschrift Däniker ziemlich in allen Kreisen verbreitet und diskutiert worden ist, kann die Vertrauenskrise, die der Fall Däniker hervorgerufen hat, wohl einzig durch eine offiziöse Verlautbarung behoben werden.

Wie aus den Tätigkeitsberichten zu schliessen ist, konnten gewisse Ahnungen und Vermutungen nie ganz aus dem Weg geräumt werden. Nach den schwierigen Sommermonaten 1940 hatte die Bevölkerung zwar wieder Vertrauen gefasst, sie blickte zuversichtlicher in die Zukunft, und sie tat es umso eher, je weiter sich die Kriegsschauplätze von den eigenen Grenzen entfernten und je deutlicher sich die deutsche Niederlage in Russland abzeichnete. Doch von einem in sich ruhenden oder unerschütterlichen Grundvertrauen zu sprechen, wäre fehl am Platz, weil das Grundübel noch immer drohte. Daher blieben die Leute des Gesinnungskaders hellhörig. Die Männer äusserten ihre Beobachtungen eher auf robuste, von diesem und jenem Diensterlebnis geprägte Art, die Frauen eher nachdenklich und reflektierend.

Ida Angehrn, Sekretärin der St. Galler Sektion des Katholischen Frauenbundes (7.3.1942):³⁶⁰

Letzthin wurde ferner in einer Diskussion die Behauptung aufgestellt, dass wir ja nach Prof. Ragaz allein auf dem Platze Zürich mehr denn 100 nationalsozialistische Offiziere hätten u. wohl noch mehr in Basel. Auf meine Äusserung, man möchte diese Broschüre zeigen, wurde erklärt, «der Bund habe sie ja beschlagnahmt, weil man von solchen Zuständen nichts sagen dürfe». – Was hätte ich hier



Abb. 32: Goldstickereiarbeit – und ihr Resultat: Nicht alle, die solche Waffenröcke trugen, hatten das Vertrauen der Bevölkerung.

antworten sollen? u. antworten können? Ich kenne in etwa Ragaz u. weiss, dass man ihn nicht überall ernst nimmt.

Ihr antwortete H&H-Chef Oberst Frey persönlich und umgehend (10.3.1942):

Es gibt nationalsozialistische Offiziere in Zürich. Es sind solche schon verhaftet und verurteilt worden. Dass es in Basel wesentlich mehr haben soll als in Zürich, ist ganz sicher nicht wahr. Man verhält sich, durchschnittlich gesehen, in Basel viel geschlossener abwehrend gegenüber dem Nationalsozialismus, als das z.B. in der Ostschweiz der Fall ist.³⁶¹ Davon, dass es in Zürich 100 solcher Exemplare geben soll, ist uns nichts bekannt, und das ist sicher weit übertrieben.

Was die Broschüre Ragaz anbetrifft, so stimmt es, dass deren Vertrieb verboten ist und dass sie wohl auch mit Recht verboten werden musste. Das Verbot erfolgte nicht wegen des allgemeinen Inhalts der Schrift, sondern weil auf einer Seite derselben dem Sinne nach ausgeführt war, die Schweiz müsse aus weltanschaulichen Gründen nicht mehr neutral bleiben, sondern müsse in diesem Kriege Partei ergreifen. Dass eine Publikation, welche die Forderung nach Aufgabe der Neutralität enthält, selbstverständlich nicht gestattet werden darf, ist klar.

Frau Caviezel aus Erstfeld, eine engagierte Rapport-Schreiberin, meldete Ende November 1942, nach ihrem Empfinden fehle es an Vertrauen in Armee und Behörden. Eine solche Botschaft, antwortete ihr der Aufklärungsdienst, vernehme man aus ihrer Feder zum ersten Mal; man wäre dankbar, wenn sie ihre Überlegungen ausführlicher zu Papier bringen könnte. Das tat Frau Caviezel ausgiebig (5.1.1943):³⁶²

Lassen Sie mich diese Leute in 2 Gruppen einteilen. Nach meinen Erfahrungen gehören zur 1. Gruppe mehr wohlhabende Leute, die [...] beständige Angst vor einer Verarmung haben. Solche, deren Eltern nach eigener Aussage das Geld im letzten Krieg erworben haben. Diese würden auch heute nur zu gerne in die gleichen Fusstapfen treten und es schmerzt sie, dass sich nicht alle Kontrollstellen bestechen lassen. Diese Leute wollen eben nicht glauben, dass sich unsere Behörden samt Bundesrat in einem kritischen Moment bewähren würden. Ihre Überzeugung ist, dass alle miteinander auf die Seite abdrehen würden, wo Ihnen selbst den Grössten Vorteil, unbekümmert um das Volk [*sic!*]. Ich versuchte mein Möglichstes, ihnen eine bessere Meinung beizubringen, leider ohne Erfolg. Zuletzt antwortete mir nur ein Schweigen mit Kopfschütteln und einem ungläubigen Lächeln begleitet. So oft ich Gelegenheit hatte, in dieser Gruppe an einer Aussprache teilzunehmen, zeigte sich das gleiche Bild. Sie sind sich aber bewusst, dass solche Meinungen nicht öffentlich diskutiert werden sollen.

Die 2. Gruppe sind ganz andere Leute. Solche wo ich überzeugt bin, dass es gute senkrechte Schweizerinnen sind. Frauen die viel tun für unsere Soldaten. Darunter gibt es

solche, die ihre ganze freie Zeit in den Dienst der Fürsorgetätigkeit stellen. Frauen, die unsere Heimat über alles lieben und bereit sind, alles zu tun um unser Land zu erhalten. Und ich bin überzeugt, dass es bei ihnen nicht nur Phrasen sind, denn sie beweisen es schon heute. Gerade dort musste ich feststellen, dass sie starke Zweifel hegen an unserer Armee. Nicht betreffend Tüchtigkeit und Ausbildung, sondern am Durchhaltewillen. Sie glauben, dass unsere Armee zu sehr durchsetzt ist von der 5. Kolonne. Sie glauben, dass der Verrat um uns so gross ist, dass wir darin ersticken würden. Sie glauben nicht, dass unsere Armee so lange durchhalten würde wie z.B. Finnland. Mit ihren eigenen Aussprüchen, sie haben Angst, dass unsere Armee moralisch zu morsch sei. Diese Worte fielen nur in unserem engsten Kreise und ich erschrak bis ins Innerste. Viel habe ich daran gedacht in all den verflorenen Wochen. Zu niemand sprach ich davon weil ich selber wollte fertig werden damit. Ich sage mir, dass dem nicht so sei, dass unsere Männer tapfer kämpfen würden. Aber wenn dann wieder an den Tag kommt, wie es immer wieder Verräter gibt, sogar unter den Offizieren, dann frag ich mich, ob jene Frauen recht haben. Ich darf Ihnen versichern, dass ich keine Wetterfahne bin, aber zugeben muss ich, dass mir das alles viel zu denken gibt [...] Ihrer Antwort sehe ich deshalb mit sehr grossem Interesse entgegen.

Die Antwort beschränkte sich auf ein paar Angaben zur Nationalen Front und ging nicht auf die immerhin ernsthaften Reflexionen von Frau Caviezel ein.

Breiten Raum nahmen in den Berichten jene Offiziere ein, die in politischer Hinsicht auf Abwege geraten waren. «Nazi», «Rechtsextremist», «unzuverlässiges Element» – die Vertrauensleute hielten nicht hinter dem Berg mit solchen Zuschreibungen für Kaderleute, wie sie auch die tiefe Besorgnis darüber nicht verhehlten, dass ausgerechnet im «Bollwerk» Armee solche Figuren ihr Unwesen trieben.

E. Häberli, Werdthof, beschwerte sich über einen Obersten, der sich geweigert habe, einen engagierten Major und einen tüchtigen Oberleutnant zu befördern (16.1.1942);³⁶³

Man kann nicht ruhig zuschauen, wie ein Herr Oberst, der vor jungen Offizieren die Demokratie als «Füdlbürgerertum» bezeichnet hat, wie dies im vorliegenden Falle ist, charakterfeste Männer und echte Demokraten zur Seite stellt, vielleicht nur deshalb, weil man einem gewissen Stande abhold ist.

Es sind mir auch Sachen aus der A.U.O.S. in Thun zu Ohren gekommen, die mir sagen: Man sollte den Herren Instruktionsoffizieren doch auf die Finger klopfen, bevor sie das, was Herr Minger zusammengeführt hat und Sie bestrebt sind, weiter auszubauen, zerschlagen haben.

Drogist J. Niedermann aus Luzern meldete (19.11.1942):³⁶⁴

Kürzlich konnte ich ein Gespräch zwischen 2 Herren belauschen, das mich nicht gerade angenehm berührte. Es drehte sich um einen Hauptmann, der nächsten Frühling befördert werden soll und als Instruktionsoffizier in den Schiessschulen wirkt. Dieser Offizier soll ein überzeugter Nazi sein. Der Erzähler gab aber den Namen des Offiziers nicht bekannt, da er ein Freund sei. Vielleicht ist es Ihnen möglich, etwas Näheres aufzustöbern. Ich habe überhaupt das Gefühl, dass sich noch viele solche Vögel in unserm Offizierscorps befinden. Es wäre an der Zeit mit diesen Herren abzufahren.

Gewerkschafter Eugen Hagen aus Zürich-Albisrieden, der schon den Aktivdienst 1914-1918 mitgemacht hatte, rapportierte über einen Kurs (8.11.1942):³⁶⁵

In der Diskussion wurde die Frage betr. den Fröntieroffizieren aufgeworfen. Befremdend stellte ich fest, dass Herr Oberst Werder [*Referent*] der Beantwortung dieser Frage auswich. Ich sowie meine Kollegen hätten eine scharfe Distanzierung erwartet. Weshalb diese Ausweichung? Wenn man die Abwehrkräfte in der Bevölkerung zum Abwehrkampfe sammeln will, dann darf es keine Rücksicht auf diese Kreise geben, die als Sammelbecken der Landesverräter anzusehen sind. Herr Oberst Werder hat sich mit aller Deutlichkeit für die gefällten Todesurteile ausgesprochen. Wir unterstützen diese Auffassung voll, aber man muss auch die Quellen verstopfen, welche diese Sumpfpflanzen erzeugen.

Auch Emil Leuenberger aus Zürich fand es merkwürdig, dass an einem anderen Kurs die heikle Thematik umschiffet wurde (26.10.1942):³⁶⁶

Nicht behandelt auf dieser Konferenz blieb das Problem der 5. Kolonne. Allerdings aus begrifflichen Gründen. Und doch brennt uns dieses Problem am meisten. Bestehen doch Gründe zu der Vermutung, dass die Kolonne sowohl in die Ortswehren wie in die Armee hineinreicht. Es ist auch bemühend, fast lähmend, zu sehen, wie ungeniert und unbehelligt die Kolonne in ihrem Kameradschafts – haus in Höngg mit dem weiten Umgelände ihre Übungen für Gross und Klein abhält, wie der Bund Deutscher Mädchen bei gewissen Anlässen durch die Strassen von Zürich marschiert, gleichmässig weiss gekleidet, Lieder singend, in Schritt und Tritt, gut ausgerichtet, was viel Übung voraussetzt.

Wohl weiss man, dass im Falle eines Angriffes alle Ausländer sofort inhaftiert würden, aber könnte das nicht schon zu spät sein? Erfahrungsgemäss wird ja der Moment des Angriffes erst dadurch festgestellt werden können, dass der Himmel schwarz ist von fremden Flugzeugen, Bombern und Fallschirmen. Vorher wird die Inhaftnahme kaum angeordnet werden können. Die Vertrauensleute der 5. Kolonne aber dürften über diesen genauen Zeitpunkt schon vorher informiert sein, und wenn die Inhaftnahme angeordnet werden kann, dann sind die

In letzter Zeit sind in Schaffhausen sehr spionageverdächtige, landesverräterische Elemente verhaftet worden. Jeder schweizerisch denkende Schaffbürger wird bei solchen Vorfällen von einem leichten Unbehagen befallen und er stellt sich die bange Frage, wie wird das im Ernstfalle herauskommen, mit solchen Gesellen & im Verein mit der 5. Kolonne? Auch da konnte ich schon vor ^{ein} Mal erklären, dass unversuchs schon Allerlei vorgekehrt worden sei, sodass z. B. in einem Konflikt mit Grönland (nach Oberst Frey) jeder Eskimo bei uns imert Euresster Sird in sicherer Gewahrsam genommen werde. Die allg. Ansicht war, man solle sie jetzt schon erzhängen (aber nicht die Grönländer!)

Zur Ihren Fragen unter 3.) a-d teile ich Ihnen mit, dass ich noch nie Vorträge gehalten habe. Weiter oben habe ich Ihnen ungefähr angedeutet was für Vorfälle Unbehagen hervorrufen können, wie aber das alles wieder teilweise gestrichelt werden kann, durch Bekanntgabe von vorwegl. getroffenen Massnahmen. Neue Gerüchte sind mir nicht zu Gehör gekommen, ich werde aber nicht verfehlen, in zukünftigen Fälle Ihnen solche zur Kenntnis zu bringen. Ich würde es ebenfalls sehr begrüßen, wenn der zustandene gekommene Kontakt zwischen der Sektion Meer & Land & den Kurortinseln nicht abgerissen, sondern weiterbestehen würde.

Hochachtungsvoll
 Frs. H. Affelranger,
 Kronenhalde 11,
 Schaffhausen

Abb. 33: In Schaffhausen hatten «Fröntier» mehrere Personen, die antideutsch gesinnt waren, auf schwarze Listen gesetzt und diese der Gestapo im nahen Singen übermittelt. Die Täter wurden verhaftet und bestraft.

Sabotageakte und anderes bereits ausgeführt. Die Kolonne hat ja auch ihre Listen von Leuten, die erledigt werden sollen, so dass es sich dann nur fragt, wer der Schnellere ist. Zudem besteht die 5. Kolonne nicht nur aus Ausländern, es gibt ja auch viele Schweizer darunter, geborene und eingebürgerte.

Der Basler Hans Hiltbrunner wollte wissen (20.3.1942):³⁶⁷

Was geschieht mit den Soldaten und Offizieren, die bekannt sind, mit den Frönlern in enger Verbindung zu stehen? Angenommen ist natürlich, wenn bei uns der Ernstfall eintreten würde. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, wenn ein Soldat mit einem solchen Mann auf Patrouille gehen müsste, der als ein Frontier bekannt ist. Er müsste ja immer denken, dass derselbe bei der nächsten Gelegenheit Verrat üben müsste. Wir hätten gerne die Antwort von Hr. Oberst Frey darüber gehört. Ich könnte mir einzig denken, dass aus militärischen Gründen diese Antwort uns vorenthalten würde.

Der Aufklärungsdienst beantwortete diese aus echter Sorge geschriebenen Berichte so, wie er alle kritischen Äusserungen zur Armee beantwortete – eher beschönigend, relativierend, ausweichend. Als Muster sei hier wiedergegeben, was er dem Basler Dr. rer. pol. Hans Mühlemann schrieb (26.10.1942):³⁶⁸

Den allermeisten Offizieren, denen man vorwirft, dass sie mit Deutschland liebäugeln, tut man unrecht, denn ihre Sympathie bezieht sich zumeist lediglich auf die deutsche Wehrmacht, deren Leistung sie anerkennen. Diese Würdigung ist kein Hinderungsgrund, daneben gesinnungsgemäss ein guter Schweizer zu sein. Der Prozentsatz frontistisch angehauchter Offiziere ist verschwindend klein. Sie sind dem Armeekommando bekannt und werden ständig überwacht.

Man hatte, so die generelle Versicherung an die Adresse der Vertrauensleute, alles im Griff. Auch die Überwachung sämtlicher Ausländer und anderer Individuen, die sich im Dunkeln oder Halbdunkeln bewegten. Sie alle waren, wie erwähnt, auf Listen notiert. Sie alle würden, falls es «losginge», augenblicklich verhaftet. Wie H&H-Chef Oberst Frey, flotten oder auch schrägen, das Publikum jedenfalls aufheiternden Sprüchen nicht abgeneigt, sich den Ablauf solcher Verhaftungswellen vorstellte, beschrieb er in den Aufklärungskursen so:

200

Man wird also überall Listen herausziehen und los gehfs: Ist ein Konflikt mit Grönland ausgebrochen, so nehmen wir die Liste der Eskimos zur Hand.

Es ging nicht los. Und doch wurden, zumindest im übertragenen Sinn, immer wieder Listen hervorgezogen – aber leider nicht jene, die nach Meinung vieler Stimmungsbeobachter hätten hervorgezogen werden müssen. Denn nach ihrer Meinung hätten die Behörden tatkräftiger intervenieren sollen, hätten die Aufmärsche und Geländeübungen abstellen, die extre-

mistischen Parteien und ihre geifernden Frontenblätter systematisch verbieten und den Deutschen in der Schweiz ihre grossen Mäuler stopfen müssen. Den Beobachtern entging auch nicht, dass der behördliche Mut zur Intervention erst zunahm, als die Siegerraura der Nazis sich zu verflüchtigen begann. Und sie wurden nicht müde, kritische Fragen zur unterschiedlichen Behandlung des linken und rechten Spektrums nach Bern zu schicken: Weshalb darf ein Professor Barth nicht mehr öffentlich reden? Warum nimmt man Kommunisten in Schutzhaft? Weshalb verfährt die Zensur viel strenger mit Linksblättern? Gilt das Staatsschutzgesetz nur für die Arbeiterschaft?

Der Aufklärungsdienst sah sich einmal mehr im Dilemma. Wie immer bemühte er sich, seinen Informanten gegenüber die Haltung der Behörden loyal zu erklären. Intern schlug er geradezu alarmierende Töne an. Bemerkenswert ist, was der bürgerliche Dr. Lindt, als er am 25. Mai 1943 Innenminister Etter zur Stimmung im Land vortrug, über den Unmut der Linken äusserte. Ausschnitt aus dem Dialog:³⁶⁹

Lindt: Ich muss in jeder Besprechung wieder darauf hinweisen, dass die Schonung der «Eid. Sammlung»³⁷⁰ je länger je weniger begriffen wird. Auch wenn der Überlegung, dass ein Verbot die polizeiliche Überwachung einer Bewegung erschwert, Verständnis entgegengebracht wird, bleibt doch die offenkundige Ungerechtigkeit bestehen, die in der Behandlung der kommunistischen Partei und der «Eid. Sammlung» zu Tage tritt. Die ungleiche Behandlung erschwert die Stellung der sozial-demokratischen Partei, die es leichter hätte, ihren Anhängern gegenüber das Kommunisten-Verbot zu verteidigen, wenn sie darauf hinweisen könnte, dass auch bei der 5. Kolonne von rechts die Ausbalancierung erfolgt sei [...]. Im Volke taucht auch immer wieder die Vermutung auf, dass die Schonung der «E. S.» mit Rücksichten auf das Ausland zu erklären sei.

Etter: Sie können offen feststellen, dass die deutsche Gesandtschaft oder irgend welche deutsche Stelle in keinem Falle zu Gunsten rechtsextremer Bewegungen interveniert haben. Übrigens zeigt der Bundesrat, dass er auch gegen rechts Zuschläge kann. [*Etter verwies auf kleinere Gruppen*]

Lindt: Bei den verbotenen Organisationen handelt es sich im Bewusstsein des Volkes um kleine, kaum bekannte Gruppen. Die «ES» dagegen ist die Verkörperung der rechtsextremen Bewegung in der Schweiz [...]. Das Volk hat den Eindruck, dass auch für die «ES» der Nachweis landesverräterischer Durchsetzung geleistet worden ist. Wir stellen in unseren Kursen fest, dass es immer schwieriger wird, die Schonung der «ES» erklären zu können.

Etter: Bis jetzt fehlten immer noch die juristischen Voraussetzungen für das Verbot. Immerhin unterliegt das ganze Problem der «E. S.» der Prüfung. Ich habe den Eindruck, dass es auch gegenüber der «E. S.» früher oder später zum Kurzschluss kommen wird. Das Verbot wird kommen.

Es kam Anfang Juli 1943, gut einen Monat nach dieser Besprechung. Ob und in welchem Ausmass Lindts Stimmungsberichte dazu beitrugen, lässt sich nicht eruieren.

«D'Schnörre halte»

Gegen die Gefahr, permanent belauscht und ausspioniert zu werden, zog die Schweiz mit einem Plakat ins Feld. Es zeigte einen Soldaten, Helm auf, den Zeigefinger vor den Lippen, darunter der Schriftzug: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat.» Oberst Frey beendete seine Referate zu diesem Thema kurz und bündig mit dem Befehl: «D'Schnörre halte!»

Sie wurde nicht gehalten. Das Mundwerk des Schweizers, der Schweizerin liess sich behördlich vielleicht drosseln, abstellen liess es sich nicht. Das mochte an der Tatsache liegen, dass selbst nicht übermässig gesprächsfreudige Männer, sobald sie in Uniform stecken, ein erhebliches Mitteilungsbedürfnis befällt und sie zum feldgrauen Beweis für die Richtigkeit des Bibelworts «Wes das Herz voll ist...» mutieren lässt.

Weil dem so war (und ist), eröffnete sich den Vertrauensleuten ein weites Betätigungsfeld. Sie hatten die Aufgabe, ihr Umfeld zu erziehen und gegebenenfalls zu intervenieren, wenn unstatthaft geschwätzt, fotografiert oder verdächtig in die Gegend geblickt wurde. Die einen taten sich schwer mit dieser Aufgabe, die anderen erledigten sie mit links und empfanden offenbar Genugtuung, ihre pädagogischen Triebe auszuleben.

Agnes von Segesser war wegen ihrer Vortragstätigkeit oft unterwegs per Zug. Ihr, der couragierten Publizistin, machte es wenig aus, fremde Leute zurechtzuweisen. Eine ihrer Interventionen schilderte sie so (3.7.1943):³⁷¹

Ich habe einmal mit Erfolg Nachstehendes gesagt: Im Bahnwagen, zwei Uof schwatzen hemmungslos über neue Schiessversuche, mit neuer Munition; warnende Blicke sind nutzlos. Beim Aussteigen wende ich mich den Beiden zu und sage lachend und sehr laut: «Meine Herren, ich danke Ihnen! Es war sehr interessant. Mir ist das Zuhören nicht verboten, aber Ihnen das Schwatzen. Wäre ich ein Spion, ich hätte nun ein schönes Material bekommen.» Perplexes Schweigen folgte; das Publikum lacht, und ich höre im Weggehen hinter mir die betretene Bemerkung: «Isch es ächt Eini gsy?»

Gertrud Bähler, Basel, referierte in ihrem Rapport nicht nur, wie sie einem Nachbarsbuben ausgetrieben hatte, das Horst-Wessel-Lied (Parteihymne der NSDAP) zu singen und eine deutsche Mieterin im Haus in den Senkel stellte, sondern auch Folgendes (10.5.1944):³⁷²

Generaladjutantur, Sektion Heer und Haus,
Aufklärungsdienst.
Feldpost.17.

1/26/Ha/Fr

Ich danke Ihnen für die Zustellung des kleinen Mahn-
kärtchens. Dessen Verwendung gestern ergab Lümmeleien!

Tatbestand kurz folgender: ich reise mit Zug 10.50 ab Luzern
am 13.X.44, aufgefordert einen EK auf Axenfels zu besichtigen.

In Goldau hebt im zunächstliegenden Abteil (Doppelabteilwagen)
ein lautes Gespräch von Soldaten an. "... wir kommen von da..
gehen jetzt ins Misox "usw. Mit Ueberwindung der bekannten
Hemmung gestatte ich mir, den Betr. die übliche Mahnung zu
sagen; Ergebnis: Unhöflichkeiten, das gehe mich nichts an.
Ich zeige das Kärtchen: Reaktion dieselbe, Höhn und Spott.
Ich lese den Satz aus Ihrem Schreiben vom 19/5.44: "Ein Sold-
dat, der im Eisenbahnabteil über militärische Belange spricht
und insbesondere den Standort seiner Truppen bekannt gibt,
vergeht sich gegen das Schweigegebot", - unter Erwähnung mei-
nes Auftrages. Es handelt sich um 2 Soldaten Achselno. 84, mit
Appenzellerdialekt. - Ein Zivilist aus der Gegend mischt sich
grob darein: blöde Wybervölcher, mr sind bald so wyt wi dusse,
Sie wissen ja doch alles, was einem Abteil sitzende anscheind.
Deutsch-höhnisch bestätigt; ~~inzwischen~~ indessen eine andere Dame
angewidert meint: "ils ne savent pas ce que c'est la guerre!"
Um Weiterungen zu vermeiden, verliess ich das Abteil und wartete
im Corridor die Ankunft des Zuges in Brunnen ab. - Auf dem
Wege zur Morschabbahn eilte mir der grobe Zivilist (aus der
Gegend) nach, und fuhr mit seinen Belästigungen fort, bis ich
ihm eidgenössisch und mit dem Regenschirm deutlich weiteres
verbat. (Er beabsichtigte ägenscheinlich, mich von der verheisse-
nen Mitteilung an Heer und Haus abzuhalten).

Ich gebe Ihnen diese Darstellung etwas ausführlich aus
zwei Gründen: 1.- behaupteten die Soldaten in ihrem Gespräch
untereinander etwas kleinlauter: das sei Unsinn, von Schweigen
zu reden, das habe am Anfang gegolten und es habe ihnen gar
niemand so etwas verboten, - es schreibe ja jeder heim und erzähle
es, wo sie Dienst täten. - Falls das wirklich zutrifft,
und die Truppe nicht orientiert wird, dass würde man sich
lieber solche Rencontres ersparen, da alsdann unnütz und auf-
reizend. - 2.- Wäre es m. Er. sehr notwendig, dass auch bei
Vorträgen unter der männlichen Bevölkerung etwas mehr Aufklä-
rung stattfinden würde. Frauen nehmen die Aufklärungen willig
und aufgeschlossen hin; bei der männlichen Bevölkerung trifft
man mehr und mehr eine wurstige Ferienstimmung an, die bedenk-
lich ist. Und noch etwas: eine höhnvolle Stimmung gegenüber
der Frau im Allgemeinen. Mich fächt es wenig mehr an, ich
habe jenes Alter überschritten, wo Solches Überrascht. Aber
ich glaube, die Schweizerfrau habe in diesen 5 Kriegsjahren
ihren redlichen Anteil an der aufrechterhaltung der inneren
Front geleistet, sei es in diesem oder jenem Arbeitsbereich.

Und man muss sich nicht verwundern, wenn Eltern, die es

Auf Ostern fuhren mein Gatte und ich zu meinen Eltern. In Olten stieg ein Korporal ein und wurde von einem jungen Stadtberner im Abteil hinter uns gerufen. Sehr bald waren die beiden in lebhaftes Gespräch verfallen und recht weit hörbar. Nach Aarburg bin ich aufgestanden, habe sie fest angesehen und den Kopf langsam verneinend geschüttelt und habe mich niedergesetzt. Bis nach Langenthal war es still hinter mir. Erst nachher wussten sie sich in einem andern Gesprächsstoff zu ergehen, als dem was sie im Dienst leisten.

Der erst 19-jährige Beat Bischoff aus Tübach SG hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, auf der Strecke Goldach-St. Gallen, die er täglich zweimal im Zug fuhr, heimkehrende oder einrückende Soldaten in militärische Gespräche zu verwickeln, um den Grad ihrer Verschwiegenheit zu prüfen. Seine Erkenntnis (7.4.1943):³⁷³

[...] ich musste die betrübliche Feststellung machen, dass es abgesehen von einigen Ausnahmen, die mir rundweg ins Gesicht sagten, dass sie nichts verraten dürfen, es viele Soldaten gibt, die höchst unbedacht gegenüber Zivilpersonen Angaben preisgeben, die ohne Übriges unter die Kategorie militärische Geheimnisse zu klassieren sind.

Auf solche Tätigkeitsberichte reagierte der Aufklärungsdienst mit anerkennenden Worten: «Sehr lobenswert», «Ihr Bericht hat uns besonders gefreut», «weiter so». Die Methode des eifrigen jungen Mannes aus Tübach aber erregte eher Missfallen. Es sei falsch, wurde ihm geantwortet, dem Soldaten «auf harmlose Art» Geheimnisse abzulauschen. Man müsse diesem vielmehr in aller Bestimmtheit erklären, er dürfe von diesen Dingen nicht reden. Jeder sei dazu befugt, «sofern er sich als vollwertiger Eidgenosse betrachtet».

Auf Anerkennung dagegen stiess die Spionageübung, die Rudolf Frei und seine Pfadfinderabteilung durchführten. Dazu der von «Keck» und «Elch» verfasste Rapport (8.9. 1944):³⁷⁴

Nachdem wir unsere Befehle erhalten hatten, liefen wir die Strasse nach Rheineck hinunter und bemerkten die Gasthöfe Rössli + Adler in denen Truppen lagert. Vor dem Rössli kamen wir in ein Gespräch mit einem Soldaten. Wir konnten von ihm einiges erfahren. Er trieb uns aber so in die Enge, dass wir gestehen mussten, dass wir Pfadfinder waren; denn wir hatten uns vorher in Zivil umgezogen. Das geschah darum weil Elch befürchtete, man sage den Pfadfindern alles, er wollte aber versuchen, ob man auch in Zivil etwas herausbringen könne. In dem Gespräch konnten wir ermitteln dass im Rössli das Wachtlokal und die Krone ein Quartier sei. Weiter konnten wir erfahren, dass sie Tankbüchsen mitführen und ihr nächstes Ziel Bühler und zugleich Entlassungsort sei.

Ins Visier der Vertrauensleute gerieten auch Personen, die fotografierten. Sekundarlehrerin A. Brüttschlin aus Luzern meldete (9.10.1943):³⁷⁵

Wir haben selber einmal erlebt, wie eine basierisch sprechende Frau auf der Fahrt dem Bürgenstock entlang die Hänge photographierte, und als zwei Damen dagegen protestierten, gab der Mann die freche Antwort, er wisse als Soldat nichts von einem Verbot. Der benachrichtigte Schiffskontrolleur versprach, sich der Sache anzunehmen, kümmerte sich aber überhaupt nicht um die Leute, die in Vitznau unbehelligt ausstiegen. Ich meldete das Vorkommnis einem Herrn, der es anzeigen wollte. Durch solche Vorfälle wird man eben misstrauisch gegen das Treiben auf den Schiffen, auf denen zwar jetzt eine bessere Aufsicht zu sein scheint.

Arzt und Sanitätshauptmann Weidmann stellte während eines Sonntagsausflugs auf die Rigi einen Mann, der mit einer Leica «auf sämtliche Richtungen hin Aufnahmen machte» (9.10.1944):³⁷⁶

Darauf wurde er sehr ausfällig mir gegenüber (ich hätte ihm nichts zu sagen, und ich solle zum mindesten vorher die Uniform anziehen) und eine Dame in seiner Begleitung in sehr zweifelhaftem Aufzug und unanständigsten Manieren apostrophierte ihn mit groben Bemerkungen mir gegenüber vor weiterem Publikum. Ich beharrte nun darauf, auch in Zivil das Recht zu haben, ihn auf das Verbot aufmerksam zu machen, wies mich ihm gegenüber aus (mit einer Ausweiskarte für Filmreporter No. 57) und verlangte seine Personalien: G. L., Damen-Coiffeur, Bahnhofstrasse 82, Zürich, worauf ich mich mit Gruss entfernte.

Frau Dr. Rösy Seeger-Meyer aus Weinfelden wiederum machte anlässlich einer Exkursion eine positive Erfahrung (12.6.1943):³⁷⁷

Auf einem Ausflug vom Melchtal nach Frutt hatte ich während einer Stunde die Begleitung eines etwa 14jährigen Sennenbuben. Er war sehr aufgeweckt und erzählte lebhaft von seiner Arbeit und dem Berglerleben. Wir kamen an den grossen Militärlagern vorbei. Da wollte ich sehen, ob die Kinder der Gegend wohl vor bewussten Ausfragern gewarnt worden seien. Also fragte ich ganz harmlos, ob es viel Soldaten in dieser Gegend habe und ob sie in diesen Baracken schlafen. – Der Bub sah mich an, sagte lange nichts und dann: «Das chönt i jez nid emol säge», und sprach von einem Murmeltier. Auf die Gefahr hin, von dem Buben für verdächtig gehalten zu werden, fragte ich weiter oben nochmals vor einem Lager: Sind denn alle diese Baracken besetzt und was arbeiten die vielen Leute? Ich bin überzeugt, dass der Bub das weiss, denn er geht ja oft da vorbei und sieht obendrein von seiner Alp auf das Lager hinab. Und zu meiner Freude sagt er wieder: «Ich weiss halt nid, das isch nid immer glich», oder so ungefähr waren seine Antworten. Von dem Bürschlein könnten noch manche erwachsenen Eidgenossen und Genossinnen lernen, nicht?

Die Antwort aus Bern:

Besonders gefreut hat uns Ihre Mitteilung über Ihren senkrechten, jungen Ausflugsbegleiter. Hoffen wir, dass dieser gesunde Geist überall eindringt.

Doch allgemeine Verschwiegenheit – als Ausdruck des gesunden Geistes – wollte sich offensichtlich nicht einstellen. Andernfalls wären kaum Tag für Tag besorgte Meldungen der Vertrauensleute eingegangen. Dr. Lindt leitete solche Berichte intern regelmässig an die verantwortlichen Instanzen weiter, unter anderen an den Sicherheitsdienst der Armee. Diesem schrieb er Ende Oktober 1942, das Schweigeplakat sei seit längerer Zeit in Vergessenheit geraten, was nicht verwundere: «Denn jeder Reklamefachmann weiss, dass ein Plakat nach einiger Zeit nicht mehr beachtet wird und durch ein neues ersetzt werden muss.»³⁷⁸ Der Sicherheitsdienst kam der Aufforderung nach, allerdings zeigte auch die Neuauflage keine flächendeckende Wirkung.

Kapitel 14

«Jeder ein Privatdetektiv für sein Vaterland»

Die Anzeigepflicht machte Tausende zu Denunzianten

Wie Anna Herzog, Briefträgers, Ermatingen am Untersee, ging es manchen Schweizerinnen und Schweizern, insbesondere jenen, die entlang der Grenze zu Deutschland lebten. Man war unsicher, wusste nicht recht, wie man sich verhalten sollte. In dieser Gemütslage wandte sich Frau Herzog an den Aufklärungsdienst (25.3.1943):³⁷⁹

Ich möchte Sie nun einmal anfragen, wie es ist, denn oft hört man in hier von Elementen, die unserem Nachbarstaat beziehungsweise dem Nat. Sozi, zu stimmen; geht man ihnen aber nach so hat man doch keine Belege, u. doch vermutet man unter solchen Leuten allerlei. Soll man Ihnen solche Leute melden? U. kann man hiemit nicht in Unannehmlichkeiten verwickelt werden? Man hört immer, u. doch ist nichts zu erfassen, ich war auf diese Leute immer aufmerksam, aber sie erscheinen mir unschweizerisch.

Ja, man sollte solche Leute melden. Man musste sogar. Gestützt auf seine Vollmachten, hatte der Bundesrat am 22. September 1939 eine Verordnung erlassen, die unter anderem festhielt: «Jedermann ist verpflichtet, ihm zur Kenntnis gelangte Tatsachen, welche die Landessicherheit berühren, der nächsten Polizeibehörde oder dem nächsten Militärkommando zu melden.» Wer dies unterliess, machte sich strafbar.

Gerüchte zerstreuen, Schwätzer zum Schweigen bringen, fotografierende Touristen zurechtweisen – das war die eine Obliegenheit der Vertrauensleute und oft keine angenehme. Im Gegensatz zu dieser im Offenen erbrachten Dienstleistung wickelte sich die Befolgung der Meldepflicht im Verborgenen ab. Dazu brauchte es weniger Zivilcourage. Einzelne Vertrauensmänner fühlten sich geradezu befeuert durch die Meldepflicht, regte sich in ihnen doch der seltsame Drang, nachrichtendienstlich aktiv zu werden. Ein Badener 207 Rechtsanwalt beispielsweise, sich selbst als «gut eidgenössisch gesinnt» einstuft, anbot sich dem Aufklärungsdienst, «streng geheim» für die Bundespolizei zu arbeiten; ein Grenzwächter in Kreuzlingen signalisierte seine Bereitschaft, Aufträge entgegenzunehmen «zwecks Ermittlung oder Beobachtung fraglicher Personen oder Komplote»; ein Gefreiter aus Ermatingen schrieb nach Bern (7.10.1942):³⁸⁰

Es kommt bei mir immer wieder vor, dass ich im täglichen Leben Leuten begegne oder Leute beobachte, bei denen man nach reiflicher Überlegung zum Schluss kommen muss, dass deren Denken, Reden oder auch Handeln bestimmt nicht gerade schweizerisch ist [...] Es handelt sich da kurz gesagt um Landesverräter in grösserem und kleinem Massstab.

Ich habe nun die Auffassung, dass man diese Leute in den einzelnen Dörfern noch mehr unter die Lupe nimmt, denn obwohl Ihnen die Hauptsünden bekannt sein dürften, erreichen diese Kreaturen dennoch, dass immer wieder neue Leute in ihr «feines Lager» hinübergezogen werden können.

Man braucht ja gegenüber diesen Leuten nicht immer Beweismittel in der Fülle, dass solche genügen würden, diese dem «Henker» zuzuspielen. Ich glaube jedoch, dass die bewiesener Massen unloyale Haltung dieser Leute bereits stichhaltig genug sein dürfte, um solche insgesamt einer schärferen Kontrolle zu unterstellen [...] Ich wäre nun gerne bereit Ihnen diesbezüglich aufs Beste zu helfen [...]

Und der Zürcher M. Guser, ein militärischer Untersuchungsrichter, drängte den Aufklärungsdienst, in den Kursen stets auch einen Justizoffizier auftreten zu lassen, dies mit der Begründung (3.11.1942):³⁸¹

Endlich könnten die Teilnehmer dieser Kurse auf die gesetzlichen Bestimmungen im allgemeinen und speziell betr. Anzeigepflicht aufmerksam gemacht werden und für die Verbreitung dieser leider nicht überall bekannten Gesetzesartikel sorgen. Unter dem Motto: «Jeder Kursteilnehmer ein Detektiv für sein Vaterland» könnte ein solcher Vortrag seinen Zweck sicher nicht verfehlen. Damit wäre auch die Spionage-Abwehr auf denkbar breiteste Basis gebracht.

Des Aufgebots von Justizoffizieren bedurfte es nicht. Die Referenten machten ihre Gesinnungsleute routinemässig auf die Pflichten aufmerksam, und das mit Erfolg. Die überraschend hohe Zahl von Meldungen über unzuverlässige Elemente zeigt jedenfalls, dass die Abwehr – nicht nur von Spionage, sondern auch von zahlreichen anderen Merkwürdigkeiten – auf breiter Basis stand.

Eine Kategorie von Tatsachen, welche die Landessicherheit berührten, kursierte unter dem Stichwort Drückebergerei. Dass man einzelne junge und gesunde Männer einfach nie in einer Uniform zu sehen bekam, löste bei vielen Zeitgenossen dunkle Vermutungen aus und liess die Vertrauensleute zur Feder greifen. Ein paar typische Beispiele.

Werner B. aus Burgdorf hatte im nahe gelegenen Lützelflüh zwei junge Männer im Visier, die ihm nicht gefallen mochten. Er teilte deren Namen dem Aufklärungsdienst mit und schrieb dazu (7.3.1942):³⁸²

Unbegreiflich ist vielen auch, dass es immer noch Schweizer jüngern Jahrganges gibt, die bis jetzt noch zu gar keiner Dienstleistung herangezogen wurden [...]

Generaldirektor	
Sekt. Heer & Haus	
21. DEC 1942	
V. J. B.	
V. H.	
F. P.	
F. V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
R. F.	
K.	
Antwort	

6. Fa

Zürich, den 19. Dezember 1942.

n40 P (50)

Generaladjutantur
Sektion Heer & Haus

S. 2

Eine Frage betrifft:

Herrn R. [redacted] Juigi, Reisender [redacted]

Obgenannter Herr müsste bei der zweiten Mobilisation mit seinem Auto einrücken, konnte sich aber wieder davon machen. Leistete auch weiterhin noch keinen Tag Aktiv-Dienst. Hat ein grosse Einkommen, ist schadenfroh über solche, die schon hunderte von Diensttagen hinter sich haben. Körperlich gesund und stark. Es wäre interessant ^{zu vernehmen} und ich wünsche dass dieser Fall untersucht wird, warum Herr R. [redacted] noch nie zu einer Dienstleistung eingezogen worden ist.

Ebenso trifft das bei

Herrn Albert R. [redacted] Sportgeschäft, [redacted] an."

Ihrer geschätzten Antwort bestens dankend
zeichnet Achtungsvoll

Gfr. O. R. [redacted]
[redacted]

Zürich 104

Abb. 35: Solche Anzeigen über tatsächliche oder nur vermutete Drückeberger erfolgten in grosser Zahl.

Beide Obgenannte sind bei den seinerzeitigen Nachmusterungen als diensttauglich erklärt worden, wurden bis jetzt jedoch nie einberufen. Gleichaltrige dagegen (auch Nachgemusterte) haben die R. S. schon längst absolviert und bereits Ablösungsdienste hinter sich. Die beiden Genannten jedoch sitzen immer zu Hause. Irgendeine krankheitliche Behinderung kann hier nicht in Frage kommen und es wird irgendeine Art «Bestechung» vermutet. Wenn es sich der Erstgenannte leisten kann, hohe Militärsteuern zu bezahlen, ist es nicht richtig, dass sich damit solche Vermögende vom Militärdienst «drücken» können. Solche Fälle rufen in gewissen Kreisen sehr starke Empörung hervor!

Berthold B., Angestellter im Zeughaus Steinen SZ, über einen Kollegen, der «in der Jugend Vollkraft» stand (12.4.1943):³⁸³

Es handelt sich um einen Kollegen, der ebenfalls hier im eidg. Zeughaus Steinen arbeitet, R. W, eidg. Zeughaus Steinen, der nie Dienst leisten muss, der nicht mal im Betriebsluftschutz erfasst ist, und der doch gesunde Glieder hat, Ski fahren kann, Velo fahren kann, und Gebirgstouren macht, alles ohne dass man ihm etwas anmerkte [...]. Wenn wir so und so lange im Dienst bleiben müssen, manchmal mehr als uns direkt lieb ist, wenn dann in einem eidg. Betrieb für diese Dienstage die Ferienberechtigung gekürzt wird, während dem ein solcher die Arbeit ohne eine einzige Unannehmlichkeit ruhig leisten kann, so begreifen Sie, dass manchmal auch eine kühle Schwyzergalle etwas mehr Giftähnliches entwickelt, dass mancher der Dienst leisten muss, halt sauer reagiert.

Dem Basler Oberleutnant E. B. wollte nicht in den Kopf, weshalb es Herrn J. aus Bottmingen gelang, sich seit 1939 von jeder Dienstleistung zu drücken (25.1.1944):³⁸⁴

J. arbeitet dabei in einem Bürobetrieb täglich 8 Stunden, bebaut daneben mehrere Aren Pflanzland. Seinen Geschäftsweg von ca. 3 km. kann er 2mal am Tag marschieren. Ist aktiver Turner und erfreut sich bester Gesundheit. Es erscheint mir rätselhaft wie ein solcher Mann von jeder Dienstpflicht befreit sein kann, umso mehr ich z.B. in meiner Kp. (Auszug) einen Handwerker mit einer Beinprothese eingeteilt habe.

Gewerbler B. in Schüpfheim schimpfte, er müsse, wenn er aufgeboden werde, immer wieder sein Geschäft schliessen, während im Dorf gesunde Leute zu beobachten seien, die keinen Dienst leisteten. Er meldete dem Aufklärungsdienst mehrere Personen, unter anderen den Oberförster, und bemerkte dazu (29.6.1944):³⁸⁵

Ich glaube bestimmt, dass der Wald der ihm zur Verwaltung obliegt, gleichwohl wächst, wenn ein solcher Herr auch einmal zum Dienst an die Reihe käme.

Folgen zeitigten solche Meldungen nicht. Für sie hatte der Aufklärungsdienst standardisierte Antworten in der Schublade. Vom Aussehen allein, schrieb er den Einsendern, könne nicht auf die Gesundheit eines Menschen geschlossen werden. Oft komme es nämlich vor, dass scheinbar Gesunde beim Durchleuchten Vernarbungen von früherer Tuberkulose aufwiesen. Daher würden diese ausgemustert, weil die Militärversicherung für die Folgen aufkommen müsste, falls im Dienst die Krankheit wieder ausbrechen würde.

Diese Fälle waren also uninteressant. Nicht aber jene, die auf Personen hinwiesen, die möglicherweise in politischer Hinsicht nicht sauber waren. Solche sprangen den Vertrauensleuten zu Hunderten in die Augen. Eine kleine Auswahl.

Karl H., Arbeiter, aktiv in der Schützengesellschaft Basel (14.12.1941):³⁸⁶

Als Kursteilnehmer am Schulungskurs in Basel fühle ich mich veranlasst, sie auf einen gewissen Wm. M. H., eingeteilt Ter.Füs.K [...] aufmerksam zu machen. Der Genannte macht in Defätismus, dass es zum Aufsehen mahnt. Wenn Worte fallen wie: dass in seiner Gegenwart nicht über Deutschland diskutiert werden dürfe im negativen Sinne, oder dass gegen Deutschland eine Gegenwehr nutzlos sei und uns nichts anderes übrigbleibe als Hände hoch zu machen. Dies alles wäre letztendlich gänzlich unwichtig, denn es gibt in unserer Armee noch viele solche Anpasser. Nach meiner Auffassung ist aber ein solches Verhalten eines U. O. der Schweiz. Armee unwürdig. [...]

Anton M. aus Rickenbach bei Schwyz (26.12.1942):³⁸⁷

Von Gerüchten ist mir nichts bekannt, aber wenn ein ärmlicher Bauersmann (Witwer), mit grosser Familie, auf dem obersten, aussichtsreichen Bergheimet vor ein paar Wochen eine I. Josefina Katharina, ledig, von Rheydt, Preussen, in St. Gallen, geb. zu Einsiedeln 1906, heiratet, dünkt einem etwas kurios und man fragt sich, ob da nicht vielleicht andere Gründe mitspielen könnten, als das Glücklichmachen dieses geplagten Familienvaters und seiner zahlreichen Kinderschar. Es betrifft dies St.F., Landwirt [...], Heimwesen G. beim Skihaus [...]. Wenn ein Ernstfall mit unserem nördl. Nachbarn eintreten sollte, so würde ich eine solche Person oder deren Benehmen nur mit dem grössten Misstrauen beobachten. Das nur so ein kleines Beispiel, wie man etwa bei uns drüber denkt.

Präsident G. des Steinarbeitervereins in Zürich (22.1.1943):³⁸⁸

Inbezug auf meine Beobachtungen habe ich Ihnen mitzuteilen, dass im Lokal z. National an der Kasernenstrasse eine ganze Anzahl von Schweizerbürgern verkehrt, die im Hitlergruss eine grosse Fertigkeit an den Tag legt. Zweifelsohne geht dort manches,

V

No. 9/9006/20 Mi/Le.

Obj. Stammheim Den 6 Juli 1943.

6

Sektion Heer & Haus.

Generaladjutantur Sekt. Heer u. Haus	
-7. JULI 1943	9757
V. I./B	
V. II.	
F. P.	
F. V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
R. F.	
K.	
Antwort	C. 7/40

Im Besitze Ihres Schreiben vom 3 Juli 1943 bin ich erstarrt dass ich mich auf. Sie empfehle Direkt am Den Wdt. Des Lagers wenden solle in dem der betreffende Pole interniert ist, ich war von allem Empfang an der Meinung, dass die Sektion Heer & Haus diese Angelegenheit an die Hand nehmen, und am Den Kommandanten für Internierung weiter leite, und dass dann von dort aus der Befehl an den Lager-Kommandanten ergehen würde, diesem Zustand ein Ende zu bereiten der im toten Wieder sich steht zu den Verordnungen auf dem roten Plakat Teker von Civilpersonen mit Internierten. Die betreffende Wittfrau ist eine raffinierte Weibsperson, Mutter von 4 Kinder, ihr verstorbener Mann war Major unserer Armee eben aus diesem Grunde hätte man die den Teker mit Internierten verbieten sollen, oder auch im Interesse der Kinder dem Polen keinen Aufenthalt mehr geben zum Überwachen bei dieser Wittfrau, überführt dass betreten dieses Privathauses zu verbieten.

Abb. 36: Dass der Aufklärungsdienst nichts unternahm gegen eine «Weibsperson», die einen Polen beherbergte, konnte dieser Schreiber nicht verstehen.

das bei schwerer Strafe verboten ist und uns in politischer wie militärischer Hinsicht schadet, zumal bei erwähnten Personen auch solche sind, die aktiven Dienst in unserm Heer leisten. Der Wirt heisst Sp. und ist als zünftiger Nazi bekannt.

Landwirt E in Berneck (25.1.1943):³⁸⁹

Ich möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Ihnen für das Zutrauen zu danken und fühle mich als Schweizer verpflichtet, den ausländischen Staatsangehörigen J. A., Gerbereiarbeiter [...] Ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu anempfehlen. Beweise fehlen mir dazu, doch werde ich den Verdacht nicht los, dass dieser Mann (ca. 30-33 Jahre alt) einer allfälligen 5. Kolonne angehört. Der Charakter dieses Mannes sowie seine nationalsozialistische Gesinnung, welche sich bei Angetrunkenheit offenbart, gaben mir Anlasse zu Argwohn.

Lehrerin S. aus St. Gallen (6.3.1943):³⁹⁰

Dagegen möchte ich von Ihnen erfahren, ob eine von mir rein gefühlsmässige Vermutung stimmt. In C., wo ich regelmässig meine Ferienzeit in einem Ferien- & Erholungsheim verbringe, hat ein Berner Zahnarzt H. (oder A.) seine Ferien- und Wochenende-Wohnung. Der Mann & seine Familie gefallen mir gar nicht. Gehört dieser Mann etwa der 5. Kolonne an? Ich wäre dankbar, wenn Sie mir berichten könnten, ob mich meine Gefühle täuschen oder ob ich recht sehe.

Fürsorgerin E., ebenfalls aus St. Gallen (1.4.1943):³⁹¹

Ich versichere Sie, dass ich überall, wo mein Beruf als Fürsorgerin mich hinführt, unsern Durchhaltewillen kundzugeben bereit bin und Schweizergeist hineinzutragen, wo immer sich Gelegenheit bietet. Dies geschah z.B. in der Familie B., Gallusstr. [...], in welcher der 19 jährige B., der diesen Sommer die Rekrutenschule zu absolvieren hat, ziemlich stark nationalsozialistisch angehaucht zu sein scheint. Er wettete und schimpfte über die herrschenden schlechten Zustände in der Schweiz, es sei hier unmöglich, vorwärts zu kommen. Hitler solle nur kommen, je schneller, desto lieber. Ob er daheim in dieser Einstellung unterstützt wird, konnte nicht genau festgestellt werden. Die Mutter schien dagegen zu sein, der Vater äusserte sich dahin, dass es für die Schweiz besser sei, wenn Deutschland siegen würde. Dies zu Ihrer Orientierung.

213

J.M., Bonau TG (6.5.1943):³⁹²

Möchte Sie auf einen Gottfried K., [...] Zürich aufmerksam machen, da uns bekannt ist, dass er sehr nationalsozialistisch eingestellt ist u. wir befürchten, dass er sich diesbezüglich betätigt (Vermutung!). Das schwere an der Sache ist, dass er in einem Baugeschäft als Polier angestellt ist das für die Schweizerarmee arbeitet. Letzter Bau so viel ich weiss Stollen im Kt. Glarus, ich glaube Mollis. Vermutung

haben wir, weil er uns seine Einstellung beibringen wollte, u. sich dann, da wir nicht gleicher Meinung waren, sehr frech gegen uns benahm. Bitte um Diskretion, da obiger mein Schwager ist.

Clemens B., Luzern (6.6.1943):³⁹³

In Hergiswil ist ein Coiffeur W, der eine ausgesprochen nationalsozialistische Einstellung besitzt. Er ist gebürtiger Österreicher, wurde durch den Anschluss nun Deutscher und ist extremer Hitlerianer. Das Bemühende ist nun, dass dessen Geschäft ausserordentlich stark frequentiert [wird] von den Spitzen der Gemeindebehörden (insbesonders auch von deren Frauen). Wie mir jedoch von den Gewährsleuten versichert wird, gehen auch die Offiziere des Armeeflugparks zu Coiffeur W, und der gutschweizerische Coiffeur, der viel Militärdienst leistet, hat das Nachsehen. Es ist mir bekannt, dass W. unter Beobachtung steht. Vorbeugen ist jedoch besser als heilen und ich frage Sie deshalb an, wie Sie sich zu diesem Fall stellen. Halten Sie es nicht auch für wünschenswert, dass Offiziere und Soldaten einen nationalsozialistisch gesinnten Coiffeur meiden sollten?

Der Berner B. (27.7.1943):³⁹⁴

Fri. B., Solutänzerin am Berner Theater, soll sehr oft nach Deutschland reisen und, wie diese sich öffentlich brüste, mit der hiesigen deutschen Gesandtschaft auf sehr gutem Fusse stehen.

Die Luzernerin S. (31.3.1944):³⁹⁵

Wie ich vernehme, soll eine Familie G., [...] Luzern, sich dadurch auffällig machen, dass dort regelmässig Zusammenkünfte stattfinden, Besucher mit Mappen ein- und ausgehen, oft bis nach Mitternacht; Nationalsoz. Gesinnung wird angegeben, ebenso heisst es, sie seien bereits unter Kontrolle.

L. E. aus Sierre (7.4.1944):³⁹⁶

Da Sie sich interessieren um verdächtige Personen bin ich gerne bereit Ihnen einige zu nennen. Als erster C. U. Konfektion Geschäft Naters. In letzter Zeit hörte ich ein Gerücht er habe zuerst mit Morvium gehandelt und jetzt mit Zucker. Die Zuckeraffäre ist Ihnen allfällig besser bekannt als mir. Als zweiter ist M. J. Konfektion-Geschäft in Brig, er ist der Schwager vom C. Vom M. J. ist mir soweit nichts bekannt aber ich sehe ihn an als einer von der 5. Kolonne. Dann als dritter ist A. Garagebesitzer Naters. Es sind alle drei schleichgänger und wollen gerne mit Militär zu tun haben. In meinen Augen sind alle drei zu allem fähig.

Der Schaffhauser H., der in Lausanne Medizin studierte (13.4.1944):³⁹⁷

Unter meinen Mitstudenten sind mir 2 Deutsche aufgefallen. Solange sie in Gesellschaft sind & sich beobachtet fühlen, sprechen sie auch untereinander französisch.

P 0

Generalsstab	
Sekt. Heer u. Haus	
28. APR. 1943	3907
V. I. / II.	/
V. III.	/
F. P.	/
F. V.	/
Verm. D.	/
Arch. D.	/
Tele. D.	/
Post. D.	/
Stabschef	1. f. f.

Basel, den 28. April 1943.

6
TR.

An das
Armeekommando
Sektion Heer und Haus
Feldpost 17

Der Unterzeichnete bestätigt Ihr Schreiben No. 6/2617/26/Jo/J1 vom 19. 4. 43. Es ist ihm soeben von Frau Prof. [redacted] Basel, folgendes mitgeteilt worden:

Frau Prof. [redacted] hat im Damenschliessklub in Basel eine Frau H. [redacted] Basel, kennen gelernt. In der Folge hat sie über die politische Haltung und das politische Verhalten der Frau H. [redacted] allerhand Nachteiliges, aber nicht Kontrolliertes vernommen. Frau H. [redacted] soll viel in deutschen Kreisen, insbesondere im "Deutschen Heim" (genannt braunes Haus) St. Alban - Vorstadt 12 in Basel verkehren, etc. Frau Prof. [redacted] hat diese Frau H. [redacted] zwei mal im Rest. Kasino in Basel mit einer grösseren Gruppe Deutscher zusammen getroffen. An Ostern ist sie mit Frau H. [redacted] im Hotel Beurivage in Ouchy zusammengestossen. Frau H. [redacted] war in Begleitung eines Herrn S. [redacted] (?) oder ev. S. [redacted]. Dieser Herr S. [redacted] ist Deutscher und soll aus Bern sein.

Da nun Frau Prof. [redacted] Nachteiliges über Frau H. [redacted] bekannt war, ist sie der Sache etwas nachgegangen, und hat erfahren, dass Frau H. [redacted], deren Ehemann in Basel im Adressbuch als Inhaber eines Autogeschäftes genannt wird, und die sie immer in Basel gesehen hat, sich als im Tessin wohnhaft gemeldet hat. Herr S. [redacted] selbst hat sich im Hotel nie gemeldet, ist jedoch schon mehrmals dort gewesen, wie Herr Direktor M. [redacted] des Hotel Beurivage in Ouchy ihr mitgeteilt hat, immer in Begleitung der Frau H. [redacted], die sich immer als im Tessin wohnhaft eingeschrieben habe.

Frau Prof. [redacted] hält es nun nicht für ausgeschlossen, dass Frau H. [redacted] eine der Schweiz unerwünschte politische Aktivität entfalte, und hat den Unterzeichneten gebeten, Ihnen diese Tatsachen zur Kenntnis zu bringen. Es sei möglich, dass der Direktor des Hotels Beurivage in Ouchy in der Lage sei, noch einige Auskünfte über die beiden Personen zu erteilen.

[redacted] med.
Felix [redacted], med.
[redacted]
Basel

Ab 29. 4. 43. :
San. Kpl. Flieger [redacted]

10. April 43

Abb. 37: Nicht alle Denunziationstätigkeitsberichte waren so ausführlich und umständlich wie dieser eines Basler Mediziners.

Nur wenn sie sicher sind alleine zu sein, sprechen sie deutsch. Ich weiss nicht ob das darum ist, weil hier Deutsche überhaupt nicht gern gesehen werden, oder ob ein absichtliches Manöver dahintersteckt, insbesondere, da die eine Person ein raffiniertes Fräulein ist, die bald mit diesem & bald mit jenem anbendelt. Ihr «Partner» spricht nie mit ihr in den Pausen & sitzt auch nie zu ihr in den Vorlesungen, wie es sonst hier der Brauch ist. Ich habe sie aber schon oft zusammen ausgehen sehen, und als ich hinter ihnen einmal im Kino sass, sprachen sie in der Dunkelheit das perfektste Hochdeutsch.

Ich weiss nicht ob sie Anhaltspunkte haben, dass unter den Studenten in Lausanne, in diesem Falle Vorklinische Semester, eine systematische Erkundungsarbeit von deutscher Seite betrieben wird, die einen Verdacht in dieser Richtung rechtfertigen würde.

Lehrer K. wandte sich im Auftrag des Parteivorstands der SP Rheinfelden an den Aufklärungsdienst, dem er die Personalien diverser Offiziere mitteilte (10.6.1944):³⁹⁸

Die Tatsache, dass hiesige Luftschutzoffiziere, u. auch ein Armeeeoffizier mit einem prominenten [deutschen] Nationalsozialisten in hier, mit Herrn F. [...], Vizedirektor beim Kraftwerk Ryburg-Schwörstadt [...] sehr freundschaftliche Beziehungen unterhalten, hat schon oft, besonders auch in Arbeiterkreisen, Aufsehen u. Empörung erregt. Die Herren haben regelmässig ihre vergnügten Hocks in Restaurants, oder auch privat, bis spät in die Nacht hinein [...] Stellen Sie sich bitte die Gefühle vor, welche unsere Soldaten, die unter dem Kommando dieser Herren stehen, haben, überhaupt die Gefühle aller unserer Dienstpflichtigen!

Mostereibesitzer H. aus Rickenbach LU (8.12.1944):³⁹⁹

Ich habe den taktisch techn. Kurs I für Train- & Packoffiziere besucht & wir sind im letzten Drittel in Biel stationiert worden. Ich habe hier eine gewisse Hilde R. von Bözingen kennengelernt, die sich auf gerissene Art & Weise an die Of. heranmacht. Sie spricht fliessend deutsch, italienisch & französisch. Meines Erachtens lebt sie aber viel zu kostspielig, als dass ihr Einkommen ausreichen würde. Ich habe absolut keine Beweise gegen sie, möchte Ihnen aber nur eine Adresse mitteilen, die unter Umständen für den Spionagedienst interessant sein könnte. Früher hat sie in Matt gewohnt.

Der Aufklärungsdienst war offensichtlich begierig nach solchen Meldungen. Er bedankte sich bei den Absendern stets höflich, etwa mit dem Vermerk, die Mitteilung sei sehr wertvoll «für unsere Sache». Fehlten in den Rapporten nähere Angaben über die verdächtigten Personen, forderte er die Absender auf, diese nachzuliefern. Die meisten bemühten sich umgehend, den Wunsch aus Bern zu erfüllen. Das Büro von Dr. Lindt dankte ihnen dann erneut

und erklärte, die Angelegenheit werde der «zuständigen Stelle» weitergeleitet. Welche Stelle das war, zeigen die internen Randvermerke auf den Antwortkopien. Meistens lauteten sie: D.23 Groupe du lac. Das war der Sicherheitsdienst der Armee beziehungsweise die Abwehr. Mit anderen Worten: Die Verdächtigen gelangten ins Getriebe von Staatsschutz und politischer Polizei.

Zur Routine dieser Kategorie von Stimmungsmeldungen gehörte auch, dass die Vertrauensleute in der Regel ausdrücklich verlangten, ihren eigenen Namen diskret zu behandeln. Der oben erwähnte Karl H. formulierte diesen Wunsch so: «Von meinem Namen möchte ich Sie bitten keinen Gebrauch zu machen, nicht etwa aus Furcht vor solchen Leuten, aber meine Arbeit beim Aushorchen dieser geistig armen Eidgenossen würde mir erschwert.» Der Aufklärungsdienst sicherte allen Diskretion zu.

Den allerwenigsten unter den Gesinnungsleuten war bewusst, dass sie sich mit solchen Anzeigen auf ein heikles Terrain begaben. Sie taten es vielmehr in der Überzeugung, einer vaterländischen Pflicht nachzukommen – und waren entsprechend stolz auf die Pflichterfüllung und die Anerkennung, die sie dafür aus Bern erhielten. Es gab auch andere, eher wenige, welche die Anzeigepflicht in Gewissensnöte stürzte, die differenziert darauf reagierten oder kategorisch Nein sagten.

Die Gattin des Pfarrers einer kleinen Thurgauer Gemeinde (15.2.1942):⁴⁰⁰

Auch da liegt mir etwas auf dem Herzen. Ich bin zwar seit dem Kurs in Weinfelden in einem grossen Dilemma: soll ich oder soll ich nicht? Und doch käme es mir vor wie ein Verrat am Gesinnungscadre, zu dem ich jetzt gehöre, wenn ich schweigen würde, obwohl es meine angeheiratete Verwandte betrifft. Ich weiss, wie furchtbar die Denunziationswelle in Deutschland sich ausgewirkt hat und wie viele Opfer sie gefordert hat und doch ist es mir nach all dem Gesagten klar, dass dieser Fall eben auch in diese Kategorie der Unterminierung einer Brücke gehört, die im Stillen geschieht. Meine Schwägerin, Dr. Alice H., ist als Lehrerin an der Privatschule «Athenäum» in Zürich tätig und dieses Institut ist Eigentum eines schweizerischen Offiziers Dr. K. Ich weiss nicht, ob er Major oder sogar Oberst ist. Im Lehrkörper dieses Institutes herrscht eine absolut prodeutsche Gesinnung. Ob der Besitzer auch mitmacht, entzieht sich meiner Kenntnis. Äusser dem Namen meiner Schwägerin und eines Herrn Dr. G. kenne ich die Namen der Lehrer nicht. Seit 1940 ist diese Stimmung bei diesen vorherrschend. Ich frage mich nun, ob der Besitzer als Schweiz. Offizier unter seiner Lehrerschaft eine solche Gesinnung duldet oder sogar billigt. Das wäre mir einfach unbegreiflich.

Elise R., eine aktive Vertrauensfrau, hatte über einen «Aktivier» berichtet, der seiner Mutter gegenüber gesagt habe, die Eltern könnten, falls er nicht mehr aus dem Militär-

dienst heimkehre, davon ausgehen, dass er mit anderen nach Deutschland zur Arbeit geschickt worden sei. Der Aufklärungsdienst ersuchte darauf Frau R., den Namen dieses Soldaten bekannt zu geben. Darauf antwortete sie (10.4.1943):⁴⁰¹

In unserem kleinen Bergdorf kennt sich doch alles und die Frauen wissen, dass ich an unseren monatlichen Zusammenkünften – die gut besucht werden – zu den Gerüchten Stellung nehme und sie aufkläre. Würden sie merken, dass ich Personen angeben würde, wäre es um die Offenheit bald geschehen und so kann ich beobachten, wie sie aus sich herausgehen und noch viel mehr sagen, als ich ahne. Dann kann ich aber mit Ihren Aufklärungen nützliche Arbeit tun. Sonst geht alles hintenherum. Sollte es aber ein Fall sein, der mir Bedenken machen könnte z.B. den ich nicht im Stande wäre aufzuklären, dürfen Sie versichert sein, dass ich Sie sofort benachricht[ig]en würde. Es geht um unsere Heimat und um unsere Schweizereth!

Madeleine Brügger aus Chur und A. Ochsner-Weidmann aus Winterthur hatten gemeinsam einen Aufklärungskurs besucht. Beide waren angetan von dem, was sie gehört hatten, beide aber bekundeten in einem Punkt Mühe. Frau Brügger rapportierte (28.1.1942):⁴⁰²

Zur Frage der «Anzeige» habe ich persönlich noch keine richtige Stellungnahme finden können. Meiner Ansicht nach sollten speziell ausgebildete Überwachungsorgane damit betraut werden. Eine allgemeine Angeberei hätte, wie mir scheint, nicht bloss keinen Erfolg, sondern könnte dem Volksganzen mehr schaden als nützen.

Frau Ochsner-Weidmann hielt fest (2.2.1942):

Im Zusammenhang mit dem Schwarzhandel hat es mich gestört, dass auch bei uns etwas wie Denunziantentum gefordert wird. Ich begreife, dass man den Behörden helfen muss. Aber sollte man das nicht offen und mutig tun, direkt sagen: Ich verzeihe Sie der Polizei, wenn es nicht bessert. Die Leute so vom Rücken zu fassen, liegt einer braven Schweizerfrau nicht.

Unmut erregten da und dort auch die zunehmenden Bespitzelungen durch die Polizei. Dienstmädchen würden über ihre Herrschaft, Pedelle über Schüler ausgefragt, rügte beispielsweise eine Korrespondentin aus St. Gallen. Dem Schreiber am Schaffhauser Kantonsgericht, Dr. Hans Sollberger, missfielen diese Praktiken ebenfalls. An Dr. Lindt richtete er einen ausführlichen Bericht. Auszug (5.3.1943):⁴⁰³

Ihre Frage nach der Stimmung im Schweizervolk ist schwierig zu beantworten. Als Parteisekretär [*der FDP*] hört man so vieles, ohne es auf einen gemeinsamen Nenner

bringen zu können. Immerhin möchte ich Sie – wiederum streng vertraulich – auf eine m. E. akute Gefahr aufmerksam machen. Es ist eine Tatsache, dass die politische Polizei in den einzelnen Kantonen – speziell in Schaffhausen – sich Kompetenzen anmassiert, die den Rechtsstaat, den wir immer als unser Ideal hinstellen, je länger je mehr gefährden. Und keiner darf und kann sich gegen diese Übergriffe zur Wehr setzen, weil er sonst sofort in den Verdacht kommt, er habe ebenfalls etwas zu verstecken. Die politische Polizei in Schaffhausen soll Listen führen von Personen und zwar Schweizern, die im Ernstfalle zu verhaften sind. Sie soll weiterhin eine Gesinnungsschnüffelei in dem Sinne betreiben, dass sie Äusserungen am Biertisch, die ihr zugetragen werden, sofort registriert. Sie soll weiterhin bei gewissen Personen, die ihr als verdächtig erscheinen, den Telefon- und Briefverkehr überwachen.

Sehr geehrter Herr, ich erkläre Ihnen offen, dass speziell in unseren Kreisen die Missstimmung gegen dieses Gebahren sehr gross ist. Es ist so gross, dass sich keiner mehr der Partei getraut, dem anderen am Telefon irgendeine nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Mitteilung zu machen, dass Personennamen überhaupt nicht mehr ausgesprochen, sondern nur noch die Initialen gebraucht werden. Wenn wir deswegen einen freisinnigen Regierungsrat zur Rede stellen, erklärt der, der Kanton Schaffhausen könne nichts machen, da all dies von Bern aus befohlen werde.

Lindts Antwort:

Sicherlich schliesst die Verwendung der Methoden der politischen Polizei Gefahren in sich, die nicht unterschätzt werden dürfen. Auf der andern Seite aber steht es fest, dass wir heute betreffs der Spionage schon im Krieg drin stehen und deshalb bei der Spionagebekämpfung zu Mitteln greifen müssen, die durch diesen Kriegszustand allein gerechtfertigt werden. Immerhin bietet die Demokratie auch hier die Möglichkeit, etwelche Auswüchse des politischen Polizeiapparates zurückzubinden.

Einem anderen Juristen, dem Luzerner Dr. K., kamen ebenfalls Zweifel. Er meldete in einem Tätigkeitsbericht verschiedene zwielichtige Figuren nach Bern, fügte dann aber hinzu (31.3.1944):⁴⁰⁴

Was die Verdachtslage um Leute der 5. Kol. anbetrifft, muss ich gestehen, dass ich hier immer gewisse Hemmungen habe, indem man selber eben meist verdammt wenig positives weiss & u. U. unbescholtene Leute zu Unrecht verdächtigt. [...] Persönlich würde es mich sehr interessieren, Ihre Meinung vom Wert bezw. Unwert solcher Meldungen wie ich sie soeben durchgegeben, zu vernehmen. Ich frage mich, ob solche Wahrnehmungen, Vermutungen & Geschichten, nicht ev. eher das Bild trüben & deshalb besser zu unterlassen seien.

Die Antwort aus Bern:

Meldungen, wie die Ihrige über die 5. Kolonne, sind für uns stets wertvoll. Die Erfahrung hat gezeigt, dass selbst die für Laien nichtssagenden Berichte für die zuständigen Stellen wertvoll sein können. Deshalb ersuchen wir Sie, uns auch in Zukunft derartige Meldungen zukommen zu lassen.

«Die Leute vom Rücken fassen», wie die oben erwähnte Frau Ochsner schrieb: War das Schweizerart? Durfte Bürgerpflicht so weit reichen, dass der Staat von eben diesen Bürgern verlangen konnte, andere zu denunzieren? War, wer dies nicht konnte oder wollte, kein guter, kein hundertprozentiger Patriot mehr?

Sucht man nach einer Antwort auf diese Fragen, muss man sich in die damalige Zeit versetzen. Dass während der Kriegsjahre zahlreiche düstere Elemente ihr Unwesen trieben, ist nicht zu leugnen. Die Propaganda der Deutschen, von der auch mancher Schweizer angesteckt war, ihr Auftreten, ihre Umtriebe, ihre Drohungen und Überlegenheitsgebärden sorgten für tiefe Verunsicherung in der Schweizer Bevölkerung. Je tiefer diese war, desto entschiedener manifestierte sich der Abwehrreflex und damit die Bereitschaft, alles zu tun, das Schlimmste zu bannen. Schliesslich ging es um die Existenzfrage. Man könnte auch sagen, der Zweck habe Mittel geheiligt, die in normalen Zeiten gänzlich unheilig sind.

Doch zurück zur Rolle des Aufklärungsdienstes. Dr. Lindt und seinen Leuten schien durchaus bewusst, dass sie sich bei diesem Thema auf heiklem Terrain bewegten. Wurden ihnen Personen gemeldet, die – möglicherweise – staatsgefährdende Absichten hatten, griffen sie gerne zu. Wenn dagegen ein Vertrauensmann eine verwitwete «Weibsperson» anzeigte, die ungebührlicherweise einen polnischen Internierten übers Wochenende aufnahm; wenn ein anderer seinen Kollegen denunzierte, weil dieser mit einer Wienerin verheiratet sei und daher nicht mehr dem Gesinnungskader angehören dürfe oder ein dritter Anstoss nahm am Geschimpfe eines Geschäftsmannes über die sozialen Verhältnisse, dann erfolgte die Antwort, die Schweiz sei kein Polizeistaat und der Aufklärungsdienst nicht die Polizei.

Den geistigen Landesverteidigern ist zugutezuhalten, dass sie zu differenzieren wussten und nicht alles registrierten, was in ihrem Netz hängenblieb. Aber: Weshalb warfen sie überhaupt das Netz aus? Was bewog sie, ihre Zuträger dauernd zu animieren und manchmal gar unter Druck zu setzen? Immerhin legte die oben erwähnte Verordnung über die Anzeigepflicht fest, zweifelhafte Umtriebe seien dem «nächsten Polizeiposten oder Militärkommando» zu melden. Der Aufklärungsdienst war weder das eine noch das andere. Dass er sich dennoch so bereitwillig als Empfangsstelle anbot, hatte einen banalen Grund. Es habe sich gezeigt, schrieb Lindt in seinem Schlussbericht, dass solche Meldungen lieber dem Aufklärungsdienst als der Polizei zugestellt worden seien.

Beschliessen wir dieses Kapitel mit der Meldung, die Friedel Hürlimann aus Kreuzlingen nach Bern sandte (19.2.1942):⁴⁰⁵

Wir, die wir so nah der deutschen Grenze wohnen und mit einem Aug und Ohr die Verhältnisse draussen verfolgen können, wissen, zu was für furchtbarem Hass und Charakterentwertung des ganzen Volkes die Denunziation führt. Diese schwersten Folgen werden sich erst später zeigen.

Was genau, mag man sich fragen, hatte Frau Hürlimann mit dieser ebenso kurzen wie dezidierten Bemerkung gemeint? Worauf spielte sie an mit dem Befund, die «Charakterentwertung» werde sich erst später zeigen?

Ihre Zeilen verleiten zu einem Gedankensprung aus der Kriegs- in die Nachkriegszeit, in den Kalten Krieg. Nach 1945 machte die geistige Landesverteidigung umgehend Front gegen die rote Gefahr. Träger dieser Verteidigung war nach wie vor der Staat, aber er wurde sekundiert von einer stattlichen Anzahl privater Vereinigungen, die er teils subventionierte. Dazu gehörte auch der SAD, der Aufklärungsdienst, der sich aus Heer & Haus heraus entwickelte, nun aber ein privater Verein war und vor seinen Namen das Eigenschaftswort *schweizerisch* setzte. Der ganze Zirkel war stramm antikommunistisch ausgerichtet und in seinen Methoden nicht zimperlich. Entfaltete Heer & Haus während des «heissen» Kriegs integrierende Wirkung, schieden die «kalten» geistigen Krieger die Zeitgenossen ziemlich pauschal und undifferenziert in «verlässlich» oder «verdächtig». Solche Kategorisierung konnte feststellen, wer nach dem Auffliegen der Fichenaffäre seine persönlichen Einträge zugestellt bekam – und sich die Augen rieb: Wer mochten die Leute sein, die sie in ihrem Alltag so scharf beobachtet hatten, die Informanten und Zuträger, die sich nicht scheuten, irgendwelche Absurditäten zu melden? Es mussten Leute gewesen sein, die offenbar kein Problem darin sahen, andere zu denunzieren. Doch wie, wo, wann hatte man ihnen beigebracht, dass solche Dienste Bürgerpflicht sind – und das selbst in Zeiten, die zwar gespannt, aber kaum zu vergleichen waren mit den Kriegsjahren?

Kapitel 15

Missmut über die Herren mit Gold am Hut

Verrohung der Soldaten und Arroganz der Offiziere sorgten für Klagen

Sonst, weil schon die Rede davon ist, lässt sich doch sagen, dass man mit unseren Offizieren, wie es der Hauptmann seinerseits von der Mannschaft sagte, durchaus zufrieden ist. Etliche sind sogar wirklich beliebt, und das sind nicht einmal die milderen. Unser Soldat, scheint mir, sucht immer wieder im Offizier einen festen, strengen, sachlich und menschlich überlegenen Kameraden; er hat durchaus den Wunsch, zu glauben, aber er sibt ihn durch alle Zweifel, lange genug – Sein Vertrauen ist langsam. Er steht in der Reihe, jeden Samstag, zeigt sein Taschenmesser, seine Socken und die drei Nadeln, seinen Becher, und man weiss oft nicht, welcher von beiden, die einander gegenüberstehen, eigentlich der Prüfende ist!

*Kanonier Max Frisch, 1939, Blätter aus dem Brotsack*⁴⁰⁶

Jeder Kanonier und Füsilier, jeder Artillerist oder Kavallerist hatte damals seinen Brotsack. Die wenigsten dürften darin Blätter mit sich herumgetragen haben. Was aber alle in sich herumtrugen, waren hunderterlei Gefühle, denen sie im Alltag des Aktivdienstes unterworfen waren. «Im Dienst» oder «im Feld» oder «unter der Fahne» stand, jedenfalls gedanklich, nicht nur der Schweizermann, sondern auch die Schweizerfrau. Von jedem Familienverband war stets der eine oder andere aufgeboten, sei es der Vater, der Sohn (oder die Tochter), ein Cousin oder Schwager. Dergestalt häufte sich der Erzählstoff, er beherrschte die Familientische, er erheiterte oder bedrückte die Frauen und Mütter, er nährte und wärmte, und das weit über die Aktivdienstzeit hinaus, unzählige Wirtshaus- und Veteranenrunden.

Weil ziviles und militärisches Leben sich gegenseitig durchdrangen, verwundert es nicht, dass auch die Vertrauensleute des zivilen Aufklärungsdienstes unermüdlich Berichte über den Dienstbetrieb verfassten. Gemessen an den Brotsack-Blättern des Max Frisch, die mitunter ein gar idyllisches Bild vermitteln (das er in späteren Jahren gründlich revidierte), gingen die schreibenden Bäuerinnen und Haustöchter, die Gewerbler und Gastwirte mit den Usanzen des Dienstbetriebs in aller Regel rabiater ins Gericht.

An Gründen für Kritik war, wie es schien, kein Mangel. Sie reichten von der permanenten Klage über das Urlaubswesen, die psychologische Ungeschicklichkeit der Offiziere, die wüste Flucherei (den erschreckend häufigen Gebrauch des Wortes «gopfertammi») bis

zur Nachäfferei deutscher Wehrmachtsgewohnheiten. Es zeigten sich die eigentümlichen Metamorphosen, die das Wehrmannskleid schon immer an den Männern vollzog, die darin steckten.

Das Wort haben wiederum die Vertrauensleute.

Den verbreiteten Unmut über die zackige Gesangsweise in der Armee formulierte W. Haus aus Zürich so (1.9.1942):⁴⁰⁷

Nun möchte ich persönlich noch etwas erwähnen. Beim Kurs in Zürich verdammt Herr Major Groschupf und Herr Hptm. Wartenweiler [*Referenten*] zu meiner grossen Freude die abgehackte Singerei nach deutschem Muster. Herr Major Groschupf ging so weit zu sagen, dass wenn er eine Gruppe Soldaten die verdammt Schwabenlieder in abgehacktem Rhythmus singen höre, so müsse er sich sagen, diese Leute seien reif für die Diktatur. Mit dieser Ansicht stimme ich vollständig überein. Vor ca. 2 Wochen ging ich am Kasernenhof in Zürich vorbei. Die Rekruten hatten Pause. Eine Gruppe sang unter Leitung des Korporals: es blüht ein blaues Blümelein, 2, 3, und das heisst, 2, 3 Erika. Die 2, 3 sind nicht nur von mir zugesetzt, der Korporal zählte sie dazwischen, um den Rhythmus noch «schöner» herauszubringen. Der Leutnant dieser Gruppe stand in der Nähe. Eine andere Gruppe sang ein noch schöneres Lied, ich weiss nur noch die Refrainschlusszeile: und zünde meine Hand-gra-na-te an. Die Unteroffiziere und der Leutnant sangen mit. Hier Abhilfe zu schaffen, ist Sache der Armeeleitung und namentlich sollte bei den Rekrutenschulen angesetzt werden. Natürlich sollte das gute Beispiel von den Offizieren ausgehen und dann könnte auch viel erreicht werden. Warum da nichts gemacht wird, wenn anderseits die Sektion Heer und Haus solche Kurse veranstaltet, will mir nicht in den Kopf.

Unter den Einsendungen gab es etliche, die beanstandeten, die Wehrmänner würden in den langen Dienstmonaten verrohen, schlechte Manieren annehmen, zu viel Geld für Tabak und Tranksame ausgeben und bedauerlicherweise nicht mehr als dieselben heimkehren, die einst eingerückt seien. Mitunter nahmen diese Klagen beachtlichen Umfang an, wie das Erlebnis zeigt, das die aktive und sehr loyale Vertrauensfrau M. Scholl-Widmer aus Basel hatte, als sie mit ihrer Schwester und einem befreundeten Ehepaar in Sachsein am Sarnersee Ferien machte (9.9.1944):⁴⁰⁸

Wie Ihnen bekannt sein dürfte, hat es in der Gegend sehr viel Militär, sowie ein grosses Polenlager [*Internierte*], welches einem Bewachungsdetachement unterstellt ist. Eines Tages, als wir wie immer im See badeten, hatten wir folgendes unangenehmes Erlebnis. Als wir mit unserem

Schiffchen – in dem sich noch der Gatte meiner Freundin befand – am Ufer fuhren, schrien plötzlich zwei bewaffnete Soldaten: «Machet das er ine chömit mit eurem Boot und zwar sofort.» Herr Güdel rief ihnen zu: «Was isch los» darauf liefen sie wieder weg. Zu meiner Schwester und Frau Güdel gewendet – die am Uferbord lagen – schrien sie diese an: «wo heiter die Pole versteckt, machet sie füre, do liege jo Kleider» und wiesen dabei auf ein Häuflein Überkleider. Die beiden Frauen empörten sich und verbateten sich diese unverschämte Art & Weise. «S'Mul halte und nit umemule» war die höfl. Antwort der beiden. Als sie die Kleider untersucht hatten, warteten sie auf den Eigentümer, der sich als Schweizersoldat entpuppte. Von einem Polen war weit und breit nichts zu sehen. Andern Tags badeten Soldaten im Strandbad und schwammen unseren Booten nach. Wir liessen ihnen das Vergnügen, ein wenig mitzugondeln. Am Ufer waren Soldaten der Bewachungsmannschaft, unter denen sich auch der eine von gestern befand. Dieser schrie den Soldaten in unseren Booten zu: «chum ine mit dere, i ha die gester z'Nacht scho gfög ...! u.s.w. Man sagte uns, sowas dürfen wir nicht auf sich beruhen lassen. Kurz nach diesem Vorfall suchten wir den Kommandanten auf, einen jungen Leutnant [...]. Ich hatte das Gefühl, dass er über die Sache bereits orientiert war. Er war dort Stellvertretender Kommandant. Meine Schwester wiederholte ihm die schmutzigen Worte des Soldaten. Natürlich war er gegen diese Gemeinheiten, entschuldigte aber seine Leute mit den Worten: Die Soldaten sind erbittert und kennen diese Brut von Polen. Trotz mehrmaliger Anfrage war der betreffende Soldat angeblich immer abwesend. Erst am letzten Tag unserer Ferien, als wir einen letzten Versuch unternommen hatten und mit weiteren Schritten drohten, war er plötzlich wieder da. In Gegenwart des Offiziers erlaubte sich der kaum 22jährige E. W. weitere Unverschämtheiten, die zu wiederholen sich erübrigen. Der Leutnant stand wortlos dabei. Von einer Entschuldigung, die das mindeste war, welches wir verlangten, keine Rede. Enttäuscht und von beiden wahrscheinlich hinterher nur ausgelacht verliessen wir den Posten.

Möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass dieses Erlebnis kein Einzelfall ist. Aus den Erfahrungen, die ich in dieser Gegend gemacht habe, ersehe ich, dass es leider noch viele solcher Elemente gibt. Im Übrigen haben wir von den Polen kein böses Wort noch unanständiges Benehmen erfahren. Ich will gerne hoffen, dass Sie sich der Sache annehmen werden.

224

Der Aufklärungsdienst gab der Baslerin zur Antwort:

Betr. der Vorfälle am Sarnersee ist von unserer Stelle aus leider nichts zu machen. Es wäre angezeigt gewesen, dass sie niemals mit dem stellvertretenden Kdt. hätten zufrieden sein sollen, sondern direkt durch eine persönliche Unterredung den Kdt. orientieren müssen.

Auf Frage a): Seit länger Zeit höre ich bei einfachen Leuten bei Gesellschaften immer wieder den Reklamen würden Suppen Gemüse absichtlich mit Soda gebrüht. Immer wieder jammern: die R.S. würde meinem Solus ganz gut tun, wenn nur das Soda nicht wäre. Es verdickt ihm den Magen. Ich lasse dies immer nicht gelten, sage, es liege doch niemals im Interesse des Militärs den jungen Leuten den Magen zu verrotten mit Soda. Hier auf antwortet man mir, man tue es aber doch so war

Beit. Meer u. Heim	
11. SEP. 1943	
No. 1443	
L.	
O.A.B.	
Vm.	
A.Z.	
V.J.	
A.P.O.-P.	
" - V.	
Agm. U.	
H.P.	
K.	
Anzahl 12.6.43	

man sie sexuell etwas zu lähmen. Davon verstehe ich nicht, glaube aber, dass die Auswirkung die Jungen genügend lähmt, ich glaube nicht an die Soda-hegende.

Sollte in den Reklamen-Schulen selber nicht gegen dieses Soda-Missium gesprochen werden.

In der Hauptsache höre ich die Klage von der R.S. in diesem.

11. 11. 1943
 11. 11. 1943

Abb. 38: Protest gegen den «Soda-Unsinn».

Ein anderes Problem, das anscheinend weitherum für Mutmassungen sorgte, brachte die ebenfalls in Basel wirkende Selma von Wartburg zur Sprache (8.9.1944):⁴⁰⁹

Seit langer Zeit höre ich bei einfachen Leuten & bei Intellektuellen immer wieder, den Rekruten würden Suppe & Gemüse absichtlich mit Soda gekocht. Immer wieder jammern Mütter: die R. S. würde meinem Sohne ganz guttun, wenn nur das Soda nicht wäre. Es verdirbt ihm den Magen.» Ich lasse dies immer nicht gelten & sage, es liege doch niemals im Interesse des Militärs den jungen Leuten den Magen zu verderben mit Soda. Hierauf antwortet man mir, man tue es aber doch & zwar um sie sexuell etwas zu lähmen. Davon verstehe ich nichts, glaube aber, dass die Anstrengung die Jungen genügend lähmt & ich glaube nicht an die Soda-Legende.

Sollte in den Rekruten-Schulen selber nicht gegen diesen Sodaunsinn gesprochen werden. In der Hauptsache höre ich die Klage von der R. S. in Liestal.

Der Aufklärungsdienst antwortete:

Die Truppenküchenchefs, die wir in der von Ihnen gestellten Frage interpelliert haben, teilen uns mit, dass es nicht die Regel ist, in Militärküchen Soda zu gebrauchen. Es mag sein, dass in seltenen Fällen dieses Mittel gebraucht wird, um z.B. Bohnen schneller weich zu kochen. Grundsätzlich wird es aber nicht angewendet.

Besonders viel zu reden und zu schreiben aber gaben jene Fälle, in denen Waffenrock, Weiberrock und Alkohol im Spiel waren. Namentlich über die «Herren Offiziere» wurden wenig schmeichelhafte Urteile gefällt.

Der Rapperswiler Fridolin Hugentobler schrieb nach einem Aufklärungskurs (31.10. 1942):⁴¹⁰

In einer andern Frage sehe ich reichhaltigen Stoff zur Behandlung in einem solchen Kurs. Es betrifft dies die moralischen Missstände, wie sie heute leider vielfach einerseits beim Wehrmanne, andererseits bei der Frauenwelt daheim herrschen, Missstände, die sehr schlimme Folgen haben für das Bestehen der Familien. Wer Gelegenheit hat, in zahlreiche Ehescheidungsakten Einsicht zu haben, dem wird klar, dass der Militärdienst in nicht wenigen Fällen schuld daran ist, dass so manche Ehe aus den Angeln gerissen wird. Ich habe in meinen Aktivdiensten unter den Soldaten soviel mit angesehen, dass es geradezu schaurig ist. Muss es denn sein, dass in Wehrmannskreisen vielfach die Meinung besteht, dass eine Frauensperson in den freien Stunden «angeschafft» werden müsse. Ich verstehe darunter nicht ein harmloses Plauderviertelstündchen, sondern jene Verhältnisse, in denen es viel weiter geht bis zum Ehebruche. Wohl

ist die Schuld nicht immer am Soldaten gelegen, sondern beim weiblichen Geschlechte. Viele Frauen sind wie versessen auf einen Soldaten und man frägt sich gar nicht, ob durch ein solches Verhältnis nicht eine Ehe zugrunde gehe. Ich gebe nun zu, dass es für den Wehrmann oft schwer ist, die Familienstube, das Familienleben zu entbehren. Es ist auch nicht immer leicht, nach längerer Dienstzeit sich wieder in die ganz anderen Verhältnisse «daheim» zurückzufinden. Trotz dieser kleineren oder grösseren Schwierigkeiten aber darf keine vorher glückliche Ehe zugrunde gehen.

Frau Annie Kunz-Ryf aus Zürich rapportierte nach einem Kurs im Januar 1942:⁴¹¹

Da darf ich, da Sie ja zur Kritik aufforderten, vielleicht gleich 2 Dinge melden

1) Dass man auf die Armee zählen könne, hat mir neulich Jemand nicht gelten lassen, so lange höhere Offiziere schwankend an Kurorten aus den Wirtshäusern kommen u. Arm in Arm mit gemalten, aufgetackelten «Dämchen» herumziehen. Das wurde ja schon in der Discussion angetönt u. sollte verboten werden können [...]

Oberleutnant Brunner, ein ebenso fleissiger wie sittenstrenger Vertrauensmann, wusste über seine Kameraden zu berichten (28.2.1943):⁴¹²

a. ein Uof. berichtet mir von Interlaken:

Die Weihnachtsfeier unserer Einheit auf Generalswache war für die Soldaten sehr eindrücklich, weil unser Kp.Kdt. in betrunkenem Zustand zur Feier erschien. – Die Kant.[onnements] wachen «ergötzten» sich an der Heimkehr der betrunkenen Of.

b. eine Frau berichtet mir:

In Davos erhält man ein recht betrübliches Bild vom Of.Korps. Es ist klar, dass sich dort oben eine grosse Anzahl mähnersüchtige Frauen angesammelt haben, die sich auf dem Teller präsentieren. Die Art und Weise, wie die Of. mit diesen Frauen umgehen, ist gar nicht imponierend. Der liebe Alkohol hilft dann noch «erfreulich» mit. Es handelt sich nicht darum, dass die Of. ihre Begeisterung für Frauen unterdrücken, es handelt sich um die Weisung des Generals, dass Frauen, gleich welcher Veranlagung, mit Anstand behandelt werden. Dass ein schöner Prozentsatz der Herren ihren Zivilstand tarnen, indem die Eheringe im Westentäschchen ruhen, ist ein anderes Kapitel.

Zu betonen ist noch, dass die beichtende Frau ohne irgendwelches Ressentiment berichtet hat.

Ich bin immer der Ansicht, dass ein guter Soldat auch auf dem Gebiet der Frau einwandfrei ist.

A. Berchtold aus Sierre (14.11.1943):⁴¹³

Es kommt immer wieder vor, dass höhere Offiziere in Begleitung zweifelhafter Frauenzimmer gesehen werden. Ein konkretes Beispiel: Ein höherer Offizier, unverheiratet, gibt sich mit Frauen ab. Diese Frauen wechseln ziemlich oft; es handelt sich also um kein ernstes Verhältnis.

Frage, schon manchmal gehört:

- a) wie muss ein solches Beispiel auf die Untergebenen wirken?
- b) sind militärische Geheimnisse dabei in sicherer Hand? Ist ein solcher Offizier nicht eine zu leichte Beute für die fünfte Kolonne, besonders, wenn diese in Frauenkleidern steckt?

Die Rapporte von Elise Roth, Präsidentin der Bäuerinnenvereinigung im toggenburgischen Stein, kreisten ebenfalls um diese Problematik, so auch jener, der mit den Worten begann: «Nachfolgendes ist abgelascht» (28.6.1943):⁴¹⁴

Stimmung. Die sollte besser sein beim Militär. Die Offiziere sollten mehr prakt. Vorbild dem Soldaten gegenüber geben, in Dienstauffassung und Dienstausbübung im Gegensatz zur Theorie. Vielfach geben Offiziere in sittlicher und moralischer Beziehung nur schlechtes Beispiel, aber der Soldat beobachtet immer in aller Stille und zieht einen schlechten Schluss daraus. Vielfach hört man, – ja wenn die Offiziere das machen, warum wir nicht auch –? Wie oft hörte man Frauen und Mütter klagen, dass ihre Männer und Söhne einfach nicht mehr seien, wie früher, wenn sie aus dem Dienst heimkommen. Natürlich sind sie vielen Versuchungen ausgesetzt und erlauben sich manches, was sie im zivilen Leben nicht tun würden.

Eigentlich sollten Disziplin, sittliche und moralische Ertüchtigung die Ergebnisse der Dienstzeit sein und nicht umgekehrt.

Ich konnte kürzlich unauffällig einem Gespräch zuhören, es äusserte sich eine Hotelsekretärin (kenne sie persönlich nicht): Vor den Offizieren habe ich keine Achtung mehr, denn die leben sich aus, dass es eine Schande ist. (Natürlich Soldaten auch). Es ist auch zu sagen, dass die Offiziere immer noch zu grosse Ansprüche auf hotelmässige Bedienung machen. Dies ist ein grosser Widerspruch zum soldatischen Benehmen im Sinne einer praktischen Dienstauffassung und wie würde sich das erst im Kriegsfall auswirken?

Ich möchte nicht missverstanden werden, ich schreibe nicht als Soldatenfrau, denn ich bin eine ältere einfache Bauernfrau und Witwe und habe leider keine Söhne, sondern ich schreibe Ihnen einzig nur, was ich wie eingangs erwähnt, erlausche und nicht etwa ausfrage.

Ich vertrete die Auffassung, dass Frankreichs Offiziere zu gut gelebt haben und wer weiss, ob sie nicht deshalb mit zum Untergang geholfen haben.

Zahlreiche Vertrauensleute trieb auch das grosse Gefälle zwischen Offizieren und Mannschaft um. Viele der älteren Wehrmänner hatten noch den Aktivdienst während des Ersten

Weltkriegs 1914-1918 erlebt. Die Klassenunterschiede damals waren noch markanter: oben das Bürgertum, unten das Proletariat. Das Herr-im-Haus-Denken galt als unantastbarer Ordnungsfaktor des gesellschaftlichen Lebens. Jene Strukturen prägten ganz besonders den Geist der Armee, deren Oberbefehlshaber General Ulrich Wille war, ein im preussischen Soldatentum mit seinen Drill- und Disziplinnormen verhafteter Mann, der obendrein nicht einmal eine Schweizer Mundart sprach. Seit jener Zeit war mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen. Die traditionellen Hierarchien existierten zwar noch, aber so fest gefügt wie einst waren sie nicht mehr. Die Linke hatte an Einfluss gewonnen, ihre Politik löste emanzipatorische Impulse aus, das Denken wurde freier, man stellte mehr Fragen, verlangte mehr Respekt, akzeptierte nicht mehr jede Antwort. Dazu kam, dass während des Zweiten Weltkriegs in Reden und Schriften Patriotismus in hohen Dosen gepredigt wurde, wozu stets auch das Zusammenstehen, das Gemeinsame, das Verbindende der Eidgenossen zählte. Zum Idealbild solcher Einigkeit gehörte selbstverständlich der Mann, der ohne Murren das Wehrkleid anzieht, wenn das Vaterland ruft, der aber Bürger bleibt – ein freier Bürger.

Im Alltag verhüllte sich den Bürgern und auch den Bürgerinnen dieses Idealbild, und das schlug sich in einer Vielzahl kritischer Tätigkeitsberichte nieder. Weshalb, so eine häufige Frage, können nur Leute aus besseren Kreisen aspirieren? Woher der verbreitete Dünkel der Offiziere? Weshalb fahren sie in der Eisenbahn stets zweite, die Soldaten aber dritte Klasse? Warum tragen sie zu ihren gut sitzenden Uniformen auch noch – und das im Sommer – Glacéhandschuhe? Solche «Mätzchen», vermerkte Mechaniker Paul Reimann aus St. Gallen, passten nicht mehr in die heutige Zeit, und der ausgesprochen patriotisch eingestellte Paul Hartmann, der kurz vor seinem Lehrabschluss stand, rapportierte über die 1.-August-Feier auf dem Zürcher Münsterhof, die ihn sehr beeindruckt hatte (16.8.1942):⁴¹⁵

Doch eins störte mich, neben den wetterharten Gesichtern der Soldaten, die Handschuhe des Offiziers. Ist es eigentlich diesen Herren vorgeschrieben, solche zu tragen oder tun sie es von sich aus? Wunder nimmt mich, für was die gut sein sollen an einem warmen Augusttag. Item, am liebsten hätte ich dem Betreffenden ein seidenes Blüslü u. ein Haarmäschi angezogen u. ihn nach Hause geschickt.

Das Aufklärungsbüro erteilte dem jungen Mann eine reichlich forschende Lektion über die beispielhafte Haltung der Offiziere und versicherte ihm, er werde sich, sobald er selbst Militärdienst leiste, von der «Richtigkeit unserer Äusserungen» überzeugen können. Die Prognose erfüllte sich nicht, rapportierte Hartmann doch ein knappes Jahr später aus der Rekrutenschule (22.5.1943):⁴¹⁶

Katholischer Frauenbund
der Stadt Luzern

Telephon Nr. 24356
Postcheck VII 4124

Luzern, am 4. März 1942.

Generaladjutantur	
Heer und Haus	
R. Wetz	47.09
V. L. / B.	
F. J.	
F. V.	
W. S. /	
W. S. /	
F. F.	
S.	
Antwort	9.3.42

1117
An die Sektion Heer und Haus,
Generaladjutantur,
B e r n .

R

25-26.2.

Mit einem Herzen voll warmen Dankes schauen wir auf unsern vergangenen luzerner Informationskurs zurück. Es war ein prachtvolles Erleben, diese Frauengemeinde geeint im Willen und in der Gesinnung zur absoluten Hingabe an all die Aufgaben die das Wohl der Heimat und des Vaterlandes von jeder Einzelnen auf ihrem Posten in der Familie oder Beruf verlangen und erwarten.

Wir danken jedem einzelnen der Herren Referenten, die alle - jeder auf seinem Gebiet - uns Allerbestes mitgaben.

Und nun unsere Bitten und Anregungen, wenn wir so sagen dürfen. Es sollten diese Informationskurse in noch weite Kreise unseres Volkes getragen werden, vorallem aber auch die Jugend erfassen, den Jungburschen vom 16 Jahre an sowohl wie das Jungmädchen. Es herrschen unglaublich unreife Ideen in diesen jungen Köpfen weithin. In der Innerschweiz könnten die Kollegien von Sarnen, Stans, Engelberg und Einsiedeln (Altdorf & Schwyz) zusammengezogen werden zu einem Kurs. Dann wäre für die weibliche Jugend der Lustlute Menzingen, Baldegg, Mertenstein, Ingenbohl mit ihren Seminarien etc. dasselbe zu tun. Dann die Rekruten und Unteroffiziersschulen, die müssten auch zum Gesinnungscader werden nicht nur zum Training kraftstrotzender Athleten.

Die letzte Hingabe an Opfer etc. kommt aus der Gesinnung, die grössere Spannkraft auslösen kann, wie jeder mechanische Drill. In den Rekrutenschulen wird unendlich viel verdorben an der ganzen Volksmentalität, weil bei der Auswahl zur Heranbildung der Führer viel zu wenig die Charakter- und menschlichen Qualitäten berücksichtigt werden. Subalterne Elemente und junge Offiziere, die keinerlei Lebenserfahrung haben, ertöten in weitem Umfange im Rekruten die Begeisterung mit der er zum Dienst eingezogen ist. Also in die Rekrutenschulen hinein solche Kurse stellen damit die jungen Burschen in den langen Monaten einmal wenigstens verspüren, dass man auch das Geistige in ihnen noch leben lässt.

Dann Disziplin und Dikretion auch in den Kriegsämtern. Wie war es möglich, dass 2 Tage vor der Fleischrationierung wieder ein so toller Runn auf die Metzgereien losging? Unbegreiflich, dass diesen Erscheinungen nicht ganz energisch auf den Leib gerückt werden kann, mit Konfiskation und Bussen.

Auch der Mann im Dienst soll wissen, dass im Hinterland in der Familie die fleischlosen Tage als ganz selbstverständlich gehalten werden und dass es daroh gar nichts zu reklamieren gibt.

Abb. 39: «In den Rekrutenschulen wird unendlich viel verdorben [...]»: offene Worte katholischer Frauen.

Nicht nächtliche Alarme, nicht Stellungsbezüge vor dem Geschütz oder unter dem Funkgerät, nicht Wache stehen bei Nacht u. Nebel sind es, die einem den Verleider anhenken. Wir sind einsichtig genug um zu verstehen, dass dies alles geübt werden muss, wenn die Sache im Ernstfall klappen soll [...] Wenn man aber wochenlang Taktschritt, Gruss u. Achtungstellung üben muss, dann kommt dem einen u. andern der Gedanke, er hätte daheim im Acker u. am Schraubstock Arbeit, welche das Vaterland u. auch ihm selbst mehr nützen würde als diese, denn schliesslich ist noch kein Krieg durch die Achtungstellung entschieden worden.

Wenn man mit Schafsecke, Hurenbock, Vollblutidiot, krummgebohrtes Arschloch u. andern militärischen Kosenamen tituiert wird, so kommt man leicht in Versuchung, dies zu glauben u. dementsprechend z.B. vollblutidiotische Arbeit zu leisten. Man weiss ja wohl, die hohen Herren sind Menschen wie andere u. so rutscht ihnen im Ärger auch manches Wort heraus, das sie sonst nicht sagen würden. Gleichwohl dürften meiner Ansicht nach Offiziere der hochwohlgeborenen schweizerischen Armee etwas mehr Selbstbeherrschung zeigen. Schliesslich wird das auch von uns gemeinen Rekruten verlangt.

Wie viele andere thematisierte Verkäuferin Augusta Thalmann aus Erstfeld den von pädagogisch ungeschickten Offizieren verursachten Schwund an positiver Einstellung (2.11.1942):⁴¹⁷

Eine Frage erlaube [ich] mir dennoch an Sie zu richten, über die man im Geschäft so oft sprechen hört. Mit grosser Begeisterung gehen oft unsere jungen Burschen in die Rekrutenschule und Militärdienst und man muss nachher die sehr traurige Feststellung machen, dass dabei direkt Antimilitaristen erzogen werden. Denn wie diese Leute von den Herren Offizieren und Unteroffizieren grob und mit groben [Ausdrücken] behandelt werden, ist von Menschen aus gebildet sein wollenden Ständen fast nicht zum glauben.

August Bühler aus Winterthur-Seen (4.5.1942):⁴¹⁸

Vielleicht ist – oder war? – der schweizerische Dienstbetrieb auch nicht das beste Mittel, Patriotismus zu pflanzen. Der Graddünnel ist das grösste Gift für den gemeinen Soldaten und damit auch für die Armee. Man kommt vielfach wirklich das Gefühl nicht leicht los, dass man nur der «grossen Tiere» in Uniform wegen Dienst tue, oder – im Kriegsfall – wiederum nur für die grossen Tiere im Zivil sich opfere.

Pierre Bohnenblust aus Wettingen (20.10.1942):⁴¹⁹

Diese Disharmonie bedeutet eine grosse Schwäche unseres Heeres. Im Kriegsfall würde sie, ich bin davon überzeugt, zu mancher Katastrophe führen [...] Unsere Offiziere müssen wieder Soldaten werden und sich durch ihren hervorragenden soldatischen Geist auszeichnen und nicht

durch die Schönheit und Eleganz der Uniform. Sie müssen wieder Männer werden, deren feine Instinkte ihnen nicht mehr verunmöglichen, mit groben einfachen Menschen zu verkehren. Die Autorität der Offiziere ist nicht zu suchen in der Entfremdung der Truppe. Sie ist einzig und allein dadurch zu gewinnen, dass die Truppe zu ihrem Vorgesetzten Vertrauen haben kann. Ein Offizier muss mit seiner Mannschaft im gleichen Stroh schlafen, aus der gleichen Gamelle speisen, aus dem gleichen Glas trinken können, er muss mit derselben sogar zeitweise «frères et cochons» sein können und trotzdem seine Autorität nicht verlieren, im Gegenteil noch vergrößern. Ich kenne mehrere solche schweizerische Offiziere. Solche Offiziere bilden aber eine Minderheit innerhalb des schweizerischen Offizierskorps.

Haustochter Frieda Hochuli aus dem aargauischen Attelwil (25.7.1943):⁴²⁰

Seit einigen Wochen wälze ich in meinem Kopfe Gedanken hin und her, die mir keine Ruhe mehr lassen und die ich unbedingt hier niederschreiben möchte [...] Anlass zu dieser Niederschrift gab mir folgendes kleines Erlebnis. An einem schönen Sonntagnachmittag sitze ich lesend im Garten vor unserem Hause. Da geht ein mir gut bekannter, ergrauter Soldat grüssend vorbei [...]. Auf meine kurze Frage Wie gehts? antwortet er, während er weitermarschiert. Es ist alles gut u. recht u. schön, aber die jungen Offiziere. – Vorbei ist er und dieser kurze Satz des intelligenten, im zivilen Leben seine Pflicht überall tuenden Soldaten zwingt mich zum Nachdenken. Es ist nicht das 1. Mal, dass ich ähnliches hörte, von andern Soldaten, die ich ebenfalls als gute Bürger kenne & schätze. Für «Faulenzer & Drückeberger» würde ich mich nicht einsetzen & meine Zeit opfern [...] Ich weiss, dass es für ältere Wehrmänner sehr schwer ist, sich den Befehlen der oft sehr jungen Vorgesetzten zu fügen. Und umgekehrt ist es für den Offizier nicht leicht, eine um viele Jahre ältere Truppe zu befehligen. Es muss aber gehen & wird gehen, wenn er die nötige Menschenkenntnis besitzt & was mir das allerwichtigste scheint, wenn er seine Soldaten auch als Mensch & Kamerad einschätzt & nicht bloss als Masse, mit der man tun & handeln kann nach seiner Laune. Hier liegt der Schwerpunkt im Problem der Offiziere zu den Soldaten, denn es gibt Vorgesetzte, die, wenn sie ihr Lt.Brevet erworben haben, ihren Kopf höher tragen als es der hohe Kragen ihrer Uniform erfordert. Und diese glauben dann, sie seien höhere Wesen, für die der Soldat & oft auch Zivilpersonen Luft seien u. die man dann auch danach behandelt. Was solches Verhalten für Spannungen unter der Truppe bringt, kann man gelegentlich erfahren, wenn man den betreffenden Soldaten zuhört [...] Es sollte nicht sein, dass Offiziere, die mit Soldaten mit welchen sie früher auf der gleichen Schulbank sassen, während eines Stunden langen Marsches kein Wort mit ihren Altersgenossen sprechen. Solches ruft Verbitterung im Herzen des Soldaten hervor & der gute Geist ist gestört.

W. Schürpf, Appenzell (Sept. 1943):⁴²¹

Woher kommt es, dass der grösste Teil der Soldaten in Erregung und Beklemmung gerät, wenn ihn ein Offizier «anhaut»? Es besteht zu wenig Fühlung zwischen Offizier und Soldat. Der Vorgesetzte distanziert sich allzusehr. Er lässt den Soldaten bei jeder Gelegenheit seinen Machtstandpunkt fühlen und das ist psychologisch ganz gefehlt. Wenn dann noch, dem simpelsten Laien als untauglich erkenntliche Offiziere in unseren Kadern stecken, wird die Verwirrung nur umso grösser. Jeder Soldat wird immer auch Vergleiche ziehen, was sein Vorgesetzter im Zivil ist und wie er sich entsprechend im Dienst gebärdet. Nach meiner Ansicht sollte der Frage kameradschaftlicher Beziehungen zwischen Offizier und Soldat mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Gastwirt M. Ruoss aus Buttikon SZ stellte fest, infolge des Gebarens der Offiziere werde mancher gute Eidgenosse Antimilitarist und somit ins rote Lager getrieben (25.1.1945):⁴²²

Woher kommt dies alles? Zum grössten Teil, weil die Herren Offiziere keine Polizeistunde kennen und ganze Nächte durchfeiern und anderntags nicht mehr wissen, ob sie sich mit Schweizerbürgern oder bloss mit ungeschulten Negern und Sklaven befassen müssen.

Und der Luzerner Verleger Joseph Elmiger meinte gar (6.2.1945):⁴²³

Mancher Schweizersoldat wünscht beinahe deshalb Krieg, damit jene innere Reorganisation der Mentalität der Schweizerarmee einmal vorgenommen werden könnte.

K. Studler, Andelfingen (26.3.1945):⁴²⁴

Ich habe schon mehrmals Gespräche gehört, über die ich folgende Stichworte gebe: Die hohen Offiziere spüren die knapper werdenden Rationen nicht, sie essen und trinken gut. Sie sollten bescheidener sein. Der Unterschied zum gewöhnlichen Soldaten ist zu gross. Die schönen Uniformen, das «Gold», sei nicht schweizerisch. Preussisches Benehmen und Befehlerei. Das Militär müsse mehr Rücksicht nehmen auf das zivile Leben.

Soweit eine kleine Auswahl aus der grossen Flut anklagender Rapporte. Man mag einwenden: das übliche Maulen und Schimpfen, das zum militärischen Alltag gehört wie Parkdienst und Innendienst. Doch war es wirklich nichts weiter? Und wie reagierte der Aufklärungsdienst?

Dass es um mehr ging als um die Leiden sensibler Naturen, war Dienstchef Dr. Lindt offensichtlich bewusst. Während seiner H&H-Tätigkeit verkehrte Lindt täglich mit wichtigen Exponenten der Politik und vor allem der Militärführung. Dennoch bewahrte er sich den kritischen Blick auf Usanzen,

die ihm überholt, unvernünftig oder mit schweizerischem Bürgersinn unvereinbar schienen. Was seine Haltung zum Dienstbetrieb betraf, spielte möglicherweise auch die Tatsache eine Rolle, dass er «nur» Korporal war und in seinen internen Berichten das Verhältnis zwischen Offizier und Soldat deshalb nüchtern, jedenfalls nicht «von oben herab», analysierte. In einem dieser Berichte schrieb er gegen Ende des Kriegs an den Sicherheitsdienst:⁴²⁵

Unser Volk hat nun aber das richtige Empfinden dafür, dass die Eigenart unserer Staatsform und unseres Charakters auch in der Form der militärischen Disziplin ihren Ausdruck zu finden hat. Es bedeutet dies in keiner Weise, dass der Bürger als Soldat nicht die Notwendigkeit eines straffen Dienstbetriebes ohne Übriges anerkennt. Aber er verlangt, auch im Wehrkleid als Persönlichkeit bewertet und behandelt zu werden. Es zeigt sich überall, dass das 6. Kriegsjahr an den Nerven zu zehren beginnt. Kleinigkeiten wie das Anbrüllen durch Of. oder die Titulierung mit Schimpfnamen, die in den ersten Jahren der Mobilmachung noch gutgelaunt hingenommen worden sind, werden heute viel stärker empfunden. Die Einstellung breiter Volksschichten zur Armee wird aber besonders in der Nachkriegszeit davon abhängen, dass sich auch in den Rekruten- und Kadernschulen eine Form der Disziplin durchsetzt, die unserem Staatsempfinden entspricht.

Lindt griff das Problem auch in seinem persönlichen Schlussbericht auf:⁴²⁶

Eine besondere Kategorie von Meldungen befasste sich mit Fragen des Dienstbetriebs. Dies führte zum Verdacht, dass der Aufklärungsdienst eine Gestapo-Organisation bilde, welche die militärischen Vorgesetzten überwache und ausserhalb des Dienstweges melde. Um diesen Eindruck zu widerlegen, mussten solche Beschwerdeführer auf den Dienstweg verwiesen werden – eine Lösung, die nicht voll befriedigte, da die Tücken dieser Institution bekannt sind, und vom Beschwerdeführer oft ein Mass an Zivilcourage und Hartnäckigkeit verlangen, über das der Durchschnittssoldat nicht verfügt.

Dies die interne Ansicht der geistigen Landesverteidiger. Das Echo aber, das von der Klagemauer zurück an die Vertrauensleute hallte, hatte einen anderen Klang. In Einzelfällen gingen Lindts Büroleute zwar erstaunlich offen auf die 234 Bedenken ein,⁴²⁷ gegenüber den Frauen schlugen sie einen relativ verbindlichen Ton an. Die grosse Masse aber wurde mit kurzen, zuweilen barschen Antworten abgespeist. Schikanöse Behandlungen durch Offiziere seien Einzelfälle, ausserdem stellten sich angebliche Schikanen «bei näherem Zusehen oder Überlegen» als für die Kampfausbildung absolut notwendig heraus. Heute gehe es nicht um das Schicksal des Einzelnen, sondern um die Bewährung der Eidgenossenschaft. Der Wehrmann müsse etwas aushalten können und nicht gleich annehmen, man wolle ihm an die Ehre gehen. Wer sich dennoch verletzt fühle, solle den Dienstweg einschlagen. Dazu

brauche es etwas Mut, den man von einem Soldaten verlangen dürfe; wer diesen nicht aufbringe, so der Unterton in den Antworten, sei selber schuld.

Die Armee – insbesondere die Armeeführung – galt in jenen unsicheren Zeiten als die Instanz, in die das Volk primär Vertrauen hatte. An ihr zu zweifeln war ein Sakrileg, an sie zu glauben Vaterlandspflicht. Lindt und seine Leute legten sich unermüdlich dafür ins Zeug, das Vertrauenskapital zu pflegen und zu mehren, sie strickten an einem Gewand, das keine Kritik durchliess, arbeiteten an einem Image, das den Leuten sagte: Unsere Armee und ihre oberste Führung sind standhaft, klug, besonnen, solid, im Volk verwurzelt.

Je mehr Idealisierung in Bildern steckt, desto weiter entrückt liegt die Realität. Diese Regel bewahrheitete sich auch bezüglich des damaligen Armeebilds. Dass nicht alles glänzte, was Gold am Hut trug, haben schon manche Untersuchungen dargetan. Unzählige Hinweise auf diesen Sachverhalt gibt neuerdings der seit 2013 zugängliche Nachlass Hans Bracher.⁴²⁸ Major Bracher hatte dank seiner Stellung⁴²⁹ intime Kenntnisse aller militärischen und auch politischen Dossiers sowie der Personalakten. Kritisch, gnadenlos, sarkastisch hielt er die unendlichen Ränkespiele im obersten Kader fest, notierte deren charakterliche Unzulänglichkeiten, wettete über die «landesverräterischen» Aktivitäten der «Achsenbrüder» (Wille und Konsorten), über die untauglichen «höheren Führer» und sparte nicht mit drastischen, ja polemischen Zuschreibungen. Kurzum: Der Leser seines Tagebuchs gewinnt den Eindruck, die oberste Armeeführung sei eine Art Sammelplatz von Personen gewesen, welche die Richtigkeit des Peter-Prinzips bestätigten.

Einige Personen auf diesem Sammelplatz:

- Bircher Eugen, Divisionskommandant
- Borel Jules, Divisionskommandant
- Däniker Gustav, Oberst, Kommandant der Schiessschule Walenstadt
- Labhart Jakob, Generalstabschef, danach Kommandant eines Armeekorps
- Masson Roger, Oberst, Chef des Nachrichtendienstes
- Prisi Fritz, Kommandant des 2. Armeekorps
- Züblin Georg, Major i. Gst.

235

Einige Passagen des Tagebuch schreibenden Majors Bracher:

- Mai 1941: *Neuer Krach zwischen Prisi und Bircher, das Verhältnis wird unhaltbar; Grund Völlerei von Bircher, Defätismus, Empfindlichkeit. Schnoddrige Schreibweise von Prisi. Besuch von Däniker in Deutschland mit haarsträubendem Rapport, total Nazi und bereit die Schweiz an Deutschland anzuschliessen, um welches Opfer ist ihm gleichgültig.*

- März 1943: *Masson entwickelt sich mehr und mehr zum gefährlichen Mann, wegen seiner Weibergeschichten, finanziellen Schwierigkeiten, Verbindungen zu Deutschland und vielem anderen mehr. [...] Es verlautet, dass Prisi sich mit Heiratsgedanken trage mit einer nicht eben sehr gewählten Dame aus einem ehemaligen Handorgelorchester. Prisi wendet kosmetische Kunststücke an, um sich zu verjüngen.*
- April 1943: *Als ihn [Masson] der General auf meine Meldungen hin über seine Beziehungen zu Frau von Muralt [Gattin des Divisionärs v. M.] befragt, legt er sein Ehrenwort dafür ein, dass diese Beziehungen nur platonischer Natur seien. Ein paar Tage später gesteht Frau de Muralt der Frau Generalin, dass sie seit langer Zeit die Maitresse von Masson sei.*
- Oktober 1943: *Die früher ganz pro Deutschland eingestellte Familie Sulzer u. ihre Trabanten können nicht genug in England-Freundlichkeit machen und werden dabei vom ebenfalls anwesenden Labhart brav sekundiert. Ein schamloserer Umfall ist mir noch selten vorgekommen. [...] Am andern Tag macht mir Labhart einen Besuch, um über Masson loszuziehen, der ganz im deutschen Lager stecke. Labhart möchte sich offenbar ein Pöstchen für die Nachkriegszeit sichern.*
- Oktober 1944: *Masson schickt mit dem Kuriergepäck goldene Zigaretten-Etuis im Werte v. 30'000.- Fr. nach Berlin an SS-Generäle und wird dabei ertappt.*
- Januar 1944: *Der Kdt. des I. AK wird untragbar. Borel queruliert nach allen Noten und weigert sich, Man. [över] durchzuführen. Da der General die Geduld verliert, will er ihn einem Psychiater zuweisen zur Untersuchung.*
- April 1945: *In der Operations] Sektion kracht es in allen Fugen, da der Erz-Nazi Züblin wegen dem bevorstehenden Zusammenbruch Deutschlands die Nerven verloren hat.*

Und der General selbst, der im Volk hochverehrte Mann, dessen Konterfei in unzähligen Stuben, Kompaniebüros, Wirtshäusern und Versammlungslokalen hing? Selbst ihn, dem Bracher loyal zugetan war, liess die spitze Feder des Tagebuchschreibers nicht aus. Der Major nahm Anstoss an Guisans Eitelkeiten; er rügte, der Oberbefehlshaber greife nicht entschlossen genug gegen Missstände 236 durch; er stellte besorgt seine zunehmende Abneigung gegen Truppenbesuche fest; er mochte nicht begreifen, dass Guisan sich drei Wochen in die Ferien absetzte (und er, Bracher, die Abwesenheit durch Inspektionen tarnen musste); und er zeigte sich immer wieder beunruhigt über den fortschreitenden Alterungsprozess: «Die Gedächtnisschwäche wird beängstigend», vermerkte Bracher am 1. März 1944 über den bald 70-jährigen General.

Vielleicht waren diese Notate überzeichnet und glichen Karikaturen, ähnlich wie das damalige Bonmot, das die Armee mit einem *bloc de béton* und das Offizierskorps mit dem

Armierungseisen darin gleichsetzte. Wenn der Aufklärungsdienst dennoch dieses Bild hegte und pflegte, so war das in Zeiten zahlreicher Anfechtungen begreiflich. Nur, mit Aufklärung hatten seine Bemühungen in dieser Hinsicht wenig zu tun; sie waren weit weg vom Anspruch, dem er sich verpflichtet fühlte: die Fakten so darzustellen, wie sie sind.

Der Mutter Helvetia verhätscheltes Kind

Die Bauern erzielten hohe Preise, dafür stieg ihre Arbeitsbelastung

Anfang Juli 1942 diagnostizierte Heer & Haus in einem seiner vertraulichen Berichte, die Stimmung in der Bevölkerung beruhige sich zunehmend:⁴³⁰

Der Grund liegt zu einem wesentlichen Teil darin, dass die Anbaupflicht breite Kreise unserer Bevölkerung in den berufsfreien Stunden beschäftigt. Dadurch bleibt weniger Zeit, über innenpolitische oder aussenpolitische Ereignisse nachzudenken. Wer dem Gedeihen seiner Kartoffeln nachsinnt, fällt für die Gerüchteverbreitung aus [...]

Von langer Dauer war diese Beruhigungsphase offenbar nicht. Denn die Bevölkerung sann nicht nur über das Gedeihen der Kartoffeln nach, vielmehr beschäftigte sie, dass die Preise der Kartoffeln sowie aller anderen Güter, die jeder Haushalt brauchte, fast unheimlich gut gediehen und die Anbauschlacht, sosehr sie auch propagandistisch begleitet wurde, nicht nur ein gemeinschaftsförderndes Unternehmen war.

3. August 1942. In einem Sitzungszimmer des Bundeshauses haben sich mehrere Dutzend Männer zu einer Konferenz eingefunden, die der Bundespräsident Philipp Etter mit den Worten eröffnet:⁴³¹

Bis jetzt ist es gelungen, die innere Geschlossenheit des Volkes aufrecht zu erhalten. Doch machen sich in letzter Zeit Anzeichen dafür bemerkbar, dass diese Geschlossenheit Schaden leiden könnte. Wenn wir nicht rechtzeitig zum Rechten sehen, wird diese innere Geschlossenheit gefährdet.

Anlass für die Konferenz war die Forderung der Bauern nach einer weiteren Milchpreiserhöhung. Schon wieder ein oder zwei Rappen mehr! Schon wieder ein Schritt nach oben!

238

Die Preise kletterten während der Kriegsjahre beängstigend rasch in die Höhe. Allein der Index der Nahrungsmittelpreise stieg in den ersten drei Kriegsjahren um gut 52 Prozent an, während die Löhne immer weiter hinter der Teuerung zurückblieben. Zwar bemühte sich der Bundesrat, die Teuerung zumindest «hälftig» auszugleichen, doch breite Arbeiterschichten erreichten nicht einmal diese Hälfte, was bedeutete, dass ihre Kaufkraft markant ab- und die allgemeine Unzufriedenheit zunahm. Dies war der Grund, weshalb die Regierung an jenem Augusttag die Vertreter der Arbeitgeber-, Bauern-, Konsumenten-

und Gewerkschaftsverbände nach Bern berief und sie eindringlich aufforderte, Mass zu halten.

Appelle richtete insbesondere der Volkswirtschaftsminister an die erlauchte Runde. Seine Handelsdelegationen in London, Berlin und Rom, erklärte Bundesrat Walther Stampfli,⁴³² hätten ohnehin mannigfache Schwierigkeiten, die notwendigen Wirtschaftsabkommen auszuhandeln, deshalb müsse «der Erwartung Ausdruck gegeben werden, dass dem Bundesrate nicht auch noch von innen heraus Schwierigkeiten erwachsen». Professor Max Weber,⁴³³ Sprecher der Gewerkschaften, gab zu bedenken, die Arbeiterschaft habe sich bis jetzt ruhig verhalten, doch «vor dem Schluss, dass die Lage etwa besser sei als 1917, sei gewarnt». Und die Bauernvertreter, derentwegen man zusammengekommen war? Sie hatten Oberwasser.

Noch vor dem Krieg waren die landwirtschaftlichen Preise tief, kaum kostendeckend, und zahlreiche Betriebe verschuldet. Verarmung drohte insbesondere vielen Kleinbauern. Nach Schliessung der Grenzen änderte sich die Situation rasch. Je knapper die Zufuhren ausfielen, desto mehr nahm die Nachfrage nach einheimischer Produktion zu. Diese unterlag zwar der staatlichen Preiskontrolle, doch in den zuständigen Gremien sassen einflussreiche Bauernvertreter, die ihre Interessen robust durchzusetzen wussten. Das gelang ihnen deshalb so gut, weil der Nährstand – so der damals gebräuchliche Begriff – einen enormen Prestigegewinn erlebte. Landesverteidigung – das war nicht

Die Anbauschlacht

Die Schweiz war nie ein Staat, der sich selbst mit genügend Nahrungsmitteln versorgen konnte. Mit Ausbruch des Kriegs, der Schliessung der Grenzen und Drosselung der Zufuhren drohte Unterversorgung. Als Gegenmassnahme lancierten die Behörden die sogenannte Anbauschlacht. Deren Hauptzweck: Mehranbau und Steigerung der Erträge aus eigenem Boden. Die Bauern mussten mehr Wiesland unter den Pflug nehmen. Zudem erhöhte Meliorationen, Rodungen, die Industripflanzwerke (zum Beispiel Oerlikon-Bührle im Maggiatal) und die Förderung der Kleinpflanzer die Anbaufläche. Bis Ende des Kriegs stieg diese von 183'000 auf 352'000 Hektaren. Das Ziel von 500'000 Hektaren wurde damit verfehlt. Immerhin erhöhte sich der Selbstversorgungsgrad von 52 auf 59 Prozent, wozu allerdings auch beitrug, dass die Kalorienmenge pro Person von 3'200 auf 2'200 Kilokalorien reduziert wurde. Die Produktion von Kartoffeln, Obst und Gemüse konnte so stark gesteigert werden, dass diese nicht rationiert werden mussten. – «Vater» der Anbauschlacht war Friedrich T. Wahlen, der bereits in den 1930er-Jahren entsprechende Pläne ausgearbeitet hatte. Der «Plan Wahlen» hatte neben der materiellen auch eine eminent psychologische Komponente. Alle sollten am gleichen Strick ziehen und sich dem gemeinsamen Ziel unterordnen. Insofern entfaltete der Plan eine integrierende Wirkung. Die vielen amtlichen Anordnungen lösten allerdings auch Gegenreaktionen aus. (Quelle: HLS)

nur Dienst mit der Waffe, das bedeutete ebenso Versorgung von Volk und Armee mit dem täglichen Brot. Jeder, der Land anbaute, war unentbehrlich, war ein gesuchter, von manchen Städtern auch heimgesuchter Mann. Solche Nachfrage verlieh dem Selbstbewusstsein bäuerlicher Vertreter reichlich Schub.

So auch anlässlich der grossen Konferenz im Bundeshaus. Lassen wir Professor Ernst Laur,⁴³⁴ den Doyen unter den schweizerischen Bauernführern, sprechen:

Die Höhe der Preise ist wohl wichtig, aber unvergleichlich wichtiger ist der Naturalertrag, der vom Lande in die Städte fliesst. Die Behörden können die Preise so tief ansetzen wie sie wollen, es gibt nicht mehr Milch zu verteilen. Im Gegenteil! Je niedriger die Preise sind, umso geringer wird der Wille und die Lust der Landwirtschaft, ihre Leistung über den normalen Betrieb hinaus zu steigern [...]. Die Produktionssteigerung ist weitgehend eine psychische Frage [...] Die heute schon überarbeiteten Bauernfamilien werden Mehrleistungen eher übernehmen, wenn diese sich auch bezahlt machen. Noch mehr arbeiten, um schliesslich weniger zu verdienen, ist zuviel verlangt. [...] Den landwirtschaftlichen Berufsvertretern wurde aus der Innerschweiz erklärt: «Wenn Ihr ohne Zusicherung einer Milchpreiserhöhung nach Hause kommt, wird die Ware nicht mehr abgeliefert». Diese Äusserung sei hier nur ungern wiedergegeben, weil sie leicht falsch interpretiert werden könnte. Die Verbände, ihre Führer und die meisten Bauern werden ihre Pflicht tun, aber befehlen kann man nicht.

Man gab klar zu verstehen, dass es die Bauern in der Hand hatten, den Naturalertrag zu steuern. Man drohte, wenn auch angeblich ungern. Man sagte Pflichterfüllung zu, wies aber Befehle zurück. Wer so sprach, brachte unmissverständlich zum Ausdruck, wer am längeren Hebel sass. Exakt diese Haltung bekamen die kleinen Leute täglich, und täglich deutlicher, zu spüren. Und sie ärgerten sich darüber, wie die Vertrauensleute berichteten.

M. Bolliger-Jost, Baden, Präsidentin der SP-Frauen (13.7.1942):⁴³⁵

Eine Misstimmung ist wegen der Preistreiberei der Bauern weit verbreitet. Nicht nur der Metzger klagt wegen dem Preis bis ein Stück Vieh feil ist, sondern auch die Frau, die der Bäuerin beim Heuen geholfen, muss für Gemüse Preise zahlen, die eine 100%ige Teuerung ausmachen. In der Stadt reicht es eben nicht für jede Familie einen Pflanzplatz. Für Kirschen, die ein Städter selbst gepflückt hat, verlangt der Bauer den Marktpreis usw. Warum merkt der Bauer nicht, dass dadurch der Wille zu Helfen ins Gegenteil umschlägt? Ist man in Bern wirklich machtlos gegen diese Gewinnsucht, oder wird es von gewisser Seite gerne gesehen, dass zwei Volksteile einander nicht mehr verstehen?

Der Zürcher Rudolf Lüthy (20.9.1942):⁴³⁶

Können Sie mir die Gründe nennen, die die Preiskontrollstellen veranlassten, die Höchstpreise der landwirtschaftlichen Produkte (Gemüse, Früchte) so hoch anzusetzen? Sind die teilweise fast doppelten Preise verglichen mit den Vorkriegspreisen wirklich gerechtfertigt? Vor einiger Zeit las ich in einer Zeitung, dass die eidgenössischen Instanzen dem Druck, dem sie von Seite der organisierten Bauern ausgesetzt sei [en], nicht widerstehen könne [n], da von der Konsumentenseite kein annähernd gleich starker Druck entgegengesetzt werden könne. Es scheint wirklich, dass die Bauern uns unsere Abhängigkeit fühlen lassen wollen. Ist nicht auch hinter den Forderungen auf Preisauflschläge die Drohung versteckt: «Wir pflanzen einfach nur noch das an, was wir selber brauchen, wenn ihr nicht nachgebt und die Höchstpreise hinaufsetzt!» ..?

A. Haenggli aus Wettingen (Herbst 1942):⁴³⁷

Ich habe sehr viel Verkehr mit der Bauernschaft und muss leider konstatieren, dass dort fast eine revolutionäre Stimmung herrscht. Die Leute sind der Auffassung, sie müssten heute so viel, wie nur möglich verlangen für ihre Produkte. Sie denken viel zu wenig daran, dass dieselben von Jemandem gekauft werden müssen und wissen scheinbar nicht, dass es heute schon viele Leute spez. grössere Familien gibt in den Städten, welche zufolge Geldmangel [...] nicht genügend Nahrungsmittel kaufen können um sich genügend zu ernähren. Es scheint mir, dass diese Bauersleute nicht auf dem rechten Wege sind um zu helfen unser Schweizerhaus vor Schaden zu bewahren. Hier glaube ich wäre es auch dringend nötig mit vorsichtiger, aber systematischer Aufklärung einzusetzen, bevor es zu spät ist. Jetzt haben wir die Arbeitermassen noch auf unserer Seite, wenn man ihnen aber den Brotkorb zu hoch hängt könnte es doch wieder eine verhängnisvolle Stimmung geben.

Rosa Thürlemann aus Oberbüren SG (8.3.1943):⁴³⁸

Letzthin hörte ich von einem Reisenden im Eisenbahnwagen sagen, dass der Bauernstand das verhätschelte Kind der Mutter Helvetia sei und dass in keinem andern Lande den Bauern soviel Gehör geschenkt werde. Wenn es in unserm Lande Revolution gäbe, sei niemand anders als die Bauern schuld.

Dr. Otto Senn, Arlesheim (28.3.1943):⁴³⁹

Viel ernstere Folgen dürften die Verstimmungen in grossen Kreisen der Bauernschaft haben. Die einseitige Vertretung von Standesinteressen, wie sie die Herren des Bauernsekretariates in der Schweizerischen Bauernzeitung in oft unsachlicher und hetzerischer Art glauben verantworten zu können, dürfte eines Tages zu Dingen führen, von denen sich jene Herren jetzt noch keine Rechenschaft geben.

ten Sektion Heer und Haus

T.B.A.

Letzten Sonntag war ich im Zürcher Oberland, wobei ich mit einigen Webern in Berührung kam. Diese erzählten mir, wie es eine Ungerechtigkeits sei, dass ein Bauer, der von einer Hühnerfarm mit 100 Stück lebt, bis auf 50 Stück alle abschlachten musste, währenddem der Bauer seine paar Hühner behalten könne. Ich antwortete darauf, es sei dem Bauer immer möglich seine Hühner mit Strohfüllen zu füttern, aber bei der Hühnerfarm sei es andernfalls die Weber begreifen meine Antwort wohl, aber sie meinten, es sei doch eine Ungerechtigkeits. Darauf sagte mir einer, es seien einem Bauer pro Kopf die Eier von 1/2 Hühner übriggelassen. Das sei auch viel. Die Bauern würden sie lieber für einen Schandpreis im Schwarzhandel verkaufen, statt selber essen, da ja genug Reiche mit darum bekümmern. Da entgegnete ich: Der Bauer hat eine strenge Arbeit zu tun, so dass ihm dieser Zusatz nicht anzusprechen ist, andernfalls konsumiert er dafür weniger andere Lebensmittel und über den Schwarzhandel wacht die Behörde ja sehr streng. eines Landmannes Einsichten sind nicht so leicht an widerlegen. Will nichts als die Gründe ein, es heisst aber weiter bei ihm, es sollte doch nicht so sein.

Hochachtungsvoll

Carl Casserini

Generaldjutor
Sekt. Heer u. Haus

Abb. 40: Der Aufklärungsdienst dankte diesem Vertrauensmann aus Zürich, dass er «durch eifrige Aufklärung von Mann zu Mann für unsere Sache» eintrat.

Wenn man aber beobachtet, wie sich diese Hetze im Denken der einfachen Landbevölkerung spiegelt, so kann einen das nur mit ernster Sorge erfüllen.

In der nicht bäuerlichen Bevölkerung steigerte sich der Unmut allmählich zur Wut. Ein verbreiteter Vorwurf: Die Herren Landwirte zögerten die Ablieferung ihrer Ware so lange hinaus, bis die Preise in die Höhe geklettert seien, und wendeten auch dann noch alle möglichen und unmöglichen Tricks an, einen Teil zurückzubehalten. Nicht zu reden von der jungbäuerlichen Bewegung, die mit viel Sympathie auf das «Neue Europa» schielte, noch radikalere Forderungen stellte als der traditionelle Bauernverband und manchem Bauernsohn den Kopf verdrehte.

Auf die sehr zahlreichen Reklamationen seitens der Konsumenten reagierte der Aufklärungsdienst mit grösster Zurückhaltung. Preiskontrolle, Teuerung und dergleichen seien Sache der Politik, und dazu äussere sich die Armee nicht. Allerdings sei man sehr dankbar für die aufschlussreichen Stimmungsberichte.

In Ställen und Scheunen, auf Äckern und Feldern war die Stimmung nicht minder gereizt. Die Anbauschlacht forderte Mehrarbeit, die Mehrarbeit verlängerte die Arbeitstage und strapazierte die Bauernfamilien. Dazu flatterten immer wieder militärische Aufgebote in die Stuben. Einzurücken hatten nicht nur die Männer, die Betriebe mussten auch ihre Pferde stellen. Es fehlte an Personal, an Zugkraft – aber nicht an Ärger über die Plackerei und über die Behörden. In ihren Reden betonten die Politiker stets, wie eminent wichtig die Landwirtschaft für die Landesverteidigung sei. Warum also, fragte sich mancher Bauer, sollte er diesen Dienst nicht voll auf der eigenen Scholle ableisten? Ackern, säen, ernten – das wäre, so die Überlegung, vernünftiger als Waffendrill, Schanzarbeit und, was zu jeder Dienstleistung eben auch gehört, die Zeit mit Warten totzuschlagen. Insofern erhob sich immer wieder die Forderung, die Armee müsse, wenn sie Truppen aufbiete, mehr Rücksicht auf die Bauern nehmen. Im Kleinen waren mit diesem Ansinnen Hunderte von Einheitskommandanten konfrontiert, wenn sie abends im Kompaniebüro die Urlaubsgesuche sortierten und einen Modus finden mussten, alle gerecht zu behandeln.

Über diesen Unmut berichteten ebenfalls zahlreiche Vertrauensleute nach Bern.

Alfred Brun, Lehrer in Malters (29.10.1941):⁴⁴⁰

Noch etwas mehr sollte darauf hingewiesen werden, dass man trotz Anbauschlacht nicht alle Landwirte vom Dienste dispensieren kann. Denken wir nur an den Säumerdienst. – Diesbezüglich sind unsere Landwirte tief erbittert und leider oft sehr unverständlich. Ich hörte Bauern die sich äusserten, sie seien die ersten, die dann einmal die «Flinten kehren», wenn man nicht mehr Rücksicht auf sie nehme. Und dabei nimmt

MS/14
Am Kurs vom 25. & 26. Febr. in Luzern verlangter Bericht.

Als Leiterin der Gemeindeackerbaustelle habe ich für die Bauern die Urlaubs & Dispensgesuche zu schreiben, muss ich schauen zu vermitteln zwischen militärischen & wirtschaftlichen Forderungen. Darum interessierte mich vor allem unsere militärische Verteidigung. Immer & immer wieder muss ich hören, der viele Dienst & die grossen Kostenaufwände haben doch gar keinen Sinn, wir könnten uns doch keine 14 Tage halten, ja viele wollen wissen 7 Tage & keinen mehr. Nun weiss ich was ich hier zu sagen habe.

Der Vortrag über die Aufgaben des Hinterlandes zeigte mir, dass manches was ich als harmlosen Unsinn betrachtete Propaganda ist, wie man dem energisch entgegenzutreten soll. Auch bei uns sind viele Schuldenbauer & auch Arbeiter der Meinung unter der Regierung Hitlers hätten sie es besser, müssten keine Schulden mehr bezahlt werden, werde das Vermögen verteilt & was des Unsinnes noch mehr ist.

Die Lage, die wirtschaftliche Lage der Schweiz war mir aus andern Vorträgen bereits bekannt. Immerhin hat mir dieser Vortrag wieder gezeigt, dass jeder auf seinem Posten heute das Höchste leisten muss & durch Aufklärung auch seine Umgebung dazu veranlassen muss. Als Geschäftsführerin der LGW, als Leiterin der Ackerbau, der Ortsgetreidestelle, der Es. im Frauenverein überall kann man dadurch dem Vaterlande dienen. Es gibt hier wie überall Leute, die durch den vielen Militärdienst hochig geworden sind. Sie glauben, wenn der Anbau so nötig wäre, müssten sie nach ihrer Meinung nicht so unnützlich im Dienste herumstehen? Oder es gibt Fälle wo die Aufgebote schwer verständlich sind, z.B. jetzt wieder bei den Fer. 189. die im letzten September & Oktober schon im Dienste standen & nun wieder März & April einrücken müssen, also die Herbst & Frühjahrsanbauperiode. Sie wurden allerdings im Herbst auf Reklamationen hin weitgehend beurlaubt. Es trifft dies bei uns meistens kleine Bergbauern hart, Väter grosser Familien, wo der Anbau mühsam & nicht lohnend ist. In solchen Fällen ist manchmal schwer der Unzufriedenheit zu wehren. Es liegt noch viel Altmetall bei unsern Bauern, warum erhalten sie so wenig dafür, während die Fabriken so hohe Dividenden zahlen? Fragen, die oft gestellt werden. Wir haben für den 19. dies Herr Med. Adler für einen Vortrag gewinnen können, der uns vielleicht diese Fragen beantworten kann.

Abb. 41: Josy Tanner, die Leiterin der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Wolhusen, holte immer wieder zu umfangreichen Rapporten aus.

man heute auf niemanden mehr Rücksicht als auf den Bauernstand, was auch am Platze ist.

Bäuerin Schmid aus Lustdorf TG (5.5.1942):⁴⁴¹

Unsere Vaterlandsgesinnung in unserer Gegend ist ziemlich gut, u. schimpfen hört man nicht viel. Nur das muss ich Ihnen mitteilen! Unsere Bauern können nicht begreifen, wieso im Juni so viele einrücken müssen, wo wir doch am Heuen sind. Schon viele habe ich getröstet, sie müssen nur Urlaub eingeben u. sie werden gewiss verstanden werden. Auch unser Knecht sollte am 19. Juni einrücken. Solche Sachen passen nicht zur Anbauschlacht, denn das gibt keinen guten Willen [...] Sie werden begreifen, dass auch unsere Bauern nur einem Herrn dienen können, wenn sie in den Militärdienst müssen, wird das Andere vernachlässigt u. auch die Energie zur Anbauschlacht geht zurück. Sie können sich vielleicht in ihre Lage versetzen, Sie sind im Militärdienst, wissen fast nicht was thun u. daheim geht vieles zu Grunde u. immer wird geschrieben wir gehen einer Hungersnot entgegen. Wenn der gute Willen der Bauern behalten werden will, muss das «anders» kommen [...]

Klara Leutenegger, St. Gallen (26.8.1942):⁴⁴²

Hingegen hat mich der Bericht eines Grenzschutzsoldaten, dessen Besuch ich diese Woche hatte, beunruhigt – Er teilte mir mit, dass 60% seiner Einheit aus Bauern bestünde. Unter diesen herrsche eine grosse Unzufriedenheit gegen die Behörden. Käme es, so behauptete mein Gewährsmann, wie anno 1918 zu Unruhen, so würden heute die Bauern mit den Arbeitern marschieren. Ist Ihnen dies bekannt?

U. Dikenmann aus Basel, (29.4.1943):⁴⁴³

Als ich im letzten Sommer in Laufen Kt. Bern im Landdienst war, musste ich leider beobachten, dass fast die ganze Bauernbevölkerung «gegen Bern» eingestellt war. Wenn etwas rationiert wurde oder sonst von den eidg. Räten ein Beschluss gefasst wurde, der den Bauern nicht gefiel, hiess es: «Die sollen nur warten bis zum Kriegsende, dann schlagen wir gemeinsam mit den Arbeitern los.» Alle hatten das Gefühl, die «Herren in Bern» könnten machen was sie wollten, könnten auch essen was sie wollten. Sie fanden überhaupt, sie hätten fast keine Freiheit mehr. «Vor dem Krieg konnten wir das Getreide fast nicht abbringen und jetzt müssen wir alles abgeben», hiess es überall.

Ich wohnte früher in dieser Gemeinde und liebe diese Leute und will nicht etwa die Bauern «verrätchen», weil ich in der Stadt wohne und vielleicht der Rosenkohl um 10 Rappen gestiegen ist! Was ich da hörte, beschäftigte mich sehr und darum bin ich froh, wenn ich Ihnen dies schreiben kann.

Johann Barnert, Tuggen SZ (9.5.1943):⁴⁴⁴

Als Baumwärter und Landw. komme ich täglich hauptsächlich mit der landw. Bevölkerung in Kontakt und kann die Stimmung unter diesen Kreisen sehr gut feststellen. Ganz allgemein ist das Vertrauen hauptsächlich in den Bundesrat nicht mehr gross, hervorgerufen durch schon frühere bauernfeindliche Preisbeschlüsse und ganz besonders durch die jüngste Verweigerung der Erhöhung des Milchpreises. Man hört sehr oft Aussprüche, «dass auch unter deutscher Regierung der Bauer nicht ärger geknechtet sein könnte» u. ähnliches.

Aus Bern wurde Barnert geantwortet:

Falls die Schweiz okkupiert würde, würden unsere Bauern nicht vom gleichen Schicksal erreicht wie die deutschen Landwirte; vielmehr drohte ihnen – wie die Erfahrungen in den besetzten Ländern zeigen – sehr oft Deportation. Wir sind der Ansicht, dass, wenn die Bauern sich diese Tatsachen vergegenwärtigen, sie mit ihrem Lose heute bedeutend mehr zufrieden sein werden.

Der gewissenhaften Vertrauensfrau Elisabeth Held, Gattin des Pfarrers von Lustdorf TG, machte der Graben zwischen Stadt und Land zu schaffen. Ihre Familie besass ein Haus in Zürich, und wenn sie dort mit städtischen Handwerkern zu tun hatte, wurde ihr stets wieder bewusst, wie tief dieser Graben war. In einem TB hielt sie fest (15.2.1943):⁴⁴⁵

[...] Und da enthüllte sich oft ein Hass gegen das Land und gegen die Bauern, der mich bis ins Innerste erschrecken liess. «Eine fertige Halunkerei» und dergleichen waren die geläufigsten Ausdrücke. Ein Malermeister klagte mir, sie hätten eben keine Zeit wie die pensionierten Eisenbähler, die dazu noch Freibillets und verbilligte Taxen genossen, über Land zu fahren und zu hamstern. Heimgekehrt erachtete ich es als meine Pflicht, meine Bauernfrauen auf diese missliche Stimmung in der Stadt aufmerksam zu machen. Die einen hatten gar keine Ahnung davon, andere konnten sich kaum in diese Mentalität hineinversetzen, die dritten erklärten klipp und klar, dass es nur recht und billig sei, wenn sie die Waren nicht so prompt bekämen vom Lande, denn vorher hätten sie den italienischen Verkäufern auch jeden Preis bezahlt für das Frühgemüse und hätten das einheimische Gemüse dann verschmäht, wenn es einen Monat später auf den Markt kam. Dieses Argument ist zum Teil auch berechtigt, denn ich war in Friedenszeiten oft Zeuge der Klagen unserer Marktfrauen von hier, die ihr sauer selbstgepflanztes Gemüse kaum verkaufen konnten oder im Preise von den Damen in Hut und Schleier und Handschuhen gedrückt wurden, eben weil sie bereits vom ausländischen Gemüse gekostet hatten. Ich hoffe, dass durch die «Anbauschlacht» die Städter auch hier einiges lernen und in Zukunft das «chüstige» einheimische Gemüse wieder etwas mehr estimieren.

Die Pfarrfrau war lange nicht die Einzige, welche die Missgunst den pensionierten Eisenbahnern gegenüber zur Sprache brachte. Viele andere störten sich ebenfalls daran, dass diese und andere Staatsbeamte, obwohl noch voll einsatzfähig, «täglich beim schönsten Wetter beim Jassen sitzen», während auf den Höfen 70- oder 80-jährige Grossmütter und Grossväter wieder voll zum Einsatz kämen. «Im gleichen Moment», ist in einem Tätigkeitsbericht zu lesen, «wo auf dem Lande in oft 16 oder 18stündiger Arbeitszeit alle Kräfte angespannt werden, um die Ernährung unseres Volkes sicherzustellen, veranstalten unsere Bundesbahnen Sportzüge für Ausflügler ins Gebirge und spezielle an gewisse Badeorte». Das rufe im Volk viel Unzufriedenheit hervor.

Die Unzufriedenheit manifestierte sich hauptsächlich im Mangel an Arbeitskräften. Die Bäuerinnen fanden kaum Haushalttöchter und ärgerten sich obendrein darüber, dass ihre eigenen Töchter in anderen Kantonen zum Landdienst aufgeboten wurden. Mit den Männern, die der Arbeitsdienst vermittelte, war es auch so eine Sache. Man konnte Glück haben. Aber auch Pech. Ihr Pech schilderte Bäuerin Hanna Müller, Löhningen SH, in einem TB eingehend (2.4.1945):⁴⁴⁶

In unserem Betrieb sind wir gezwungen, eine männliche Arbeits[kraft] zu halten. Schon im 2. Kriegsjahr wurde dem Betreffenden beigebracht, man habe nicht genug zu essen bei uns, im Winter gebe es «Herdöpfel» und Apfelstückli und Apfelstückli mit «Herdöpfel». Ein anderer, der Mutter Helvetias Gewändlein trug, sollte mehr Abwechslung haben (Pilzli, Güggele). Koteletten und Schinken sehe man nicht im Neuhof. Als er das grüne Röcklein auszog, floss kein Tropfen Schweizerblut in seinen Adern. (Grossvater väterlicherseits eingekauft. Die Mutter eine Deutsche.) Das letzte Jahr brachte uns einen in der Schweiz aufgewachsenen Italiener ins Haus, der sich für einen Thurgauer ausgab, an heissen Tagen seine 41 vergorenen Most brauchte und dessen Durst noch nicht gestillt war. Er führte sich die ersten 4 Wochen sehr anständig auf; er brauchte Vorschuss. Zudem musste während dieser Zeit sein Visum erneuert werden. Mit den Schriften u. dem Lohn im Sack sass ein anderer Mensch an unserem Tisch. Das Arbeiten war ihm verleidet wie Dreck, wie er sich ausdrückte. Er verstand es, 12 Tage unseren Betrieb in der Erntezeit zu verlassen und dann wieder aufzutauchen, als Ebbe im Hosensack war.

Anfang 1945 schüttete eine andere Schaffhauser Bäuerin, Ida Fuchs aus Altdorf, ihr Herz aus, und zwar ihrem Schwager, der im ernerischen Altdorf zu Hause war. Der fand Idas Brief nicht gerade schmeichelhaft, doch weil darin stand, was «hundertfach» im Land herum zu hören sei, sandte er die Epistel als Tätigkeitsbericht nach Bern. Die Bäuerin schrieb (7.1.1945):⁴⁴⁷

Jetzt sind die Festtage vorbei, jetzt müssen wir schon bald wieder an den Frühling denken und ich bin noch nie in der Stube gewesen, das war halt ein fürchtiger

Herbst, man wurde nicht fertig draussen. Es wurde halt zu wenig gefördert in den Kulturen, wenn einem die «Simpel» im ärgsten Monat Männer und Pferde wegnehmen, das ist ja unerhört, und jetzt liegen hunderte von Jucharten [*Flächenmass, 36 Aren*], welche man hätte mit Weizen ansäen sollen, brach da, und man muss sie mit Gerste ansäen im Frühling, die wissen immer noch nicht, woher das tägliche Brot kommt, diese sollten einmal Hunger haben müssen, das ist doch unverantwortlich, immer plärren sie, man müsse mehr Brot pflanzen, diese Esel und nehmen einem die besten Leute weg mitsamt den Pferden, einige Bauern, welche zwei Pferde hatten, mussten Beide abgeben, ist das nicht ein Casperlitheater, und wie sind die Pferde zurückgekommen, es ist eine Schande, nur noch Haut und Knochen, und unser schöner, braver Rapp kam gar nicht mehr, am letzten Tage kam Bericht, unser Ross sei tod, und diese Unverschämtheit, kein Bericht wurde uns gemacht, was das Pferde gehabt, von Andern haben wir erfahren, dass das Pferd von einem andern direct an das Hirn geschlagen worden sei. Wir hatten so Freude an unseren beiden schönen Rapper, und jetzt geht es uns so. Wenn wir wieder so ein Pferd, wie Rapp kaufen wollten, müssten wir 3'500-4'000 Franken geben und die Militärversicherung zahlt so schlecht, ungefähr 2'000 Franken bekommen wir, und für das Geld bekämen wir einen «Klepper», jetzt kaufen wir einen Stier, die Pferde werden wieder billiger nach dem Krieg. Fritzli (ca. 10jährig) konnte immer fahren mit dem Rapp, so ein braves Tier war s. Ich bin voll «Täubi» bis «obenusse».

So emotional die Botschaft aus dem abgelegenen Schaffhauser Dorf, so nüchtern die Antwort aus Bern. Gewiss sei die Landwirtschaft, schrieb der Aufklärungsdienst, ausserordentlich wichtig, doch die Interessen der Bauern und der Armee liessen sich nie auf einen Nenner bringen. Das Armeekommando sei, soweit es die militärische Lage erlaube, der Bauernsame entgegengekommen. Und weiter:

Letzten Herbst jedoch mussten infolge der Entwicklung des Krieges (die Kämpfe spielten sich an unserer Grenze ab) vermehrte Trp. aufgeboden werden, da durch die Nähe des Krieges sich die Gefahr entsprechend erhöhte.

Vom Gesichtswinkel der Gesamtlandesverteidigung aus gesehen, ist der Grundsatz sicherlich richtig: Lieber soundsoviel Kg. Kartoffeln weniger als eine Rekordernte, die uns vom Ausland weggenommen wird, weil wir der Landwirtschaft wegen unsere militärische Verteidigung vernachlässigten.

Die grosse Angst vor einem «zweiten 1918»

Der Ruf nach mehr sozialer Gerechtigkeit wurde immer lauter

Je tiefer die Volksschicht desto verhängnisvoller machen sich noch die Folgen der früheren materialistischen Weltanschauung geltend, desto stärker muss noch gegen den unheimlichen Hang unserer Bevölkerung zum Essen und Trinken angekämpft werden. Gelingt es, unser Volk von seiner bedenklichen Lust sich leiblich zu sättigen, einigermassen zu heilen, so ist alles gewonnen.

Pfarrer Dr. phil. H.M. Stückelberger, St. Gallen, Vertrauensmann⁴⁴⁸

Im Oktober 1941 richtete ein besorgter Vertrauensmann aus dem abgelegenen Mümliswil SO einen Rapport an den Aufklärungsdienst, den er mit den Worten schloss: «Hört auf die Berichte, die Ihnen noch von ehrlich gesinnten Schweizerarbeitern zugestellt werden, ehe es zu spät ist.» Im Frühjahr darauf meldete Frau Marie Anna Wyrtsch aus Emmetten:⁴⁴⁹

Stehe so recht mitten im Leben und komme als Krankenschwester von einer Familie zur andern. Und überall gibt es unzufriedene Elemente im Verborgenen. Wenn ich zu den Leuten sage, dass ich felsenfest nebst auf Gott, auf die Armee und unsere Regierung vertraue, dann habe ich meisst in ein arges Wesbennest gestochen. Die Arbeiterklasse ist unzufrieden. Wenn es im Oktober 1942 losgehe, dann sei der Erfolg sicher, alles sei besser vorbereitet als im Herbst 1918. Gott schütze unser Heimatland.

Mochte es die Krankenschwester auch nicht so genau nehmen mit der Rechtschreibung, so verfügte sie jedenfalls über die Gabe genauer Beobachtung ihres Umfelds. Das Wort «losgehen» wurde in den Kriegsjahren zwar meist gebraucht bei Mutmassungen über den deutschen Angriff auf die Schweiz: *Wird* es losgehen? *Wann* wird es losgehen? In der Verknüpfung mit 1918 jedoch löste das Wort andere Assoziationen aus.

Diese Jahreszahl hatte sich den Schweizerinnen und Schweizern tief eingebrannt. 1918: Das alte Europa zerbrochen. Drei Kaiserthronen gestürzt. Revolution in Russland. Revolutionäre Umtriebe in Deutschland. Soziale Unrast, revolutionärer Elan, Umsturzgelüste auch in der Schweiz. Die Armeeleitung unter dem prononciert deutschfreundlichen General Ulrich Wille stiess auf wenig Sympathien, im Welschland auf klare Ablehnung. Zu Tausenden waren während der Kriegsjahre 1914-1918 auch mittelständische Familien unter die

Armutsgrenze geruscht, und da war kein Staat, zu dessen Verteidigung die Männer an der Grenze standen, der sich um das missliche Schicksal der breiten Massen gross gekümmert hätte. Auf der anderen Seite die Kriegsgewinnler: die Bauern, deren Geldbörsen dank hoher Preise anschwellen; die Industrie, die der enormen Nachfrage wegen satte Gewinne einfuhr. Im November 1918 entlud sich die Spannung im Generalstreik. Der dauerte nur wenige Tage. Die Armee bot Truppen auf (vor allem «Bauernregimenter» aus ländlichen Gebieten), welche die Aktion der Linken beendeten. Die Bürgerlichen schlossen sich zum Bürgerblock zusammen und wurden nicht müde, die revoltierenden Linken als «vaterlandslose Gesellen» zu stigmatisieren. Tiefe Gräben zwischen Deutsch- und Welschschweiz, zwischen Proletariat und Oberschicht durchzogen das Land, das obendrein unter einer verheerenden Welle der Spanischen Grippe litt, an der zwei Millionen Personen erkrankten und fast 25'000 zugrunde gingen.

Der damalige Schrecken über die allgemeine Not und die drohenden Umbrüche war derart nachhaltig, dass eine Generation später, als sich erneut soziale Unrast anbahnte, die bösen Geister von einst wieder am Horizont auftauchten. Wohl hatten die Behörden zu Beginn des Zweiten Weltkriegs die EO, die Erwerbsersatzordnung, eingeführt, welche die Einkommensausfälle für die Soldaten linderte. Auch kommandierte die Armee nicht mehr ein schikanöser «Preussen»-General, sondern ein Offizier, der das Herz gewissermassen auf dem rechten Fleck und daher das Vertrauen seiner Truppen hatte. Und doch zeichnete sich

AHV, Lohnersatz, Teuerung

1925 stimmten Volk und Stände dem Verfassungsartikel über die Einführung einer AHV zu.

1931 fiel das entsprechende Gesetz nach einem Referendumskampf durch. Konservative Kreise widersetzten sich einem angeblich zu weit gehenden Etatismus, Teile der Linken sahen in den kleinen Renten eine unwürdige «Bettelsuppe». Es folgten die Wirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg. Das AHV-Dossier blieb liegen. Gewarnt durch die sozialen Verwerfungen während des Ersten Weltkriegs, schuf der Bundesrat, gestützt auf die Vollmachten, eine Lohnersatzordnung, welche die Verdienstausfälle während der Militärdienste, je nach Arbeitnehmerkategorie, zu 50 bis 80 Prozent ausglich. Dieser «Wehrmannsschutz» war zwar populär. Weil aber die Teuerung 1939-1945 um über 50 Prozent

anstieg und, wenn überhaupt, nur zur Hälfte ausgeglichen wurde, resultierte für breite Schichten ein markanter Kaufkraftverlust. – Noch während des Kriegs nahm der Bundesrat die Vorarbeiten zur AHV wieder auf, wobei er sich am Modell der Lohnersatzordnung orientierte, die mit Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträgen sowie Subventionen finanziert wurde. Am 6. Juli 1947 hiess das Volk das AHV-Gesetz gut, am 1. Januar 1948 trat es in Kraft. Die minimale AHV-Rente betrug pro Monat 40 Franken. (Quellen: BSV/BFS/ BaZ)

dieselbe Spaltung der Gesellschaft ab wie ehemals. Hier eine Minderheit, die vom Krieg profitierte; da die grosse Masse, welche die Hauptlast aller Anstrengungen trug, wirtschaftlich aber auf der Verliererseite stand.

Kein Wunder also, dass der Ruf nach sozialen Reformen lauter wurde und es allenthalben zu Rumoren begann. Dieses Rumoren erfassten die Vertrauensleute in Tausenden von Tätigkeitsberichten. Schon früh meldete sich eine junge Fürsprecherin zu Wort, die später eine beeindruckende Karriere machen sollte. Die Bernerin Marie Böhlen⁴⁵⁰ rapportierte nach einem H&H-Schulungskurs (19.7.1941):⁴⁵¹

Ich habe einzig vermisst, dass dem sozialen Problem der Gegenwart keine oder doch nicht mehr Beachtung geschenkt worden ist. Die Ungleichheiten zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten sind zwar bei uns nicht so gross wie teilweise im Ausland. Aber es sind Ungerechtigkeiten und Härten vorhanden. Sie werden heute immer schärfer, als Folge der moralischen und materiellen Belastung. Es gibt Bevölkerungskreise, die schon hart an der Grenze der Not stehen und die bald einmal werden Not leiden müssen [...] Wer materiell Not leidet und daneben andere sehen muss, die noch genug haben, wird geneigt sein, jedem bösen Geflüster Gehör zu schenken und die geistige Widerstandskraft verlieren. Wir müssen durch Taten beweisen, dass wir einer für alle, aber auch alle für einen eintreten.

Josef Amrein aus Gerliswil LU (4.6.1942):⁴⁵²

Eines habe ich am Kurs vermisst u davon ist nichts gesprochen worden. Wie ernährt ein Arbeiterfamilienvater seine 6, 7, 8... köpfige Fam. Auch ich habe eine 7köpfige, drum habe ich es auch nicht nur v. Hörensagen. Ich brauche nicht Einzelheiten aufzuzählen, aber wir haben eine Teuerung v. 40-50% Lohnaufbesserung 20%. Vor dem Krieg schon eine knappe Lebensweise einer Arbeitfam. Ich meine natürlich eine Fam, wo nur eine Person für die ganze Fam, aufkommen muss. Mir graut es vor der Zukunft. Sollen wir die gleichen politischen Unruhen wieder erleben, wie nach dem Kriege 14-18 diese Zeit ist mir noch zutiefst in Erinnerung.

Der Zürcher Traugott Walter klagte, er als Schichtarbeiter wisse allmählich nicht mehr, was er als Zwischenverpflegung mitnehmen solle, es reiche einfach nirgends mehr hin (27.9.1942):⁴⁵³

Ein Arbeiter auf dem Lande, der in 14 Tagen Fr. 120.- verdient, hat heute mit der Teuerungszulage von Fr. 24.- einen Ausgleich der Teuerung von 20%, ein Arbeiter in der Stadt mit 200.- Fr., die er natürlich braucht für höhere Hauszinsen etc. hat einen Teuerungsausgleich von nur 12,5%, zudem muss dieser das hinterste Suppengrün kaufen, daher kommt die vielfache Missstimmung in der städtischen Bevölkerung.

Ein weiterer Zürcher, Ernst Saxer, blies ins gleiche Horn (22.10.1942):⁴⁵⁴

Es sollte endlich mit ermahrender und deutlicherer Sprache die Aufforderung erfolgen an die Arbeitgeberschaft in Bezug auf die Lohnerhöhungen und die Teuerungszulagen. Ich kenne Unternehmen, welche gewaltige Summen an Kriegsgewinnsteuer bezahlen müssen und auch bezahlen, aber in Bezug auf die Löhne überhaupt noch keine oder nur sehr kleine Aufbesserungen, welche in keinem Verhältnis zum heutigen Lebenskostenindex stehen, gemacht haben. Von den Firmen, welche dazu noch mit allen möglichen Ränken sich um die Kriegsgewinnsteuer herumdrücken, ganz zu schweigen. Solche Unternehmer und Arbeitgeber sind Parasiten übelster Sorte und sollten als das auch behandelt und an den Pranger gestellt werden. Denn wir müssen mit allen Mitteln verhüten, dass sich Vorkommnisse von anno 1918 wiederholen.

Wie viele andere griff auch Karl Hofer, Monteur in Zürich-Oerlikon, das Thema des gerechten Lohns auf (4.11.1942):⁴⁵⁵

Zum Vortrag Hptm. Wartenweiler ist zu bemerken von mir als Arbeitnehmer folgendes:

Er sagte: Es ist des Bürgers ewiger Beruf, dass der Starke dem Schwachen helfe! Sehr gut!

Diese Hilfe sollte aber nicht im Almosen geben bestehen, sondern die Arbeit sollte eben so entlohnt werden, dass es jedem ohne Almosen möglich wäre zu existieren. Ich finde es als einen menschenwürdigen Zustand, dass wenn einer redlich seine Arbeit tut und sich auch bewusst ist seiner Leistungen, dass diese Arbeit ihn und seine Familie nicht zu erhalten vermag und so beim Staat um Notunterstützung nachsuchen muss, dieweil es andere Bürger gibt, die ein Mehrfaches einkassieren. Hat er denn so viel mehr geleistet? Nein, und wieder nein! Ein jeder arbeitet max. so viel wie seine Kräfte es ihm erlauben.

Dies ist so ein Punkt, der mich immer wieder beschäftigt. Soll die gute Stimmung erhalten bleiben, so ist es eminent wichtig, die Kluft zwischen Preis und Lohn zu verengen zu suchen und das hat unsere oberste Landesregierung in der Hand.

Keine Almosen, sondern Arbeit die eines gerechten Lohnes wert ist.

Frau E. Hauser-Lechner aus St. Gallen (28.3.1943):⁴⁵⁶

Wenn etwas die Stimmung in der Bevölkerung insbesondere in Arbeiterkreisen negativ beeinflusst, dann ist es die Tatsache, dass trotz des guten Geschäftsganges die Löhne nicht grosszügiger aufgebessert & der Teuerung angepasst werden. Kann hier der Staat, der doch schon so viele Machtworte spricht, nicht irgendeine Verfügung erlassen?

So sagte mir unlängst ein Arbeiter einer grossen Automobilfirma, die auf Holzgeratoren umbaut: dieses Jahr zum ersten Mal hätten die verheirateten Arbeiter

Nr. 601

SOKR. Hauptstadt Bern	
Sokt. bear. u. Reg.	
8. JUN 24	268
V. I. B.	
V. II.	
F. P.	
F. V.	
ASP. D.	
ASP. D.	
R. F.	
K. R. R. n. Kom.	
Am. V.	9.6.4430

Sonntag 7. Juni 44.

V

Frl. Generalassistentin

Sokt. bear. u. Reg.

Ihr werkes Schreiben vom April 44 habe ich gelesen und wo immer notwendig, gegenüber Unzufriedenen oder Überlasteten in Ihrem Sinne davon gesprochen. Ich glaube, dass man's recht nicht nutzlos war. Kann ich aber das Blättchen vom Frauenhilfsdienst lese, finde ich mich selber auf der Seite derer, die nicht in allen Teilen entgegennehmen können. Als Arbeiterfrau, Mutter von 7 Kindern, ist es schwer, genügend für seine Familie zu sorgen. Sorge für Schutz gegen Mangel und Kälte, heisst es da, und dabei bringe ichs kaum fertig, allein ganze Stühle herzubringen. Frage bei bei zur Landesversorgung durch Landarbeit und Pflanzhaltung, heisst es weiter. Nun, wir pflanzen und säen keine Nüsse dabei. Unsere zwei Buben, 14 u. 13 Jährig, sind beide bei Bänern häuslich im Handdierst, während ihre gleichzeitigen Gespielen wohl gemittelt mit der Schulmappe auswärts. Ihr müssen eben froh sein, wenn zwei ab der Post sind und etwas an die Kleider verdienen können. Mit den fünf Mädchen, bis wohl klein, bleibt mir dann sehr viel zu tun. Der Vater hat sehr strenge Arbeit, so dass ich ihn nicht nach Feierabend noch einspannen kann. Und nun der wunder Punkt: Können haben Arbeiterfrauen mit grosser Familie nicht auch Anspruch auf irgend eine Hilfe, während Bänerinnen, ob singend oder nicht, immer Anspruch auf Handdiersthilfe haben? Erst wenn dann so eine Arbeiterfrau richtig abgerackert, wenn Herz und Nerven beinahe versagen kommt's allmählich jemand ins den Sinn, wie könnte man ihr etwa helfen. Ich behaupte, für die Mütter der Kinderreichen Familien sollte mehr getan werden, wenn man wirklich grossen Schaden am Volke

Arbeiterfrau
mit 7 Kindern

Bern

Abb. 42: Hilferuf einer Arbeiterfrau und Mutter von sieben Kindern. Bern antwortete unverbindlich, vielleicht könne ihr der Gemeinnützige Frauenverein helfen.

ein Neujahresgeschenk von 40.- Fr. erhalten, die Ledigen weniger, während eine Strumpffabrik [...] die Löhne grosszügig aufgebessert & jedem Arbeiter Land zum bebauen angewiesen habe. Es sei dies zwar eine «Schwabenfirma» aber da sehe man den Unterschied. Das ist nur ein Beispiel für eine Missstimmung, die tatsächlich vorhanden ist & die in Anbetracht des Wahljahres besorgt macht.

Der schon mehrfach zitierte St. Galler Gärtner und Gewerkschafter Willi Edele schilderte die häuslichen Misere, denen er begegnete, als er Unterschriften für die Volksinitiative betreffend Wirtschaftsreform und Recht auf Arbeit⁴⁵⁷ sammelte (9.5.1943):⁴⁵⁸

Oft wurde ich eingeladen, ins Innere der Wohnung einzutreten. In vielen Fällen musste ich mich tatsächlich fragen, was hält diese Leute überhaupt am Leben, Wohnung und Hausgeräte, wie ich sie mir selbst als Arbeiter nicht vorgestellt habe. Korridore, Treppen, die man mit einem beklemmenden Gefühl betritt. Die Taschenlampe brauchte ich oft schon am helllichten Tage. Ich habe mir seither oft sagen müssen, es können nur die Begriffe Freiheit, Liebe zu den Angehörigen, das nackte Leben sein, die solche Menschen veranlasst ihre Pflicht zu tun. Zu verteidigen haben sie wahrlich nichts anderes, als die genannten Werte. Anders in den Salons, die Ausstattungen, Teppiche usw verraten, dass dieses Leben lebenswerter ist. Meine politische Überzeugung hat sich beim Anblick dieser verschiedensten Verhältnisse noch verstärkt.

Wie schon erwähnt hatte ich Interesse, besonders die Ansichten der Unorganisierten kennen zu lernen. Mehr als ich zu glauben wagte, unterstützen diese Menschen moralisch den Schweiz. Gewerkschaftsbund. Ich bin auch überzeugt, dass viele mit dabei wären, wenn die organisierte Arbeiterschaft einen Generalstreik veranlassen sollte, verwegene Hilfsdienst[e] zu leisten.

Eines ist sicher, dass die Spannungen im Volke sehr gross sind. Hoffentlich können sie sich in einer anständigen Form abreagieren.

Frau Brauchli-Wegeli aus Gottlieben, der wir weiter oben ebenfalls schon begegnet sind, fühlte sich, wenn sie die Verhältnisse betrachtete, nicht nur in ihren patriotischen, sondern auch in ihren Gerechtigkeitsgefühlen verletzt. Volle sieben Schreibmaschinenseiten umfasste ihr Rapport, den sie am 5. Juli 1943 dem Aufklärungsdienst zustellte. Hier ein Auszug:⁴⁵⁹

Was die Leute beschäftigt sind vor allem auch die sozialen Probleme. Notwendig ist es, dass die innere Beunruhigung, die durch Not verursacht wird, ausgelöst wird durch die grosszügigen Planungen in sozialer Hinsicht. Es gibt Notstände genug, die dem Rechtsbegriff Gewalt antun. Da wäre ein Fall. Ein Familienvater bezieht einen Lohn von Fr. -85 pro Arbeitsstunde bei gesundheitsschädigender Beschäftigung. Seine Gesundheit ist gestört. Er leidet nicht nur körperlich sondern auch seelisch. Seine wiederholten Bitten um Lohnerhö-

hung brachten ihm lediglich die Drohung um Entlassung ein. In einem andern Falle leiden die Arbeiter ebenfalls unter Lohn von gleicher Höhe, während die Fabrikleitung sich Jagden erlaubt und früher wenigstens Reitpferde hielt. Auch hier nützten Bitten um Lohnerhöhung nichts, die Arbeiter baten sogar aus Angst, dass sie dies bittere Brot noch verlieren könnten, dass man nichts vorkehren möge. In einem andern Betriebe im gleichen Orte arbeiten die Arbeiter unter gleichen Bedingungen, die Männer ev. noch bis Fr. 1.- pro Stunde, die Frauen aber unglaublich niedrig unter der Leitung deutscher Werkmeister, die die Mentalität der Schweizer nicht achten [...] Dass es einen aufrechten Schweizer eckelt ist begreiflich und gut. Dass damit der Devise: «Schweigen nützt der Heimat» ins Gesicht geschlagen wird, empfinden diese Soldaten. Sehr oft leidet die Arbeiterschaft unter der Fuchtel eines deutschen Meisters. Der gesunde Geist des Schweizer lehnt aber die Peitsche eines Deutschen ab und es wäre in vielen Fällen besser, der Fabrikant käme zu der Einsicht, dass es eines Schweizer unwürdig ist, sich fremdem Geiste und fremder Herrschaft, und wenn es auch nur noch entfernt Verwandtschaft hat mit den Erlebnissen unserer Vorfahren, ein- und unterzuordnen.

Auch Otto Büchi aus dem aargauischen Möhlin beklagte sich erbittert über die unwürdige Situation kleiner Leute, die, wenn sie von der Ausgleichskasse für eine alte Mutter oder kranke Schwester Zusatzleistungen beantragten, sich demütigenden Fragen unterwerfen müssten (23.10.1943).⁴⁶⁰

Jedenfalls kann ich Ihnen versichern, dass unter den Soldaten die Lohnersatzordnung nicht mehr als jenes grosse soziale Werk gilt, das es im Jahre 1940 war. Ich kenne andere, die unter Opfern auf eine zusätzliche Entschädigung verzichteten, weil sie dachten, dass sie als freie Schweizer eine solche Ausfragerei über die intimsten Familienangelegenheiten sich nicht gefallen zu lassen brauchen [...]. Gerade solche Vorkommnisse sind es, die bei vielen, besonders älteren Soldaten jene «1918-Stimmung» hervorrufen. Ich kenne solche, die absolut keine Klassenkämpfer sind, die aber erklärten: «Sollte es auch zu Ende dieses Krieges zu revolutionären Kravallen kommen, so wird man uns nicht zur Bewachung und Verteidigung von Rathhäusern, Fabrikanlagen und Geschäftsvierteln brauchen können; denn wir müssen den Kommunisten in vielen Punkten doch rechtgeben.» Besonders schlecht zu sprechen sind ältere Soldaten auf junge Leute aus den Kreisen der oberen Zehntausend, die ohne eigenes Verdienst in den Wohlstand hineingeboren wurden und denen alle Möglichkeiten der Ausbildung usw. offenstehen.

255

H. Kolbing, Gymnasiast und Sohn eines Pfarrers in Kleinbasel (7.3.1943).⁴⁶¹

Es ist heut tatsächlich so, dass ein ungelernter Arbeiter, sobald er mehr wie zwei Kinder hat, armengenössig wird, ein Zustand, der an sich wie vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus betrachtet richtiggehend «krisenhaft», unwürdig und wohl auch unhaltbar ist [...] Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Mann, rechtschaffen,

fleissig, sparsam, mit Frau und drei Kindern (ein viertes ist unterwegs), mit einem Wochenlohn von Fr. 80.- ungefähr (incl. Kinderzulagen) leben sollte. Das ist unmöglich! Dabei ist der Mann bei einer Gesellschaft angestellt, die meines Wissens in den letzten Jahren 17% Dividenden ausgeschüttet hat. – Glauben Sie, dass es für einen Mann einen grossen Reiz hat, ein Vaterland zu verteidigen, das ihm kaum zu leben gibt? (Obwohl es durchaus möglich wäre.)

Der Basler Gymnasiast war lange nicht der Einzige, der das Dividendenproblem aufs Tapet brachte. Die Jahresabschlüsse der grossen Aktiengesellschaften sorgten regelmässig für Verärgerung beim gemeinen Volk, an dem der Dividendenregen vorbeiging. Nach einem Kurs für Thurgauer Pfarrer hielt der evangelische Seelsorger von Müllheim, O. Müller, in seinem Rapport fest (23.6.1942):⁴⁶²

Die Fälle von Direktor Bührlé in Oerlikon u. dem verstorbenen Nat.Rat R. Abt in Bünzen, welcher in so viel Verwaltungsräten sass, sind sehr publik geworden, ebenso wie die Berichte der hohen Dividenden vieler unserer Industrien, die noch dies Jahr veröffentlicht wurden auch in gut bürgerlichen Zeit[un]gen. Entweder man mache solche hohen Gewinne unmöglich oder man veröffentliche sie nicht mehr; da wäre die Zensur angebrachter als in vielen bisherigen Fällen! Wenn hier nicht gehörig gebremst wird, kommt das böse Wort wieder auf, wie ich es im Grenzdienst 1917 u. 18 oft hörte: Die Kleinverdiener müssen den Grossverdienern ihre Gewinne verteidigen! Ich schreibe dies auf Grund von jüngst erfolgten Äusserungen von Intellektuellen, Geschäftsleuten, Arbeitern u. Bauern u. zwar als Einer, der von hiesigen Sozialisten als zu bürgerlich u. von einigen Jungen, die verkappte Frontier sind, als zu systemtreu angesehen wird u. doch nichts Anderes sein will schon seit mehreren Jahrzehnten als ein guter christlicher Patriot [...]

Schichtarbeiter Traugott Walter, Zürich, dessen Znünisäckli stets schmaler wurde, meldete sich mit folgendem Kommentar beim Aufklärungsdienst (18.12.1942):⁴⁶³

Es hat die Publikation der Verdoppelung des Aktienkapitals der Ciba in Basel, von der Sie gewiss auch gelesen haben, viel Staub unter der Arbeiterschaft wie im breiten Volk aufgewirbelt, dass in einer Zeit, wo der Bundesrat nicht weiss, wo er das Gelde hernehmen muss zur Deckung der Mobilisationsschuld, solche Gesellschaften Millionen an ihre Aktionäre verschenken können, während es im Volk Teile gibt, die kaum das Nötigste anschaffen können. Wir sollten auch heute in der Schweiz soweit sein, dass die Regierung so etwas einfach nicht mehr duldet, in einer Zeit wie wir sie heute erleben, so etwas wirkt einfach wie eine Provokation auf das arbeitende Volk. Aus diesem Volke rekrutiert sich ja wiederum die Armee und solche Sachen und Stimmungen färben sich somit auch auf diese ab. Hier sollte der Bundesrat energisch eingreifen und in solchen Fällen sich das Geld von dort beschaffen wo es im Überfluss vorhanden ist, statt das

Volk immer mehr zu belasten [...] und auch unser Herr General könnte hier in Bern vielleicht einen Wink geben, dass diese Zustände geändert werden müssen. Denn im schlimmsten Falle müsse er mit dieser Armee das Vaterland verteidigen und aus diesem Grunde könne es ihm nicht gleichgültig sein, wie seine Soldaten auch in zivil behandelt werden, denn alles das wird sich auf die Armee wieder auswirken.

Alois Kessler aus Siebnen befürchtete, als Folge der schleppend steigenden Löhne könnte der Mittelstand, die Stütze des Staats, allmählich verarmen. Und weiter (16.4.1943):⁴⁶⁴

Hingegen ist man überzeugt, dass heute einzig die Industrie Geld verdient & zwar sehr viel Geld, hohe Dividenden seinen Aktionären auszahlt & die Löhne niedrig lässt. Dadurch entsteht ein Groll gegen das Kapital von Seiten des Arbeiters & es besteht die Gefahr, dass auch der Bauer & der Gewerbetreibende davon angesteckt werden könnten, sodass also eine gewisse Unzufriedenheit im Volke immer grösser wird [...] Ob da hinter der ganzen Sache event, eine organisierte Intrige linksgerichteter Elemente dahinter steckt, die auf ein 1918 lauert, entzieht sich meiner Kenntnis.

Paul Wider, der als Leiter des Gemeindeamts Widnau SG regen Publikumskontakt hatte, hielt auf amtlichem Papier Folgendes fest (12.6.1943):⁴⁶⁵

Ich glaube, wenn Sie wüssten wie miese die Stimmung oft gerade unter der Industriebevölkerung ist, hätte der Referent [des Aufklärungskurses] mehr über «Stimmung» gesprochen und weniger über Gerüchte und Propaganda [...] Es hat keinen Sinn, diese Spannung zu übersehen, denn sie besteht und ist einfach da, sie kann nicht dadurch behoben werden, indem wir die Augen schliessen und denken, sie ist dann weg, wenn wir unsere Augen wieder auftun [...] Jeder Steuerrappen, der auf die Kanzlei gebracht werden muss, wird mit einem Hader gebracht und mit unerquicklichen Discussionen begleitet. Ich habe diesen Leuten schon vorgeschlagen, sie möchten ev. ein Inserat machen, denn möglicherweise würde ein Soldat aus der Umgegend v. Stalingrad mit ihm tauschen, oder ev. auch ein solcher v. Afrika-Korps. – Es ist klar, dass diese Vorschläge nicht angenommen werden [...] Besteht diese Stimmung zu Recht? Wir haben hier und in der Umgebung einige Firmen, die sehr korrekte Lohnzahlungen vornehmen mit ansehnlichen Zulagen. Wir haben neben diesen unzufriedenen Arbeitern, die ebenfalls in diesen Betrieben tätig sind, selbstverständlich auch zufriedene Arbeiter, so dass eben feststeht, dass diese Unzufriedenheit v. aussen in diese Leute hinein getragen wird. Daneben gibt es sicher auch sachliche Gründe, welche dazu beitragen, Unzufriedenheit zu erhalten. Wenn z.B. die Ciba auf Neujahr ihren Aktionären 100 Millionen verschenkte, so greift man sich an den Kopf und denkt zweifelnd: besteht nicht so etwas wie eine Kriegssteuer in der Schweiz?? Das fragt man sich

auch, wenn man liest, wie andere Unternehmen fette Dividenden ausschütten. Wenn hier Zweifel entstehen, liegt der Fehler nicht am kleinen Schweizer, sondern beim grossen Schweizer. Solche Sachen sind nicht angetan, das Gefühl einer Schicksalsverbundenheit zu stärken.

Andere forderten, auch auf pekuniärem Gebiet müsse, wie im Militärdienst, Kameradschaft herrschen, die Arbeiterschaft habe ein Recht auf Gewinnanteil. Und vom Staat sei zu erwarten, dass er den Unternehmen, die sich noch immer auf den Herr-im-Haus-Standpunkt stellten und sich weigerten, Gesamtarbeitsverträge abzuschliessen, endlich einmal den Tarif durchgebe.

Die um sich greifende Verbitterung hatte aber nicht nur mit der sinkenden Kaufkraft und den steigenden Dividenden zu tun. Auch eine grosse Ungeduld spielte mit: Das Volk wartete auf die AHV, und das seit 1925. In jenem Jahr hatte es der Verankerung dieses Sozialwerks in der Verfassung zugestimmt – nur: Der entsprechende Artikel blieb toter Buchstabe. So kam es, dass die Forderung, endlich vorwärtszumachen, einem *ceterum censeo* gleich in den unzähligen Tätigkeitsberichten der Vertrauensleute auftauchte.

Rosa Schütz, Lehrerin in Bümpliz (9.9.1942):⁴⁶⁶

Dass in unserm Schweizerhaus noch nicht alles klappt, wir noch nicht «alle Brüder» sind, das spüren wir täglich im Alltag. Durch Aufbau & Erziehung muss es besser werden [...] Wäre es vielleicht nicht auch möglich und die Pflicht, die Zuhörer aufmerksam zu machen auf die Altersversicherung, die kommen sollte und auszubauen wäre? Denn auch der zweite Teil unseres «Augustverses» sollte Wirklichkeit werden: Alle für Einen. Das heisst, das möglich zu machen, dass niemand in Angst an seine alten Tage denken muss.

Wie mancher Soldat würde seinen Dienst fürs Vaterland lieber tun? Das ist auch Vaterlandsverteidigung. Es ist eines Volkes unwürdig, so viele «armenunterstützte» zu haben. Und es ist nicht jedermanns Sache, im Alter unterstützt zu sein, weil er in seinem Leben nie dazu kam, eben zu sparen, weil sein Einkommen zu knapp ist, Mamon zu sammeln. Und «armengenössig» sein, ist anstössig, zehrt an Seele & Leib.

258

Nie verlegen um kräftige Worte war die Publizistin Agnes von Segesser. Wiederholt schilderte sie die Erbitterung darüber, dass «Steuer auf Steuer gebeigt» werde, sich aber niemand um Witwen, Waisen, Kranke, Erwerbsunfähige kümmere. Fazit ihres Berichts vom 17. Juli 1942:⁴⁶⁷

Diese Erbitterung wird nicht in den Zeitungen zu lesen sein; sie wird aber ein wertvolles Kapital an guter Gesinnung langsam totschlagen, und das in Kreisen, welche bisher restlos opferfreudig und gutgesinnt waren.

Walter Bindschädler
Bindnersstr. 26.
B a s s l

B a s s l, den 6. Juni 1924.

Gener. adjutantur Sekt. Heer u. Haus	
JUNI	24/26
V.I./B	
V.II	1
F.P.	
F.V.	
Verm. D.	
Adm. D.	
R. F.	
K	

An die Generaladjutantur
Sektion Heer und Haus

Betr. Ihr Schreiben No. 601/26.

Hörte schon Klagen, dass es Arbeitgeber gibt welche zu den betreffenden sagen, wenn sie um eine Lohnerhöhung fragen die Antwort bekommen sind sie ein Kommunist?

Man hört viel von Arbeiter sagen, wenn es eine grössere Arbeitslosigkeit gibt, so könnte es eine Rumplette geben.

Im ~~Weitern~~ hörte ich auch sagen, dass viele Deutsche, welche eingekaufte Schweizer sind die besten Direktionsstellen einnehmen & die Schweizer werden somit benachteiligt.

Es wird von den Dienstatuenden befürchtet, dass sie sehr benachteiligt seien durch solche, welche, keinen Dienst absolvieren.

Im weiteren würden solche welche um Arbeit nachsuchen zuerst gefragt ob sie Dienst tun, wenn ja, dann können sie viel damit rechnen, dass sie nicht angestellt werden. (Dies wird Ihnen Natürlich nicht gerade gesagt weil die betreffenden Arbeitgeber wissen, wenn sie es dem Arbeiter sagen er sie Anzeigen könnte.) somit versprechen Sie ihnen sie würden Ihnen Schreiben wenn ein Platz für Sie frei sei, aber dieses Schreiben kommt nie, & die Arbeiter machen dann nicht mehr gerne Dienst.

In Küssnacht am Rigi wo ich im Dienst war, hatte ich bemerkt wie in verschiedenen Wirtschaften die Arbeiter Klagen & meinen die Zeit rückt immer näher & dann klöpft es, aber man darf ja nichts sagen ansonst man eingesperrt wird. Ich vermutete, dass es Arbeiter der Glasindustrie am Rigi waren.

Ich werde Sie stets auf dem Laufenden halten, wenn ich etwas höre von der Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung & danke Ihnen für jede Aufklärung:

Bindschädler Walter

Bemerkung: Müssen die Schreiben an Sie Frankiert werden?

hinsichtlich...
...
...

Abb. 43: Im Lauf der Kriegsjahre schien vielen Berichtverfassern eine «Rumplette» beziehungsweise ein zweites «1918» immer wahrscheinlicher zu werden.

Helmuth Saladin aus Wallbach AG (15.12.1943):⁴⁶⁸

Aus allen Ländern wird uns zugerufen: Schaut her, wie wir für unsere Leute sorgen. Die Sowjet-Union nennt sich das «Paradies der Arbeiter». Aus Deutschland kann man täglich hören über die verschiedenen Organisationen, die besorgt seien um die Alten und Gebrechlichen, die unbemittelten Kinder, die Mütter usw. Aus dem Westen tönte es in letzter Zeit unablässig von einem sog. «Beveridge Plan»,⁴⁶⁹ der den Engländern sogar den Himmel auf Erden schaffen soll. Infolge dieser propagandistischen Aufmachungen aus dem Auslande wird sich wohl ein mancher Schweizer fragen: Ja was sorgt denn die Schweiz für uns, wo kommen denn die vielen Steuern hin?

Lehrer Baidinger aus Rheinfelden (24.12.1943):⁴⁷⁰

Wichtig scheint mir die endliche Verwirklichung der Altersversicherung. Das Volk kann die immerwährende Hinausschiebung dieser sozialen Institution nicht verstehen. Durch die fortwährende Vertröstung auf später hat das Vertrauen der breiten Massen des Volkes zu den Behörden und den führenden Kreisen gelitten.

Godh. v. Heydebrand, Lausanne (3.2.1945):⁴⁷¹

Es ist interessant zu beobachten, wie die Hoffnung auf die Lösung der sozialen Frage sich mit dem Vorrücken der Russen verbindet. Ich konnte dies sowohl in Arbeiter- wie auch in anderen Kreisen beobachten. Es bestätigt sich neuerdings, wie sehr die zukünftige Stellung der Schweiz nach aussen, welche sich auf eine geschlossene Volksmeinung gründet, mehr denn je auch von der Lösung dieser Fragen abhängt [...].

Um für die zukünftige militärische Bereitschaft eine gesinnungsmässige Grundlage zu haben, die unerlässlich ist, wird es eine militärische Notwendigkeit sein, die Altersversicherung innert kürzester Frist zu verrichten.

Wenn unsere Soldaten nicht auch in der Zukunft das Gefühl haben können, dass sie etwas Höherwertiges gegen etwas Minderwertigeres zu verteidigen haben, wird der volle Einsatz nicht zu erreichen sein.

Und dann machte sich auch, wie der eben erwähnte Lausanner antönte, ein 260 Element bemerkbar, das die Diskussion um soziale Gerechtigkeit ganz besonders anfachte: Der «Ostwind», der umso heftiger blies, je länger der Krieg dauerte. Um die Entstehung dieses Windes – manche sprachen auch vom «Ostlicht» – zu verstehen, muss man den Blick nach aussen wenden.

Als die Rote Armee im Winter 1942/43 den Vormarsch der Wehrmacht stoppte und dieser bei Stalingrad eine entscheidende Niederlage zufügte, stieg ihr Ansehen in breiten Kreisen der Schweizer Bevölkerung. Und dieses Ansehen steigerte sich noch, als die Sowjets in den folgenden Monaten die feindlichen Truppen sukzessive zurückdrängten, wäh-

rend die Westalliierten, trotz Drängens der Sowjetführung, sich mit der Eröffnung der sogenannten Zweiten Front Zeit liessen. Plötzlich wurde auch in unserem Land vielen bewusst, wozu das seit der Revolution verteufelte Regime fähig war, welche Kräfte es mobilisieren, welche Lasten es tragen konnte. Dies alles löste Ver- und Bewunderung aus, auch Hoffnung – aber noch mehr Ängste. Lassen wir wieder die Vertrauensleute reden.

Alfred Blunschli aus Luzern an (28.5.1942):⁴⁷²

Nach dem siegreichen Vorgehen der einen Kriegspartei und der wundervollen Haltung des russischen Volkes und Armee ist eine gehobenere Stimmung im arbeit. Volke festzustellen. Ist aber ebenfalls beeinflusst von der festen Haltung und energ. Zugreifen der obersten Bundes- und Armeebehörden den Landes-Verrätern gegenüber. In bäuerlichen Kreisen macht sich eine zunehmende Sympathie für Russland und seine Regierung bemerkbar.

Mars Bucher aus Steckborn (4.10.1942):⁴⁷³

Auf dem politischen Gebiet möchte ich erwähnen, dass die unerschöpflichen Reserven der Russen an Kriegsmaterial eine immer grössere Hochachtung vor den Leistungen des Kommunismus mit sich bringt. Diese Hochachtung, sowie das Gefühl von der bürgerlichen Gesellschaftsklasse nicht wahrheitsgetreu informiert worden zu sein, kann später einmal einen gefährlichen Boden für die Ausdehnung des Kommunismus bilden.

Der Zürcher Kaufmann Jul. Sieber wusste von seinen Diskussionen während des Militärdienstes zu berichten (20.2.1943):⁴⁷⁴

In sozialer Beziehung waren die Leute hauptsächlich in 2 Gruppen geteilt. Die eine glaubte an die Durchführung der notwendigen soz. Reformen durch unsere heutige Elite, wiewohl noch grosse Widerstände nach dem Kriege zu überwinden sein werden bis hier die Einsicht durchbreche, es gehe nicht anders, wenn man nicht viel Schlimmeres als mehr Gerechtigkeit dem Kleinen gegenüber gewärtigen wolle. Der andere, kleinere Teil setzte alle Karten auf eine Kommunisierung Europas nach einem Russensiege. Dies sei nach den lange genug gedauerten Erfahrungen als Unterlage [*sie!*], die einzige Möglichkeit, die unsittliche und asoziale Macht des Kapitals zu brechen. Die Verfechter dieser Linie waren nicht etwa, wie man glauben könnte, verbitterte Proletarier [...]

G. von Allmen-Müller, Thun (30.3.1943):⁴⁷⁵

In meinen Kreisen ist leider die Auffassung vorherrschend, dass früher oder später der Kommunismus Ordnung schaffen müsse (nach vorsichtiger Schätzung bekennen

sich etwa 80% der arbeitenden Klasse mehr und mehr offen zu dieser Staatsform).

Die Baslerin E. Brechbühl (30.3.1943):⁴⁷⁶

Ich kenne einen tüchtigen fleissigen Arbeiter, verheiratet, Vater von 2 Kindern. Er gehörte weder einer sozialistischen noch kommunistischen Partei an. Seitdem die Kommunisten in Russland so erfolgreiche Fortschritte machen, ist dieser sonst so ruhige Mann ein ganz anderer geworden. Für ihn gibt es nichts Besseres mehr als die Russen. Er betont immer wieder, dass man uns in der Schweiz den Kommunismus immer als etwas Abschreckendes hingestellt habe; wenn der Russe nicht so viel Rechte hätte, würde er seine Heimat nicht dermassen verteidigen, wie er es tut. Er schimpft auf die kapitalistischen Länder; auch wir in der Schweiz sollen nur auf das Kriegsende warten, wir würden noch manches erleben, es würden einige «Oberen» ihre Köpfe lassen müssen [...]

Schlosser Adolf Christen aus Littau (Anfang Juli 1944):⁴⁷⁷

Politisch weht ein starker Ostwind. Die Kommunisten wollen das Friedensabkommen über den Haufen werfen u. einen neuen Gesamtarbeitsvertrag anstreben. Sie haben schon etwas recht diese Kommunisten, denn dieses Friedensabkommen hat uns wohl einerseits einen Haufen Aufträge gebracht in der Maschinenindustrie, weil die Gewähr dafür da war, dass diese Aufträge auch richtig ausgeführt wurden. Andererseits aber hat es uns Arbeiterschaft die Hände gebunden u. ein neues Friedensabkommen werden wir nur unter gewissen Bedingungen wieder eingehen. [...] Ist es nicht traurig, dass Grossfabrikanten in der Berechnung des Existenzminimums nicht weiter gehen als für Familien mit 2 Kindern u. einem Bébé, wie wenn die andern keine Lebensberechtigung hätten. Unsere Familienväter sind besonders erbittert u. werden wenn etwas passieren sollte kein Gewehr in die Hand nehmen um Ruhe u. Ordnung wieder herzustellen, sondern sie werden zu Haus bleiben oder noch mithelfen, den Geldmagnaten und Vögten der Freien Arbeiterschaft den Kragen umzudrehen. Denn niemand anderes als die Arbeiterschaft soll immer die Opfer bringen. Das schreibe ich als Christlichsozialer Gewerkschafter, denn wir haben nichts zu verlieren als nur das Leben. Das ist kurz das Stimmungsbild, das überall zu sehen und zu hören ist.

Joachim Bachmann aus Wollerau fragte sich besorgt, wie sich die Linksextremen zur Landesverteidigung stellten (27.6.1944):⁴⁷⁸

Findet nicht die 5. Kolonne ihre Anhänger in diesen Kreisen? Unzufriedene, die ihr Heil im Ostlicht kommen sehen, hat es auch bei uns im «Höfnerländli». Diese Leute sähen gar nicht ungerne, wenn von den Städten her die kommunist. Ideen aufflammten.

Der Kampf um die grossen Ideologien und die gegenläufigen Weltanschauungen machten zahlreiche Bürgerinnen und Bürger konfus. Ratlosigkeit tat sich in vielen Tätigkeitsberichten kund, etwa in jenem von Mathilde Bösch aus Lichtensteig (3.8.1942):⁴⁷⁹

Es läuft mir jedesmal ein eiskalter Strom über den Rücken, wenn ich vernehmen muss, ein glückliches Ende des Krieges gebe es nur dann, wenn die Achsenmächte siegen würden. «Sonst hätten wir die Russen in der Schweiz zu befürchten!» Wie kann man die Leute in dieser Hinsicht aufklären?

Dieser Leitsatz gehörte zur zentralen Stossrichtung der Nazipropaganda, die das Land heimsuchte: Wir führen den Kampf gegen die Russen und retten damit auch euch vor dem Kommunismus! In wankelmütigen und rabiat anti-kommunistischen Kreisen wirkte dieser Leitsatz durchaus verführerisch.

Zu erwähnen ist ein weiteres Element, das dafür sorgte, dass das lieb' Vaterland nicht ganz so ruhig und vertrauensvoll war, wie es seine Obrigkeit sich wünschte. Gottlieb Duttweiler, der Migros-Gründer, unkonventionell, aufsässig, provokativ, stand quer zu allen Fronten. Mit seinen Verkaufswagen, die seit Mitte der 1920er-Jahre in den Landgemeinden aufkreuzten, hatte er den Zorn vieler ortsansässiger Kleingewerbler hervorgerufen. Während des Kriegs, als «Zusammenstehen» die offizielle Losung war, ritt er in Reden und Artikeln seiner Zeitungen (*Tat*, *Brückenbauer*) Attacke um Attacke sowohl gegen die Linke wie gegen die Rechte, und das mit einer Heftigkeit, die das landesübliche Mass überschritt. So jedenfalls empfanden es viele Vertrauensleute, die ebenfalls heftig reagierten. Dieser «Dutti» sei nichts als ein Unruhestifter und Volksverhetzer, der die Bäuche der Spiessbürger mit Gram und Misstrauen fülle, und es sei unbegreiflich, weshalb die Behörden den Kerl nicht «an einen sicheren Ort» brächten oder die Pressekontrolle einschreite. Dieselbe Erbitterung wühlte auch Bundesrat Etter auf, der den Landesring «für gefährlicher als irgendeine der extremen Bewegungen hielt» und im Auftritt dieser Partei «eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Vorgehen der nationalsozialistischen Partei in Deutschland vor 1933» erblickte.⁴⁸⁰

Auf dem Tisch der geistigen Landesverteidiger landete also, wie man sieht, enorm viel Post mit politischem Zündstoff. Weil das politische Geschäft aber gerade nicht zur H&H-Domäne gehörte, blieben die Antworten vage. Sie tönnten ungefähr so: Ja, die Teuerung sei tatsächlich ein Problem, leider ein sehr verwickeltes, und gerade deshalb könne der Ausgleich nicht von oben dirigiert werden. Auch das Projekt AHV sei ausserordentlich komplex, die Bundesexperten arbeiteten fleissig daran, man rechne, dass 1948 ein Gesetz in Kraft treten könnte. Eine Spur ausführlicher fielen die Antworten zur «Ostwind»-Frage aus. Dem um sein «Höfnerländli» besorgten Joachim Bachmann etwa beschied Bern:

Selbstverständlich gibt es auch eine gewisse fünfte Kolonne links. Die Russenverherrlichung hat durch die neuesten russischen Siege einen sehr starken Auftrieb erfahren. Wie im Jahre 1940, so gibt es auch heute Konjunkturritter, die diesmal das Heil nicht im Norden, sondern im Osten sehen. Sie werden aber eines Tages – so wie die Herbstblätter von den Bäumen fallen – wieder verschwinden. Es ist indessen von Wichtigkeit festzustellen, dass nicht alle heute russenbegeisterten Leute einer event. 5. Kolonne angehören, ebenso wie auch nicht alle linksradikalen Elemente Kommunisten sind. Bekanntlich ist in einer Demokratie jede politische Ansicht – insofern sie nicht landesverräterischen Charakter hat – erlaubt. Nur derjenige ist Kommunist, der das Interesse der Schweiz verleugnet und in seiner politischen Haltung den Weisungen des Auslandes folgt.

Bei Durchsicht dieser Post fällt auf, dass das Aufklärungsbüro seine schmalen Antworten in aller Regel mit höflichem Dank für den «sehr wertvollen» Tätigkeitsbericht beendete. Geheuchelt war das nicht. Die Aufklärung, die hier nicht von oben nach unten, sondern in umgekehrter Richtung erfolgte, war den H&H-Leuten in der Tat wertvoll. Angesichts der prekären Lage, in der sich die Schweiz aussenpolitisch befand, legte die Führung grössten Wert auf Erhalt und Festigung der inneren Stabilität. Daher sammelte der Aufklärungsdienst mit Fleiss und Systematik alle Anzeichen, die auf Unzufriedenheit oder gar Unruhen hindeuteten. Bereits der vergleichsweise harmlose «Bauernaufstand» im schwyzerischen Steinen (vgl. S. 40) hatte die Alarmglocken läuten lassen. Das um sich greifende Murren über die sozialen Verhältnisse und erst recht die Aktivitäten des Stalin treu ergebenden Léon Nicole, der in Genf, in der Waadt und auch im Jura zahlreiche Sozialdemokraten hinter sich scharte, zogen naturgemäss bedeutend grössere Aufmerksamkeit auf sich.

Die Unmengen besorgter Rapporte landeten deshalb nicht in irgendeinem Aktenschrank. Dr. Lindt schrieb anhand des Materials mehrere Analysen, die sich durch den freien, vorurteilslosen Blick des Liberalen auszeichneten. Der bürgerliche Lindt warnte die Bürgerlichen davor, stur in ihrem Blockdenken zu verharren, er postulierte sozialen Ausgleich, Integration der arbeitenden Bevölkerung in die Machtstrukturen, Aufhebung diskriminierender Verbote von Linksparteien; auch mahnte der einstige NZZ-Korrespondent wiederholt die dominierenden Freisinnigen, mit ihrem Monopolanspruch auf den richtigen Patriotismus vorsichtiger umzugehen und der noch immer existierenden Loyalität der Arbeiterschaft, der verhältnismässig die grössten Lasten zufielen, Sorge zu tragen.

Der Chef des Aufklärungsdienstes engagierte sich jedenfalls als Aufklärer und Augenöffner der leitenden Instanzen im bürgerlichen Machtgefüge; dabei argumentierte er, ganz im Gegensatz zum Kontakt mit seinen Vertrauensleuten, ausgesprochen politisch. Seine Appelle wurden nicht überall gern gehört.

Namentlich nicht im Büro des Innenministers, der noch immer einer konservativen, ständestaatlich autoritären Staatsidee nachhing. Auszug der Unterredung zwischen Lindt und Etter vom 3. November 1943:⁴⁸¹

Lindt: In jedem Kriege greift auch in neutralen Völkern die Ansicht um sich, dass alle Kriegsoffer irgendwie ihre Rechtfertigung in neuen, besseren Verhältnissen finden müssen. Diese Hoffnung lässt sich heute auch in der Schweiz feststellen. Die sozialen Probleme – Altersversicherung, Berufsgemeinschaft, Existenzsicherung für Arbeiter und Bauer – werden immer eifriger diskutiert. Es war wahrscheinlich ein Fehler der freisinnigen Wahlpropaganda, sich auf einen Rückblick auf vollbrachte Leistungen im wesentlichen zu beschränken. Das Volk erwartet von seiner Führung Ausblicke auf die Zukunft.

Etter: Ich ziehe die reale Betrachtungsart, wie sie Herr Bundesrat Stampfli gegenüber den sozialen Problemen eingenommen hat, Chimären vor. Wir dürfen keine Versprechungen machen, die nicht eingelöst werden können. Alle Perspektiven sind abhängig von den wirtschaftlichen Tatsachen der Nachkriegszeit.

Lindt: Das Volk ist bei uns reif genug, nicht feste Versprechungen erwarten zu wollen. Es möchte aber, dass man sich mit den grossen Sozialproblemen beschäftigt, und dass Lösungen vorbereitet werden.

Etter: Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, dass die Schweiz sozial weiterentwickelt ist als andere Staaten.

Doch Lindt liess nicht locker. Vier Monate später nahm er das grosse Thema bei einem seiner Termine mit Bundesrat Etter erneut auf:⁴⁸²

Das anti-kapitalistische Gefühl nimmt in unserm Volke nicht nur in den Arbeiterkreisen zu. Das Wort «anti-kapitalistisch» ist aber nicht im Sinne des marxistischen Schlagwortes (revolutionär antinational) zu deuten. Es ist darunter viel mehr die Auffassung zu verstehen, dass auch in der Schweiz das soziale Problem energischer angepackt werden soll und der Arbeiter in ein engeres Verhältnis zum Unternehmen zu bringen ist. Das Bedürfnis nach grösserer sozialer Gerechtigkeit kann heute nicht mehr wie vor einem Jahre noch durch den Hinweis beschwichtigt werden, im Auslande gehe es dem Arbeiter viel schlechter. Einer unserer Korrespondenten schrieb: «Wenn man mir sagt, dass in Griechenland tausende von Personen verhungern, ändert das doch an der Tatsache nichts, dass ich heute meine 6 Kinder nicht genügend ernähren kann.»

Etter hörte solche Botschaften aus dem Volk offenbar nicht gern. Am Schluss von Lindts Vortrag, in dem zahlreiche andere kritische Punkte zur Sprache kamen, meinte er:

Ihr Referat beweist mir, wie unser Volk geneigt ist, von einem Extrem ins andere zu verfallen [...]

Ende Oktober 1943 fanden die eidgenössischen Wahlen statt. Der Ostwind machte sich bemerkbar, wenn auch nicht gerade stürmisch. Die Sozialdemokraten steigerten ihren Wähleranteil von 25,9 auf 28,6 Prozent und stellten nun die stärkste Fraktion, während die bäuerliche BGB (heute SVP) von 14,7 auf 11,6 Prozent zurückfiel. Im Dezember desselben Jahres wählte die Vereinigte Bundesversammlung mit dem Zürcher Ernst Nobs den ersten Vertreter der SPS in den Bundesrat.

Den Weg in die Exekutive hatten der Sozialdemokratie tief greifende Änderungen in ihrem Programm geebnet. 1935 schwor die Partei der «Diktatur des Proletariats» ab und bekannte sich vorbehaltlos zur Demokratie. 1937 sagte sie Ja zur Landesverteidigung. Im gleichen Jahr unterzeichneten Gewerkschaften und Arbeitgeber das sogenannte Friedensabkommen. Und in den ersten Kriegsjahren zeigte sich bald, dass die Arbeiterschaft eine unentbehrliche Stütze in der Abwehr der faschistischen Bedrohung war. Was sich auch in zahlreichen Tätigkeitsberichten «linker» Vertrauensleute ablesen lässt: Aus der Art, wie sie ihre Loyalität zur Schweiz formulierten, sprach ein Patriotismus, der zwar nüchterner und kritischer, aber mindestens so solide war wie jener, den das Bürgertum für sich in Anspruch nahm.

«Bei uns heisst das: s'Määss isch voll»

Die Stimmung im Land war gegen die Juden gerichtet

Während des Kriegs machte die Armee in verschiedenen Wellen Truppen mobil gegen den erwarteten Angriff des Feindes. Der Feind kam nicht. An seiner Stelle kamen Menschen, die, wollten sie ihr Leben retten, vor dem Feind, der unser Land glücklicherweise nicht angriff, Schutz suchen mussten und dies faktisch nur noch in der Schweiz tun konnten: die Flüchtlinge. Diese Hilfesuchenden, könnte man sagen, sorgten ihrerseits für eine Art Mobilisierung, wühlte ihre Anwesenheit doch das Innenleben der Schweizer Bevölkerung nachhaltig auf – so nachhaltig, dass sich die Erschütterungen bis heute nicht gelegt haben. Die ungerufenen Fremden lösten vielerlei Ängste aus – Angst vor Überfremdung, «Verjudung», möglichen Repressalien, Übervorteilung. Ihre Anwesenheit weckte Neid, Missgunst, Eifersucht. Sie mobilisierte die Moralapostel und Sittenwächter, sie entfachte selbst im biedersten Biedermann fast unglaubliche Phantasien über Sinnen, Trachten und Triebe all der Gestrandeten.

Wenn schon die Stimmung gegenüber den internierten Militärpersonen (vgl. Kapitel 19) nicht gut war, so stiessen die Zivilflüchtlinge in breiten Volksschichten auf entschiedene Ablehnung. Ein Grossteil von diesen waren Juden. An ihnen entzündete sich der seit eh und je im Land schwelende Antisemitismus. Die Entzündungen manifestierten sich in leisen und lauten, in halb verhüllten und ungeschminkten, in abwägenden und ungezügelt bösartigen Verlautbarungen. Sie traten überall hervor, in abgelegenen Bergtälern (wo es kaum je Juden gab) wie an den Universitäten, unter Arbeitern und Bauern, in Wirtshäusern, Krankensälen und Kompaniebüros. Selbst im Denken von Personen wie beispielsweise Hans Hausmann, die zum innersten Kern des Widerstands gegen die Nazis zählten, machten sich antisemitische Reflexe bemerkbar.⁴⁸³

Alle diese Stimmungen transportierten die Vertrauensleute wiederum in unzähligen Berichten nach Bern. Dabei fällt aber auf, dass sie sich dem Thema erst ab Spätsommer 1942 intensiv zuwandten – nach den Ereignissen im August jenes Jahres, welche die Bevölkerung aufwühlten und, wenn auch nur vorübergehend, eine Welle des Mitleids auslösten.

An der Wannseekonferenz vom Januar 1942 hatte das Naziregime die «Endlösung der Judenfrage» beschlossen. Im folgenden Frühjahr begannen in Deutschland und den besetzten Ländern die systematischen Verhaftungen und Deportationen der Juden. Auch im noch

Menschen auf der Flucht

Aufgrund humanitärer Erwägungen und internationaler Verpflichtungen hat die Schweiz während der Kriegsjahre für kürzere oder längere Zeit rund 300'000 Personen aufgenommen. Die Zahl der zivilen Flüchtlinge betrug rund 51'000 (davon etwa 21'000 Juden). Das grösste Kontingent stellten mit 104'000 die in die Schweiz geflohenen ausländischen Militärpersonen (vgl. Kapitel 19). In der Gesamtzahl inbegriffen sind auch die 60'000 Kinder, welche die Schweiz aus den umliegenden Ländern für einen Erholungsaufenthalt von einigen Wochen aufnahm, ebenso die 60'000 «Grenzflüchtigen», denen die Schweiz erlaubte, während Kampfhandlungen für kurze Zeit auf ihr Territorium auszuweichen. Die zivilen Flüchtlinge wurden in Heimen, Betrieben, Familien und, als Zivilinternierte, in Lagern untergebracht. – Nach wie vor ist umstritten, wie viele Flüchtlinge, hauptsächlich jüdische, die Schweiz an der Grenze zurückwies oder wieder ausschaffte. Der Bergier-Bericht ging ursprünglich von gegen 30'000 aus. Neuere Forschungen zeigen, dass die Zahl tiefer lag. Genau beziffern lässt sie sich nicht, da das Wegweisungsregister vernichtet wurde. (Quellen: HLS/Bergier-Schlussbericht)

nicht besetzten Süden Frankreichs verschärfte die französische Miliz die Repression massiv und hielt die jüdische Bevölkerung in Konzentrationslagern fest. In Paris lancierten die Deutschen Mitte Juli eine Aktion, die unter der Bezeichnung *La Grande rafle du Vél d'hiv* in die Geschichte einging. In einer Grossrazzia trieben sie mehrere Tausend jüdische Männer, Frauen und Kinder in der städtischen Radsporthalle zusammen. Danach rollten die Deportationszüge Richtung Auschwitz. Von jenen, die überhaupt noch in der Lage waren, ihrem Schicksal zu entgehen, wagten manche die Flucht. So kam es, dass sich im Sommer 1942 die illegalen Übertritte über die Schweizer Grenze häuften.

Die Schweizer Behörden griffen zu einer drastischen Massnahme. Heinrich Rothmund, Chef der eidgenössischen Polizeibehörde, ordnete am 13. August eine totale Grenzsperrung für Flüchtlinge «nur aus Rassegründen» an. Die Massnahme, die sich gegen die Juden richtete, hätte eigentlich geheim bleiben sollen. Die Presse erfuhr davon, mehrere Zeitungen schilderten die ergreifenden Szenen, die sich an der Grenze abspielten. Breite Kreise des Volks reagierten empört auf die Gnadenlosigkeit des polizeilichen Vorgehens. Bundesrat von Steiger, der in jener Phase des Kriegs bereits gut informiert war über das Schicksal deportierter Juden,⁴⁸⁴ milderte nach den Protesten die Anordnung seines Polizeichefs etwas ab, hielt am eingeschlagenen Weg aber prinzipiell fest.⁴⁸⁵ An einer stark besuchten Landsgemeinde der Jungen Kirche vom 30. August prägte der Justizminister die Metapher, die Berühmtheit erlangen sollte – jene vom «vollen Boot»:

Wer ein schon stark besetztes kleines Rettungsboot mit beschränktem Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muss hart scheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann.

In jenen Wochen setzte die aktive Berichterstattung der Vertrauensleute ein. Sie haben wiederum das Wort.

W. Haus aus Zürich (1.9.1942):⁴⁸⁶

Ich war in der dritten Augustwoche in Chaux-de-Fonds und Le Locle und die Teilnahme für die Flüchtlinge war gross, ebenso gross die Entrüstung über Bern. Es wurde natürlich auch geäussert, das mache Bern nur den Deutschen zu Gefallen, was in den heutigen Zeiten nicht weiter verwundern muss. Der nachträgliche Rückzieher des Polizeidepartements ist leider nur das Pflaster auf eine aufgerissene Wunde, besser wäre gewesen, man hätte sie nicht zum aufreissen gebracht. Ich muss mich wirklich auch fragen, ob den Herren in Bern jedes Verständnis für die Psychologie des Volkes abgeht.

Der in der katholischen Jugendbewegung aktive AL Hofstetter aus Dietikon (11.9.1942):⁴⁸⁷

Auf politischem Gebiet bildet auch heute noch die Flüchtlingsfrage das häufigste Gesprächsthema. Die «Regelung» dieser Frage durch Vollmachtenbeschluss hat auch in unsern Kreisen viel Staub aufgewirbelt und auch ich bin der Ansicht, dass der jetzige Zustand ein Verrat an Sendung und Aufgabe der Schweiz ist.

Gemeindekassier Hans Mast von Rorschacherberg (2.9.1942):⁴⁸⁸

Es ist begreiflich, dass die Flüchtlingswelle irgendwie eingedämmt werden musste, aber die anfänglich getroffenen Massnahmen widersprachen doch den Gesetzen der Menschlichkeit, auch wenn es sich bloss um Juden handelt.

Aus St. Gallen schrieb Bruno Benz nach Bern (7.9.1942):⁴⁸⁹

Selbstverständlich soll nicht einfach die Grenze geöffnet werden, nein, aber wenn diese armen Teufel schon einmal so viele Gefahren überstanden haben, dann soll man sie nicht zurückschieben und dem sichern Tod ausliefern. «Helft den armen Flüchtlingen», «Helft uns helfen», usw. steht überall geschrieben, wird tagtäglich am Radio ausposaunt. Kommt dann aber einmal die Bewährungsprobe, die nun ganz misslungen ist, dann heisst es: «die unerwünschten Elemente müssen im Interesse unseres Landes abgeschoben werden», denn davon versteht ja der Durchschnittsbürger nichts, und die Richtigkeit dieser Feststellung zu überprüfen ist er nicht in der Lage.

Zu Wort meldete sich auch der weiter oben bereits zitierte Basler Matthias Thurneysen. Der Mitrailleursoldat und angehende Theologe hatte Beziehungen zu Frankreich und war deshalb einigermassen im Bild, wie die Deutschen dort die jüdische Bevölkerung behandelten. Sein sechsseitiger Text steigerte sich zu einer scharfen Anklage gegen die Verantwortlichen in Bern. Hier ein Auszug (24.8.1942):⁴⁹⁰

Damit sind wir mitverantwortlich an dem Verbrechen, das an diesen Menschen begangen wird, machen wir uns mitschuldig an diesem Blute, das gen Himmel schreit (1 Mose 4.10), übertreten auch wir das sechste Gebote, sind nicht besser als irgend so ein Kerl von der S. S.

Man redet viel von der Mission der Schweiz, vom Hort der Freiheit, vom Asyl, das man gewähre, brüstet sich mit Rotkreuz und Kinderhilfe, klopft Phrasen von heiliger Tradition hochhalten [...] Aber jetzt, wo es einmal wirklich etwas kosten sollte, wo wir ein Risiko auf uns nehmen müssten, da hängt der Bundesrat seinen Mantel nach dem Wind, oder noch eher nach dem Brotkorb. Wenn es so weitergeht, müssen wir uns bald schämen, Schweizer zu sein. Die Ehre der Schweiz steht auf dem Spiel. Immer wieder nimmt einer der Herren Bundesräte ein Zitat aus der Bibel oder Gott oder den Allmächtigen in den Mund, der uns so gnädig bewahre. Bis jetzt sind wir bewahrt worden. Ob es weiterhin so sein wird, haben wir nicht im Sack. Auf jeden Fall muss es uns mit schwerer Sorge erfüllen, wenn wir sehen, wie sich unser Land, und wir sind alle solidarisch, gegen Gott offen und direkt verstündigt, dessen Gnade man zu besitzen meint, aber eben «meint».

Der Aufklärungsdienst, der seinen Vertrauensleuten Antworten schuldete, sah sich einmal mehr im Dilemma. In seinen Büros wehte ein anderer Geist als in jenen der Herren Rothmund oder von Steiger. Und doch musste er die Richtlinien der übergeordneten Behörde seinen Leuten erklären und im Sinn amtlicher Loyalitätspflicht mittragen. Nehmen wir die Antwort, die Dr. Lindt den beiden vorstehenden Mitarbeitern schickte:

Die zuständige Amtsstelle war sich klar, dass hinter den paar Hundert Flüchtlingen, die unsere Grenzen überschritten, noch Hunderttausende ständen. Diese würden sich ebenfalls Richtung Schweizergrenze in Marsch setzen, wenn es bekannt würde, dass die Schweiz alle Flüchtlinge aufnähme. Um diesen Flüchtlingsstrom einzudämmen, war die Massnahme der Ausschaffung geplant. Volk und Presse haben dem gegenüber aber die humanitäre Bedeutung des Asylrechtes hervorgehoben. Es muss als durchaus positiv für die Stimmung in unserem Volke gewertet werden, dass es die rein materiellen Überlegungen, wie Gefahr für unsere Lebensmittelversorgung und unseren Arbeitsmarkt, als unstichhaltig gegenüber den ideellen Gütern zurückwies. Das Volk bewies durch seine Reaktion, wie lebendig bei uns das Gefühl für unsere nationale Würde geblieben ist.

zwei hundert Personen, die die Schweiz damals beherbergt hat, unter die Spannungen, zu denen es aus dem gleichen Grunde mit Louis' XIV. kam. Damals wurden auch prozentual viel mehr Personen aufgenommen.

2) Mission: Ich plante an eine Mission der Schweiz, und bin als Schweizer stolz, darauf. Aber das, was der Bundesrat hat, ist eine glatte Preisgabe derselben. Diese Mission ist heute schon an einem kleinen Orte, können wir nicht mehr tun, darum sollten wir denn wenigstens das Wenige, was wir noch tun können, uns so sehr zu erfüllen suchen. Dazu gehört in erster Linie das Asylrecht, ist es Deutschland ganz oder nicht.

3) Asylrecht, Rotkreuz, Kinderhilfe: Wir trösten uns gern mit Asylrecht Kinderhilfe usw. ob ich es da nicht so viel zu rühmen gibt, denn meines Wissens hat das Komitee der Rotkreuz, Kinderhilfe auch schon den Verfall begangen, nicht-würdige Kinder nur noch in beschämten Maße oder im Prinzip überhaupt nicht mehr zu unterstützen. So ist man dann und Verzweiflung. Ist das noch neutral, und was hat das mit den Idealen der Schweiz noch zu tun? Aber eben, andere Kinder zu unterstützen ist ungefährlich und unfällig niemandem, kostet ein wenig Geld, aber sonst nichts. Ich will damit nicht behaupten, dass es nicht auch nötig sei. Aber jetzt, wo es einmal ^{irrtümlich} etwas kosten sollte, wo wir ein Risiko auf uns nehmen müssten, da hängt der Bundesrat seinen Mantel nach dem Wind, oder noch eher nach dem Prokosta. Wenn es so weiter geht, müssen wir uns bald schämen, Schweizer zu sein. Die Ehre der Schweiz steht auf dem Spiel. Immer wieder nimmt einer der Herren Bundesräte ein Zitat aus der Bibel oder Gott oder den Allmächtigen in den Mund, der uns so gnädig bewahrt. Bis jetzt sind wir bewahrt worden.

Abb. 44: Der angehende Theologe Matthias Thurneysen gehörte zu den schärfsten Kritikern der Rückweisung jüdischer Flüchtlinge. Ausschnitt aus seiner sechsseitigen «Anklageschrift».

Mit solchen Sätzen gingen die geistigen Landesverteidiger auf Distanz zur offiziellen Politik der Landesregierung. Sie blieben ihrer Linie auch treu, als im Volk die Verteidigung ideeller Güter abflaute, der Selbsterhaltungstrieb überhandnahm und sich Unmut über die Verhältnisse breitmachte, Gemütslagen mithin, in denen nach Sündenböcken gesucht wird.

Mitte November 1942 widmete das Forum Helveticum (FH) dem Thema Juden eine Aussprache. Anwesend waren 50 Frauen und Männer mit unterschiedlichem Hintergrund, viele mit Doktoren- oder Professorentitel. Das Protokoll hält eine lange Diskussion fest, in der wiederholt betont wurde, die Schweiz habe gar kein «Judenproblem», wobei die gegenläufigen Meinungen darüber, wie man mit den Emigranten zu verfahren habe, eigentlich das Gegenteil bewiesen. Nur: Was war das überhaupt, das «Judenproblem»? Lag eines vor, wenn sich viele Juden im Land aufhielten? Aber wie viele? Existierte es, wenn Antisemitismus sich offen bemerkbar machte? Aber wie offen? Oder musste schon von einem «Judenproblem» gesprochen werden, wenn sich dasselbe nur in den Köpfen manifestierte und, gewissermassen auf Vorrat, Abwehrreflexe generierte? Die Aussprache machte jedenfalls ein diffuses Gemisch sichtbar aus Verlegenheit, Mitgefühl, Härte und Angst – Angst nicht zuletzt auch aus Konkurrenzgründen. So bemerkte der die Versammlung leitende Professor A. Stieger:⁴⁹¹

Das Arbeitenlassen von Geistesarbeitern unter den Emigranten wird Rückwirkungen zur Folge haben, denn die schweizer Wissenschaftler, Ingenieure etc. werden protestieren. Vielleicht wäre auch eine wissenschaftliche Arbeit im Lager möglich. Auf alle Fälle ist hier Vorsicht am Platze.

Dies waren vergleichsweise harmlose Töne. In der Öffentlichkeit wurden in jener Phase auch andere laut, die an Hass und Giftigkeit kaum zu überbieten waren. Einer, der solche anschlug, war Dr. Eugen Bircher, der Aargauer Chirurg, der eben sein Divisionskommando (eher widerwillig) niedergelegt hatte und als Vertreter der BGB (heute SVP) in den Nationalrat nachgerückt war. Birchers Weltbild war stark geprägt vom Generalstreik 1918, den er als Umsturzversuch interpretierte, bei dem ausländische Flüchtlinge eine wesentliche Rolle spielten. Insofern verwundert kaum, dass sich seine Aversionen auch im Herbst 272 1942 sozusagen reflexartig manifestierten. Als «Volkstribun», der er auch war, berief er im Oktober eine von tausend Personen besuchte Bauernlandsgemeinde ein, vor der er kundtat:⁴⁹²

Es sind nun bereits 13'000, die über die Grenze gekommen sind. Es ist klar, dass man mit ihnen Mitleid haben kann. Aber im Jahre 1917/18 wollten die gleichen Elemente unsern Staat auf den Kopf stellen [...] Diese Leute bringen uns politische Gewandläuse, die wir nicht brauchen können. Da gilt es nun, hart zu werden.

Solche Tiraden sowie das einprägsame Bild vom vollen Boot und die Hinweise auf die knappen Vorräte bewirkten einen Stimmungsumschwung. Jedenfalls wurde die Empörung über die rigorose Grenzsperrung für Juden bald einmal von der Empörung über die Juden selbst abgelöst. Ab Spätherbst 1942 berichteten die Vertrauensleute immer häufiger über jüdenfeindliche Regungen im Volk.

André Aellen aus Le Locle vermerkte in einem TB, die Tatsache, dass trotz Grenzsperrung noch immer Flüchtlinge in die Schweiz kämen, sorgte für verbreiteten Unmut. Man stelle sich die Frage (12.10.1942):⁴⁹³

Wie werden wir dem Angriff einer Armee widerstehen können, wenn wir nicht einmal die Flüchtlinge daran hindern können, in unser Land einzudringen?

Baptist Leu, Schirmfabrikant in Luzern (4.11.1942):⁴⁹⁴

Seit kurzer Zeit haben wir in Luzern im Hotel Gütsch Emigranten einquartiert. Da kann man abends, wenn das Hotel beleuchtet ist, Bemerkungen hören wie: Die Judenweiber könnten auch anderswo wohnen, es ist so manche Schweizerfamilie mit Kindern schlechter untergebracht.

Dr. M. Muther-Widmer, Anwältin in Luzern (5.11.1942):⁴⁹⁵

Meine Köchin behauptete, als die Milch und das Brot rationiert wurden, die in die Schweiz hereinkommenden Flüchtlinge hätten diese Massnahme veranlasst. Ich forderte sie auf, dort wo sie das Gerücht gehört hatte, aufklärend zu wirken.

Ernst Deubelbeiss, reisender Kaufmann, Zürich (10.11.1942):⁴⁹⁶

Emigranten: Mit wenigen Ausnahmen, sieht man diese Zuwanderung von Juden sehr ungern. Sie werden in vielen Dörfern wo sie einquartiert sind, als eine Belastung empfunden und dürften es in erster Linie für die einheimischen Juden sein. Sie sind undankbar, meckern sehr gerne und tun sehr wenig dafür sich Sympathien zu erwerben. Es fragen sich sehr viele, ob dies nicht für unser Land Schwierigkeiten politischer Natur bedeutet. Die Juden sind überhaupt das unneutralste Element das sich denken lässt. Diese vielen Vertreter und selbstständigen Kaufleute treiben eine derart extreme anglophile Politik, im ganzen Lande herumreisend dass auch sie einmal zur Raison gebracht werden sollten. Selbstverständlich kann man von ihnen nicht verlangen, dass sie Sympathien für Deutschland aufbringen, aber extrem einseitige Politik und Propaganda treiben, kann ebenfalls nicht in unserem Interesse sein.

Walter Lüem, Seminarist in Wettingen (22.11.1942):⁴⁹⁷

Sammler gehen von Haus zu Haus, der Flüchtlingsbatzen wird allwöchentlich eingesammelt, Kleidersendungen gehen an die verschiedenen Sekretariate – immer

Generalsadjutantur
Sekt. Meer u. Haus
28. 1943 6091
V. I. / B
V. II
F. P.
F. V.
Verm. D.
Adm. D.
R. F.
K.
Adm. D. 22.3.43

Kü U G
Kriegsden 24. I 43.

St. Leht. Meer u. Haus. T R A.

Im Beantwortung Ihrer Fragen Nr 369
 bin ich Ihnen mitteilen dass sich die Leute
 hier hauptsächlich mit den Juden in
 Flüchtlingsproblem beschäftigen. Es
 sind den auch einige Gemächte im Umlauf.
 Im allgemeinen spricht man jetzt fast
 vom jüdischen Kapital, die als Flüchtlinge
 in die Schweiz kamen. Besonders erbaud
 das Gemächte, dass dort soviel Schweizerjuden
 ihr Kapital nach einander geflüchtet haben
 in auch viele selbst dortin abgewandert
 seien, um nach dem Krieg als Finanz-
 kräfte Geschäftsleute wieder zu kommen.
 Währendem unsere eigenen Geschäftsleute
 in Abwärtsentwicklung hier hätten stehen in
 stehen müssen, sind diesen uns die
 seien Juden die Flüchtlinge nötig fürchten
 ohne Meiner zu merken in den eigenen Geld
 zu langen. Es würde mit selbst interessieren
 wie sich der Fall richtig verhält, in ob die
 Schweizerjuden freiwillige Beiträge entrichten,
 oder ob die gesamten Kosten zu Lasten
 unseres Staates fallen.
 Fragen nun zu ungewärteten Geldwerten
 haben wie von freiwilligen t. H. D. eine

Abb. 45: Auf diese Tätigkeitsberichte aus der antijüdischen Gefühlswelt antwortete der Aufklärungsdienst, es treffe zu, dass vor Kriegsbeginn «Schweizerkapital (jüdischer und christlicher Herkunft)» nach Amerika gebracht worden, mittlerweile aber zum größten Teil wieder zurückgeflossen sei. Das Restkapital sei in den USA so stark blockiert, dass es die Besitzer nicht verwenden könnten.

helfen wir aus Mitleid, allein aus Mitleid und Barmherzigkeit [...] Unter den heute bestehenden Verhältnissen wird der Flüchtlingsstrom eher zu als abnehmen. Die Schweiz ist ja heute schon überbevölkert, dauert dieser Zustrom nun an, dann wird sie nicht nur überbevölkert, sondern auch überfremdet [...].

Die heutigen Flüchtlinge sind uns ja ganz fremd, was versteht z.B. ein polnischer Jude von der Idee der Schweiz? Er wird sich in der Schweiz wohl anpassen um ungehinderter seinen Geschäften nach gehen zu können, nie aber wird er in unsere Gemeinschaft hereinwachsen [...] Wir haben also so noch die Aussicht, zu einem politischen Hexenkessel par excellence zu werden [...] Dieses Mitleid aber müssen wir unterdrücken und ausschalten, wenn das Vaterland auf dem Spiele steht [...] Wenn das Vaterland in Gefahr ist, dann haben alle menschlichen Regungen, so schön und edel sie auch sein mögen, zu schweigen. Mögen die Kirchlichen Organisationen dazu sagen, was sie wollen, die Flüchtlinge bilden in jeder Hinsicht eine Gefahr.

Ein halbes Jahr später meldete sich derselbe Walter Lüem, mittlerweile zum Schulmeister aufgestiegen, erneut zu Wort. Ihm war die Hetze gegen die Juden aufgefallen, die er ausländischem Einfluss zuschrieb (13.5.1943):⁴⁹⁸

Deshalb ging ich der Sache auf den Grund. Nun stellte es sich aber heraus, dass sämtliche Personen, die sich über dieses Volk äusserten, irgendeinmal ein Judenlager bewachen mussten. Für ihre Behauptungen konnten sie meist glaubwürdige Beweise erbringen.

Die Emigranten scheinen sich mit einer Arroganz zu benehmen, die unsere Soldaten vor den Kopf stösst. Selbst Soldaten, die sonst in sexuellen Dingen gar nicht prüde sind, äusserten sich abschätzig über das Gebaren emigrierter Jüdinnen. Psychologisch kann ich mir das Verhalten dieser Frauen erklären. Dass sich aber die Internierten so anmassend benehmen, das erscheint mir unverständlich.

Margrit Fischer aus Menziken (27.11.1942):⁴⁹⁹

Als weiteres Gerücht wird herumgeboten, dass mit reichen Geldmitteln in die Schweiz flüchtende Juden in Zürcher Restaurants durch üppiges Tafeln Ärger erregten, ferner dass sie Lebensmittel zusammenhamsterten und dass ihre verwöhnten Frauen sich weigerten in den Lagern Hausgeschäfte zu verrichten und dafür Dienstbotenhilfe verlangten. Diese Gerüchte sollten möglichst richtiggestellt werden, weil sie die Gebefreudigkeit unseres Volkes lähmen und dadurch die vielen Andern denen es am Nötigsten fehlt benachteiligt werden.

Willi Edele, St. Gallen (13.1.1943):⁵⁰⁰

Leider weile ich seit einiger Zeit im Spital. Dadurch habe ich den Kontakt mit der Aussenwelt etwas verloren [...] Einzig zur Frage 4 muss ich einen leider bedauernswerten Beitrag leisten.

Auf diese Sache wurde ich eben gerade im Spital aufmerksam gemacht. Als Sozialist und Gewerkschafter der in verschiedenen Kommissionen tätig ist, bin ich sicher nicht antisemitisch veranlagt. Ich bedaure gerade aus diesem Grund bekannt geben zu müssen, dass das Urteil in den Krankensälen über die jüdischen Insassen allgemein ein sehr schlechtes ist. Es ist tatsächlich sehr zu bedauern, dass sich diese Menschen kaum irgendwo anklimatisiert verhalten, wie dies sich gewöhnliche Bürger nicht erlauben würden, zum Beispiel: In einem Saale sind ältere Männer beisammen, das Radio vermittelt Ländlervolksmusik die von allen gut aufgenommen wird, der jüdische Emigrant geht hin ohne zu fragen, spricht nur, diese Musik gefällt mir nicht, das ist ja Quatsch, dreht um und schon spielt irgendetwas anderes; dieses Vorkommnis hat sich mehrere Male wiederholt, bis es zu bunt wurde.

Madame J. Brandt aus Lausanne resümierte, was sie in ihrem Bekanntenkreis gehört hatte und ersuchte den Aufklärungsdienst um Instruktion, wie auf solche Meinungen zu antworten sei. Ihr Resümee (16.1.1943):⁵⁰¹

Falls Hitler (pardon, Monsieur Hitler) verlangen würde, dass man ihm alle jüdischen Flüchtlinge ausliefert, und wenn die Schweiz sich diesem Wunsch widersetze, könnte dann diese Verweigerung die Ursache eines Konfliktes sein? Wenn ja, stünden wir, soweit ich das beurteilen kann, vor einer ernsten Frage. Ich bin nie einem Soldaten begegnet, der bereit wäre, sein Leben für die Juden aufs Spiel zu setzen. Eine einzige Person zeigte sich dazu bereit, und das war ein vom Militärdienst dispensierter Zivilist, und seine Berufung als Pfarrer stimmte ihm natürlich den Unglücklichen gegenüber gewogener. Ich muss aber sagen, dass alle Militärs ihr Leben für das Vaterland geben würden. Möglicherweise mangelt es mir an Barmherzigkeit, aber ich muss zugeben, dass ich mit ihnen vollständig einer Meinung bin.

Bern empfahl ihr, folgendermassen zu antworten:

Aufgrund einer solchen Hypothese würden wir nicht zu den Waffen greifen, um die Haut der Flüchtlinge zu retten, sondern um den Grundprinzipien unserer Unabhängigkeit treu zu bleiben: keine ausländische Intervention zulassen. Das ist ein Prinzip des Pakts von 1291 [...]

276

Pfarrer Chr. Lendi aus St. Gallen (18.2.1943):⁵⁰²

[...] Ferner beunruhigt mich eine Stimmung, die nicht als Gerücht bezeichnet werden kann, aber doch als etwas Ähnliches zu werten ist. Ich meine die Gefahr des wachsenden Antisemitismus. «Dass die Juden an allem schuld sind» ist mancherorts auch das Dogma des kleinen Mannes, auch wenn er links gerichtet ist. In diesem Punkt scheint mir die braune Propaganda in unserm Volk leider Resonanz zu finden.

J. Holliger, Berufsberaterin für Mädchen des Bezirks Ober- und Unterhental, Altstätten (22.2.1943):⁵⁰³

Ich hatte letzten Montag Sprechstunde für die Mädchen der 8. Klasse in Montlingen [...], einem kleinen Dorf draussen am Rhein. Nachher wartete ich in einem Gasthof auf einen Kollegen, der für die Buben etwas länger Zeit brauchte. In der Gaststube waren einige Männer, die über die neuesten Kriegsereignisse etc. sprachen und dann auch ins Politisieren kamen. Einer der Männer äusserte merkwürdige Ansichten, immerhin nichts von Belang. Nach einiger Zeit wollte er dann schimpfen über das Essen, das man im Militär habe. In dieser Sache wurde er aber von meinem inzwischen auch angekommenen Kollegen korrigiert, und er musste nachträglich zugeben, es sei heute recht. Bald darauf fragte er, ob es wohl wirklich wahr sei, dass die Engländer uns engros jüdische Flüchtlinge per Fallschirm bringen würden, sofern kriegerische Ereignisse in besetzten Ländern losgehen würden? Es heisse noch, wir müssten sie in der Schweiz dann nehmen, weil sie bei uns noch am sichersten seien. Diesmal wurde ich wütend und sagte: «Das ist ein dummer Quatsch – bitte sagen Sie mir einmal, woher Sie das haben!» Er antwortete, das sei jetzt gar keine Kunst, diese Sache zu vernehmen – überall wo man hinkomme hier in der Gegend, könne man das hören. Und Lord – jetzt wisse er nicht mehr wie er heisse – ein englischer Parlamentarier, habe doch kürzlich in einer Rede das gesagt, dass man es schlimmstenfalls so machen müsse. Einer ergänzte dann: «das war Lord Beeverbrook,⁵⁰⁴ oder wie er heisst.» Und prompt wurde natürlich festgestellt, dass wir jetzt in der Schweiz bald genug Juden hätten etc. Ich sagte: «erstens: glaubt doch nicht immer allen Schmarren, und zweitens: woher die Judenhetze kommt, sollten wir nachgerade wissen, und auch, wovon sie der Anfang ist.» Ich hätte natürlich gerne noch mehr gesagt, aber die Männer gingen fort und wir mussten uns auch auf den Weg machen.

Friedrich Spiess aus Zürich (6.3.1943):⁵⁰⁵

In meinem Bekanntenkreis habe ich einige Personen erster Zürcher Handelfirmen, welche zum Beispiel als Verkäufer mit dem Publikum aller Richtungen in Verbindung kommen. In letzter Zeit wird mir fast täglich über ein äusserst arrogantes Auftreten jüdischer Käufer geklagt, wozu sich noch andere norddeutscher Sprache hinzugesellen. Es entgeht der Beobachtung, ob es sich hier um deutsche Emigranten oder um vorübergehend eingereiste Deutsche handelt oder gar um solche, die bei uns leben und schon im Zeichen ihrer «Neuen Ordnung» glauben, erst recht frech auftreten zu können. Jedenfalls sollte man jenen Elementen, die unser Gastrecht mit einer frechen Haltung missbrauchen, etwas auf die Finger klopfen, d.h. man sollte mindestens auf die unschweizerische Haltung gewisser Elemente, die froh sein sollten, bei uns gut essen und frei und

ungestört schlafen zu können, nahelegen, dass auch wir das besitzen, wovon man z.B. in Deutschland gerne sagt: Bis hierher und nicht weiter. Bei uns heisst das: s'Määss isch voll.

Es ist sicher so, und ich sage das nicht etwa als Antisemit, sondern ganz nüchtern nach meinen Beobachtungen, dass trotz der geringen Zahl jüdischer Einwohner sich diese in einer Weise bemerkbar machen (in Geschäften, Cafés, Dancings, Bars etc.), die mit ihrer geringen Zahl im Verhältnis zur Einwohnerschaft nicht vereinbar ist. Es kommt doch so und so oft vor, dass man auf ein Café aufmerksam gemacht wird «ja da gehe ich nicht hin, da hat es lauter Juden ...» und das sagen nicht Nazifreunde oder Frontisten, das sagen gute senkrechte Schweizer. Auch Ihnen ist das sicher ab und zu in gleicher Weise begegnet.

Das Schlimmste dabei ist, dass sich diese Leute jetzt plötzlich wieder breit machen, wo die deutschen Armeen unter dem russischen Druck zurückweichen müssen, d. h. also, wo sie hoffen, dass ihr Feind, die Achse, am Zusammenbrechen ist. Ich halte diese Haltung für uns politisch sehr gefährlich, und die Deutschen könnten sie irgendwie einmal politisch gegen uns auswerten.

Frau S. Borer-Epp, Fürsorgerin, Erstfeld (18.3.43):⁵⁰⁶

In nächster Zeit haben wir eine Referentin Frau Kissel aus Rheinfelden bestellt, über das Thema: Emigranten & Flüchtlingsprobleme. Ich habe dieses Thema mit Absicht am hiesigen Platze ausgesucht, da auch hier viel über Verjudung und über die Rationierung, bedingt durch die Internierten & Emigranten, diskutiert wird.

Wilhelm Schelbert, Muotathal, verwies auf einen Artikel in der *Innerschweizer Bauernzeitung*, der empfahl, jedem reichen Juden einige Flüchtlinge zuzuteilen, womit das ganze Problem gelöst wäre, oder diese fortzujagen, falls sie keine Aufnahme fänden (29.3.1943):⁵⁰⁷

Weiter ist zu sagen, dass die Leute in der Innerschweiz und auch die Leute in unserer Kompagnie im allgemeinen stark gegen die Juden eingestellt sind und eine Judenhetze eine starke antisemitische Strömung hervorrufen könnte.

Auch die Flüchtlinge rufen wenig Mitleid hervor sobald es sich um Israeliten handelt.

278

Georges Piguët, der im Welschland als H&H-Referent aktiv war, meldete nach Bern, was er eben gehört hatte (14.1.1944):⁵⁰⁸

Hauptmann Q. (Lager von Champel) ruft, als er in seinem Büro auf Israeliten stösst: «Machen Sie sich aus dem Staub, ich will hier keine Krummnasen sehen.» (Wäre es nicht möglich, für die Leitung von Lagern mit jüdischen Flüchtlingen Personen zu finden, die keine Antisemiten sind?)

Kpl. Massini, im Feld (27.2.1944):⁵⁰⁹

Über die Juden ist die Meinung einstimmig. Man hält sie für sehr schlechte Leute. Im letzten Ablösungsdienst (Nov.-Dez. 43) erfuhr ich von katastrophalen Zuständen in einem Lager. In Arisdorf (Bild). Die sanitären Verhältnisse seien unaussprechlich, die Aborte verschmutzt usw.; wenn einer geheissen werde, sie zu reinigen, habe er jedesmal eine Ausrede. Man könne keinen etwas heissen. Die Wirtin des Gasthauses (wo sie essen oder wohnen?) sehe ihnen alles nach.

Auch hier werde der Ausgang nicht kontrolliert. Nach der Polizeistunde würden in der Hinterstube Orgien gefeiert. Um die Arbeit drückten sie sich, wo es gehe. Im Sommer seien sie nur auf der faulen Haut gelegen. Ich habe sie selbst an unserem Posten vorbeischleichen sehen. Man merkte, dass sie möglichst lange Zeit für den Weg zum Arbeitsplatz brauchen wollten, um dort weniger Zeit zum Arbeiten zu haben.



Abb. 46: Vielen Flüchtlingen wurde Misstrauen entgegengebracht, vor allem, wenn sie über Pelzmäntel oder andere Luxusgüter verfügten.

H. Hauser aus Steckborn (13.7.1944):⁵¹⁰

In unserer Untersee-Gegend wird momentan viel über die Juden-Verfolgung gesprochen [...] Anstatt Mittel und Wege zu suchen, wie diesem elenden Hinmorden Einhalt geboten werden könnte, gipfeln die Diskussionen in scharfen Worten gegen Deutschland, es wird der Hass geschürt und Ausrottung der Deutschen gewünscht. Andere wieder wollen schon fürchten, dass die Schweiz sich durch ihr Bekümmern um das Los der Ärmsten der Armen bald überflutet sein werde von Emigranten und geflüchteten Juden, so, dass sie selbst dann nichts mehr zu essen hätten. Denn es wird hier vielerorts richtig erkannt, dass die Versorgungsschwierigkeit mit Lebensmitteln sich wieder mehr und mehr verschärfen wird und dass ohne weiteren Zuwachs unsere Rationen von selbst kleiner würden. Schon sieht man die Schweiz überfüllt mit Juden aus Ungarn. Oft habe ich auch gehört, dass gesagt wird, die Behörde solle sich gar nicht mit dieser Angelegenheit befassen, denn wir hätten ja damit nichts zu tun.

P. R. Rochat, Inhaber eines Lebensmittelgeschäfts in Vevey, verfasste seine Eindrücke auf Briefpapier des Département social romand des Unions chrétiennes de jeunes gens et des sociétés de la Croix-Bleue. Sie betrafen die Verhältnisse auf dem Mont Pèlerin, wo Flüchtlinge in einem Hotel untergebracht waren (15.11.1944):⁵¹¹

Die Öffentlichkeit ist aufgebracht darüber, wie sich diese Leute benehmen [...] Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, dass 90% der Schweizer, die mit diesen Internierten und Flüchtlingen zu tun haben, angewidert sind. Vieles scheint unverständlich.

Was die Juden vom Pèlerin betrifft. Warum reisen diese Personen, die über ein gut garniertes Portemonnaie verfügen, zu halbem Preis in der Funiculaire, im Zug und im Schiff; weshalb können sie zum halben Tarif ins Strandbad, ins Kino, während der ärmste unserer Mitbürger den vollen Preis zahlen muss. Wie kommt es, dass diese Leute ständig über viele Coupons für Schokolade, Milch, Kaffee und anderes verfügen. Werden sie denn nicht ernährt und logiert? [...] Es vergeht keine Woche, ohne dass einer dieser Juden ins Geschäft kommt, um dieses oder jenes Nahrungsmittel zu kaufen. Unnötig zu sagen, dass bei mir nichts zu machen ist, selbst wenn sie einen höheren Preis bieten. Ist es überall so? Diese Leute kehren dann mit gefüllten Säcken und Mappen auf den Pèlerin zurück. Könnte nicht dafür gesorgt werden, dass sie bei Ankunft in ihrem Grand Hotel kontrolliert werden. Während ständig an das Schweizer Volk appelliert wird, den Unglücklichen zu helfen, so ist es traurig festzustellen, dass diese Juden vom Pèlerin, und andere sicher auch, ohne aufs Geld zu schauen sich feinen Champagner, Portwein usw. leisten können. Etwas stimmt da nicht. Was ihre Bekleidung betrifft, so sind sie nach der letzten Mode angezogen, die nicht von letzter Qualität ist.

Zu vernehmen waren auch andere Stimmen. Nachdenkliche, warnende; solche, die mahnten, man möge über den Tag hinausblicken. Wachtmeister M. Keller aus Ennetbürgen in seinem Bericht vom 16.10. 1943:⁵¹²

Die einzige Sorge, die viele Leute kennen, ist die Angst vor einem grossen Flüchtlingsstrom, der im Falle einer Invasion einsetzen könnte.

Meine Auffassung ist die: Geben wir diesen armen verletzten Menschen eine Zuflucht. Teilen wir das wenige mit Ihnen. Die Schweiz existiert auch nach dem Kriege wieder, und die guten Werke die wir tun, werden ganz sicher mit Zins und Zinseszins uns wieder zu gute kommen.

Gemessen am grossen Antichor waren solche Verlautbarungen klar in der Minderheit. Und nicht laut genug, dass sie sich wirklich hätten Gehör verschaffen können.

Bei dieser Stimmungslage musste der Aufklärungsdienst reagieren, musste dem ganzen Fuder von Vorurteilen und Unterstellungen, Übertreibungen und blankem Hass Antworten entgegenhalten. Nur: Was sollte man Leuten sagen, die ihre tief eingegrabenen Feindbilder pflegten, die fixiert waren auf ihre Sündenböcke, die in der «Verjudung» des Landes eine unumstössliche Tatsache erblickten?

Man versuchte es mit Zahlen. Im Januar 1943 versandte Heer & Haus den «aktiven Kursteilnehmern» ein Zirkular,⁵¹³ in dem unter anderem das Gerücht behandelt wurde, das Schweizervolk habe die Brot- und Milchkontingentierung einzig dem Zustrom jüdischer Flüchtlinge zu verdanken. Das Zahlengerüst sah so aus:⁵¹⁴

Die Bevölkerung der Schweiz beträgt	4'260'719	
davon Schweizer	3'710'878	= 913 Promille der Bewohner
davon Ausländer	355'522	= 87 Promille der Bewohner
davon Juden	17'973	= 4 Promille der Bewohner
a) davon Schweizerjuden	9'803	= 3 Promille aller Schweizer
b) davon Ausländerjuden	8'170	= 23 Promille aller Ausländer

Wenn man, so die Zahlenakrobatik weiter, noch die gegenwärtig 14'815 Flüchtlinge dazuzähle, von denen 90 Prozent Juden seien, so resultierten deren 31'500, die in der Schweiz lebten, also 7 Promille der Gesamtbevölkerung. Fazit: «Aus diesen Zahlen geht hervor, dass die Schweiz auch heute noch kein Judenproblem kennt.» Mit grossem Eifer machte der Aufklärungsdienst seinen Vertrauensleuten auch plausibel, dass all die fremden Esser die Mundportionen der Schweizer keineswegs beeinträchtigten, hiesse es doch schlecht wirtschaften, wenn nach Zuteilung der Rationen an die Ansässigen nicht auch für die Fremden noch etwas übrigbliebe. Selbst wenn gekürzt werden müsste, hätten die Einheimischen

bei einer täglichen Normalration von 225 Gramm Brot und 4 Dezilitern Milch lediglich auf rund 3'114 Gramm Brot und 6 Gramm Milch zu verzichten.⁵¹⁵

Solche Promille- und Dreisatzrechnungen vermochten die tiefsitzenden Aversionen selbstverständlich nicht zu beseitigen. Das war auch den Leuten von Dr. Lindt bewusst. Daher holten sie in ihren Antworten auf die Klagen über Faulheit, Frechheit, Aufsässigkeit oder Undank der Emigranten immer wieder zu ausführlichen Repliken aus, die den Adressaten die Augen öffnen sollten. Diese besonders heikle Korrespondenz wies Dr. Lindt nicht selten seiner jungen Mitarbeiterin Silvia Pozzi zu, die mit ihren 25 Jahren einen erstaunlich überlegenen Ton anschlug: mitfühlend, aber nicht säuselnd; bestimmt, aber nicht stur. Einem Basler Vertrauensmann schrieb sie (23.11.1944):⁵¹⁶

Es ist die selbstverständliche Pflicht der Bevölkerung eines bis heute vom Kriege verschonten Landes, dass sie den verfolgten Menschen hilft. Wir Schweizer wollen diese einfache Pflicht der Menschlichkeit erfüllen, ohne dafür besondere Dankesbezeugungen zu erwarten. Versuchen wir einmal, den ganzen Fragenkomplex sachlich zu überdenken und uns in die geistige und seelische Verfassung der aufgenommenen Flüchtlinge und Internierten hineinzudenken.

Wir stehen vor entwurzelten Menschen, die zum grössten Teil alles verloren haben: Familie, Bekannte, Beruf, Arbeitsplatz, Vaterland, Sicherheit und Vertrauen in die Zukunft.

Aus technischen Notwendigkeiten und auch aus Sicherheitsgründen werden Flüchtlinge und Internierte in Lagern zusammengefasst. Der Einzelne musste seit Jahren und auf unbestimmte Zeit hinaus sein individuelles Leben zu Gunsten der Masse, der Kollektivität aufgeben. Dass die Unfreiheit nicht leicht zu ertragen ist, sollte gerade dem Schweizer klar sein. Dass solche Menschen gelegentlich nervös, gereizt, empfindlich und unduldsam werden, müssen wir versuchen zu verstehen. Unzufriedene und Unbeschäftigte werden zu Nörglern; es ist ihnen oft direkt eine Beschäftigung, an allem etwas auszusetzen. Und noch eines: jede Verallgemeinerung ist ungerecht [...]

Die Antwort an einen St. Galler Radioelektriker, der sich bitter darüber beklagte, in seiner Stadt «wimml» es von Juden, endete mit der Anweisung (11.8.1943):⁵¹⁷

Jeder von uns hat daher die Pflicht, seine eigenen Vorurteile zu zügeln und die der Miteidgenossen zu zerstreuen, auch wenn zuweilen da oder dort ein Emigranten-zirkel sich etwas zu laut gebärdet. Nicht nur Emigranten und Juden tun das bekanntlich. Auch urchige Schweizer sind dazu im Stande, wobei letzteren die Entschuldigung fehlt, dass sie sich wie die Staren im Frühling nach langer harter Prüfung endlich wieder einmal des Lebens freuen.

Solche Stellungnahmen zeigen, dass in den Büros von Heer & Haus und seines Aufklärungsdienstes ein Geist herrschte, der nicht auf Misstrauen, Angst und Abschir-

nung baute, sondern sich an Vernunft, menschlichem Mitgefühl und Offenheit orientierte. Frei schalten und walten konnte dieser Geist freilich nicht. Die von der Politik ausgehenden Widerstände manifestierten sich in der Episode um den Wehrbrief Nr. 26, den Heer & Haus am 25. Mai 1943 herausgab und welcher der Judenfrage gewidmet war.⁵¹⁸ In solchen Wehrbriefen pflegte die Sektion zuhanden der Referenten festzulegen, welches die richtige Sicht auf ein Thema sei. Es mag auf den ersten Blick erstaunen, dass die geistigen Landesverteidiger just in einer der brennendsten Fragen so lange zuwarten mit einem «Lehrschreiben». Das Zögern aber ist nicht ihnen zuzuschreiben. Auf dem Tisch des übergeordneten Chefs, Generaladjutant Dollfus, lag seit Längerem schon ein Entwurf. Und der blieb liegen.

An dieser Stelle kommen wir kurz auf die oben erwähnte Tagung des Forum Helveticum zurück. Der Vorsitzende hatte sie mit der Lektüre eines Briefs eingeleitet, den Bundesrat von Steiger an die Versammelten richtete. Darin erklärte der Justizminister, die Schweiz kenne keinen Antisemitismus, «weil sich die eingessenen Schweizerjuden eines korrekten Verhaltens befähigen» hätten, und fuhr fort:

Sobald nun aus blindem Übereifer und menschlich wie christlich begreiflichem Mitgefühl der «Lärm» um die Judenfrage beginnt, wecken wir, bewusst oder unbewusst, Gegenströmungen in der Schweiz, die eines Tages zum Antisemitismus, den wir bis jetzt nicht gekannt haben, gelangen [...] Wir bitten nach allen Seiten, diese heikle Frage mit Vorsicht und schweizerischer Ruhe zu behandeln.

Die Bitte des Justizministers, scheint es, war Divisionär Dollfus Befehl. Heer & Haus aber liess nicht locker, die Sektion drängte auf Herausgabe des Wehrbriefs. Veranlasst durch die zunehmende Flutjudenfeindlicher Berichte, unterbreitete Dollfus den Entwurf schliesslich Innenminister Etter, der die «politischen» Passagen und Würdigungen aus dem Text strich und grünes Licht gab für eine verschlankte, auf Fakten und Zahlen reduzierte Fassung.

Die «Gegenströmungen» liessen dennoch nicht auf sich warten. Insbesondere der am äussersten rechten Rand positionierte Schweizerische Vaterländische Verband, in dem Eugen Bircher eine prägende Rolle spielte, empörte sich in einer Eingabe an den General über den (defensiven) Wehrbrief. Heer & Haus, schimpfte der Verband, stehe unter jüdischem Einfluss, wie überhaupt die Juden in der Flüchtlingsfrage den Bundesrat unter Druck setzten. Auch Bundesrat von Steiger selbst rüffelte das Papier; das Schweizervolk reagiere in dieser Frage «ganz natürlich und bedarf keiner solchen Nachhülfen». In der ganzen Aufregung blieb vergessen, dass Wehrbriefe keine «öffentlichen» Dokumente, sondern lediglich Argumentationshilfen für den internen Gebrauch darstellten.

Dass das Schicksal der Flüchtlinge von politischen Opportunitätskriterien abhing und wie schwierig es war, solch schwankenden Kriterien feste Werte

und Prinzipien entgegensetzen, erfuhr Dr. Lindt wiederholt anlässlich seiner Vorträge bei Bundesrat Etter. Ende Februar 1944 schilderte er dem Innenminister den «scharfen Stimmungswechsel» im Volk, das ursprünglich gegen die Grenzsperrmauer gelaufen, nun aber den Flüchtlingen gegenüber von Missgunst erfüllt sei. Darauf antwortete Etter:⁵¹⁹

Ich bin über den Stimmungsumschwung den Flüchtlingen gegenüber nicht unglücklich. Er bedeutet eine gewisse Korrektur. Wir müssen uns hüten, das Asylrecht vom parteipolitischen Standpunkt aus zu betrachten. Es könnte mit unserm Rechtsstandpunkt nicht in Übereinstimmung gebracht werden, wenn wir Flüchtlinge aus dem einen Staat unbeschränkt aufnehmen würden, während wir sie aus andern, die uns weniger sympathisch sein mögen, zurückweisen.

Beigefügt sei, dass Etter jenes Tête-à-Tête mit Lindt, wie andere auch, mit einem Vergleich abschloss, den er offensichtlich originell fand:

Das Schweizervolk lässt sich mit den Juden im Augenblick der Überschreitung des Roten Meeres vergleichen. Solange der Krieg dauert, können die Wassermassen, die sich zu beiden Seiten über uns auf türmen, einstürzen.

Kapitel 19

«Die nehmen uns die Weiber vorweg»

Die Internierten – für die einen attraktive, für die anderen gefährliche Männer

Was gegen die zivilen Flüchtlinge eingewendet wurde, richtete sich auch gegen die internierten Militärpersonen. Oft mit noch grösserer Schärfe, weil diese die grössere Masse darstellten. Wegen dieser «Brotesserkonkurrenten» schwämmen «keine Fettaguen mehr auf unseren Suppen», hiess es. Und dass sie in den Lagern ein Faulenzer- und Ferienleben führten, frech seien, laut, anmassend und undankbar. Oft auch gewalttätig. Immerhin blieben sie von den düsteren Antipathien verschont, denen die jüdischen Flüchtlinge ausgesetzt waren.

Dafür zogen die Internierten ziemlich viel Neid auf sich, vor allem aber Vorhaltungen von Schweizerinnen und Schweizern, die sich als Hüterinnen und Hüter eines angeblich unumstösslichen helvetischen Moralkodex verstanden. Die ganzen Irrungen und Wirrungen hatten oft mit Äusserlichkeiten zu tun, etwa mit der Uniform. Die Schweizer Soldatenuniform wurde damals nicht selten als Ehrenkleid bezeichnet, aber kleidsam war das Kleid leider nicht, es ging ihm jeder Schick, jede Eleganz vollkommen ab, es verkleidete die darin steckenden Männer nicht zu deren Vorteil. Die internierten Militärs dagegen, diese Fremden aus aller Herren Länder (38 an der Zahl), trugen Uniformen, die für manches Schweizer Auge kleidsamer, legerer, irgendwie interessanter waren, was möglicherweise nicht nur mit deren Tuch und Schnitt, sondern auch mit den Personen zu tun hatte, die sie trugen. Die Männer sprachen englisch, französisch, italienisch, polnisch, russisch, serbisch oder eine Mischung von allem. Viele mochten finster dreinblicken, weil sie schwere Zeiten hinter sich hatten, von bösen Erinnerungen geplagt und vom Schweizer Aufsichtspersonal in den Lagern oder bei den Feld- und Wagarbeiten auch nicht nur zuvorkommend behandelt wurden. Doch die Mehrzahl wusste sich trotz der schwierigen Bedingungen zu arrangieren. Die Männer waren in der Regel jung, vital, zeitweise fröhlich bis ausgelassen. Sie sangen Lieder, denen die Einheimischen nicht ungerne lauschten; erzählten Geschichten, die auf offene Ohren stiessen; verströmten einen Charme, der gewinnender sein mochte als die von Schweizern praktizierte Kunst des Umgarnens und Verführens.

So kam es, dass die Gefühle, welche die Schweizerinnen und Schweizer den Internierten entgegenbrachten, komplex waren. Sie reichten von Faszination, die von den Fremden ausging, bis zu Angst und entschiedener Ablehnung. Diese Stimmungen beschäftigten auch das Gesinnungskader, wobei zu

Die Internierten

Während des Kriegs wurden in der Schweiz insgesamt 104'000 ausländische Militärangehörige interniert. Nach der Niederlage Frankreichs kamen 29'000 französische Militärs in die Schweiz, dazu 14'000 Polen, die in der französischen Armee gekämpft hatten. Die Polen blieben bis Kriegsende, die Franzosen kehrten Anfang 1941 zurück. Nach Mussolinis Sturz im Juli 1943 wurden 20'000 Italiener interniert. Auch 2'000 Jugoslawen und 9'000 Sowjetsoldaten zählten zu den Internierten, ferner 5'800 britische und 1'600 amerikanische Militärs. – Die Internierung orientierte sich an der fünften Haager Konvention von 1907. Die meisten waren in Lagern untergebracht und hatten in der Landwirtschaft oder im Strassenbau hart zu arbeiten. Periodisch stand den Internierten ein Urlaub zu, während dem sie sich frei bewegen konnten. Beträchtlich mehr Freiheiten genossen jene Militärpersonen, die zur Kategorie «entwichener Kriegsgefangener» zählten. Das waren hauptsächlich Briten, die, wie auch die abgeschossenen US-Bomberpiloten, über beträchtliche Geldmittel verfügten, teils in Hotels wohnten und sich (in Zivil) relativ frei bewegen konnten. Der ungleiche Status, der dem Volk schwierig zu vermitteln war, führte immer wieder zu Kritik. (Quellen: HLS/H&H/Stadelmann)

sagen ist, dass die Variante Angst bedeutend mehr Raum beanspruchte. Das Wort haben wieder die Vertrauensleute.

Paul Holenstein aus Gossau SG (27.3.1944):⁵²⁰

In unserem Blumenladen verkehren oft Internierte (meist in Zivil) die nach ihren Aussagen frei herumreisen dürfen. Ferner tragen sie oft soviel Geld bei sich, wie sie kaum vom Sold zusammensparen könnten. Nach ihren Erzählungen sind es Amerikaner.

In einem andern Fall wurde mir erzählt, dass man die gleichen Internierten (es soll sich um notgelandete Flugzeug-Besatzungen gehandelt haben), die in unserer Gegend logiert hatten, einige Wochen später im Tessin angetroffen habe. Sie sagten dem Reisenden, welcher sie wieder erkannte: Sie bekämen von ihrer Regierung so viel Geld, dass sie kaum wüssten was anzufangen damit, deshalb würden sie einige Tage eine Schweizer-Reise unternehmen.

286

Student P. Welti aus Rheinfelden (2.3.1944):⁵²¹

Was in den letzten Wochen in Diskussionen und Gesprächen immer wieder zum Ausdruck kam, war eine Verärgerung, der largen Kontrolle in Interniertenlagern, vor allem beim Abendrapport, wegen. So kam es vor, dass vor allem während der Fastnachtszeit Angehörige des Polenlagers in Rheinfelden und der jüdischen Internierten in Olsberg oder Giebenach bis morgens 02.00 in Rheinfelder Wirtschaften anzutreffen waren. Besonders am Dienstag war das Tanzlokal zum

grössten Teil von Polen und Juden besetzt. Demgegenüber hatten unsere Soldaten um 22.00 im Kantonnem. zu sein.

Dr. iur. Paul Kraye aus Basel (9.5.1944):⁵²²

Auffallend ist eine sich verbreitende Abneigung und ein gewisses Misstrauen gegenüber den angelsächsischen Alliierten. Teilweise spiegelt sich in dieser Haltung die Enttäuschung vieler angesichts ausgebliebener grosser alliierter Erfolge, teilweise auch eine gewisse Erbitterung wegen der von den Angelsachsen gegenüber den Neutralen befolgten Druckpolitik. Auch ist die Zerstörung von europäischen Kunstdenkmälern in gebildeten Kreisen nicht ohne Reaktion aufgenommen worden. Der vielfach sehr anglophilen Einstellung hat auch der Aufenthalt englischer und amerikanischer Internierter an unseren Wintersportorten ziemlich Abbruch getan. Der Umstand, dass diese über ziemlich viel Geld zu verfügen schienen – es wurden darüber die phantastischsten Märchen erzählt – und nichts zu arbeiten brauchten, ärgerte viele Schweizer, besonders solche, die selber oder deren Angehörige Landdienst leisten müssen. Fast allgemein wird gefordert, dass diese Engländer und Amerikaner restlos zum Arbeitseinsatz herangezogen werden sollten, solange unsere Schulkinder in ihren Ferien Landarbeit leisten müssen.

Unter den vielen Klagen tauchten, eher selten zwar, auch positive Wortmeldungen auf. Aus dem kleinen, auf einer Terrasse oberhalb Bergün gelegenen Dörfchen Latsch meldete die Bäuerin Marie Palmy (17.3.1944):⁵²³

Unsere Gemeinde hat, wie nur wenige im Kanton, mit vielen polnischen Int. gearbeitet. Und zwar waren bei uns keine Lager, sondern Einzeleinsatz. Im Sommer 1941 wären wir ohne Polen wohl kaum mit unserer Arbeit nachgekommen. Von etwa 12 Polen im Dorf waren 2, die entlassen wurden, und in der gleichen Zeit waren 10 Schweizerarbeiter hier, von denen 9 entlassen werden mussten. Dadurch ist die Einstellung den Int. gegenüber eine freundliche. Später wurden zwar Einzelne zu anspruchsvoll, und man musste sie auch ins Lager zurückweisen. Wie fast überall in bäuerlichen Verhältnissen ist die Einstellung je nach Arbeitsleistung. Und arbeiten können die Polen, darum liess man ihnen bei uns auch etwas mehr Freiheit und der Verkehr mit Ihnen ist durchwegs kameradschaftlich.

288

Anstoss nehmen wir nur an den Internierten, die in unserem Lande sind und nicht arbeiten.

Peter Geyer aus Basel (15.5.1944):⁵²⁴

Ich leistete in den letzten Wochen Militärdienst in der Umgebung von Genf. Während der Freizeit und an Sonntagen hatte mancher Soldat und Offizier die Absicht den Völkerbundspalast zu besichtigen. Als man jedoch das Gebäude betreten wollte, erhielt man vom Portier die Antwort, dass der Zutritt nicht erlaubt sei. Es wurden jedoch gan-

ze Gruppen von polnischen Internierten gesehen, die Zutritt zum Palast hatten. Ich weiss nun nicht, ob man sich vorher anmelden muss oder der Zutritt z.B. nur ganzen Kompanien gestattet wird, was ja begreiflich wäre. Es enttäuscht jedoch einen Schweizersoldaten, wenn ihm der Zutritt nicht gestattet wird und er aber zusehen darf, wie andere Personen den Palast besichtigen dürfen.

N. Purtscher aus Yverdon (28.5.1944):⁵²⁵

Was vor allem allgemein auffällt ist die ungleiche Behandlung der Internierten. Man hat den Eindruck, dass dabei nicht unsere demokratischen Grundsätze wegleitend sind, sondern vielmehr Stellung und Zahlungsfähigkeit des Landes und des Einzelnen selber.

Warum z.B. diese Jugoslawen nicht auch einmal irgendwo zur Arbeit eingesetzt werden können, trotzdem es sich bekanntlich um Zivilinternierte handelt wie tausend andere auch, begreift mancher nicht. Oder dass wenigstens für die Zeit da sie sonst nichts arbeiten, dafür gesorgt wird, dass sie selber etwas organisieren, Sprechkurse, Vorträge über interessante Gebiete, Turnen, Spaziergänge unter einer gewissen Kontrolle eines eigenen Offiziers, etc. An Referenten sollte es ja nicht fehlen, von den Herren ist ja zum mindesten jeder Ingenieur. Aber statt dessen sieht man sie zu jeder Tageszeit mit ihren «Damen» herumspazieren oder in den Tea-Rooms sitzen. Andere bummeln in tadelloser Zivilkleidung mit Leikas bewaffnet, ohne irgendwelche Erkennungszeichen wie es ja Vorschrift ist, im Land herum [...]

Im Übrigen hört man oft die Frage, warum diese Internierten die Militärrationen erhalten, da es sich doch um Zivilinternierte handelt, die zudem gar nichts arbeiten. Warum werden diese Internierten punkto Verpflegung besser gestellt als die eigene Zivilbevölkerung?

Schon viel diskutiert worden ist die Frage, wer eigentlich den Aufenthalt dieser Jugoslawen bei uns bezahlt. Über das Tagesgeld das diese Internierten beziehen und wer es vorstreckt hört man die widersprechendsten Gerüchte [...]

Von den Amerikanern wird erzählt, deren Internierung bestehe darin, dass sie in einen Kurort in die Ferien geschickt werden, wo sie ihren netten Sold verbrauchen können.

Es wäre vielleicht gut, wenn die Öffentlichkeit über die Details der Internierung einmal etwas orientiert würde um einmal Klarheit zu schaffen und den blossen Vermutungen und Gerüchten vorzubeugen.

289

Gertrud Böhler-Ruf aus Basel (8.6.1944):⁵²⁶

Ich möchte den Antrag stellen, dass in den Polenlagern kleine Brotstücke abgeschnitten werden. Demjenigen der einen grösseren Appetit hat, möchte erlaubt werden, dass er sich nachbedient. Damit will ich aber nicht eine Verschmälerung

der Ration bezwecken, sondern möchte verhindern, dass nicht so viel Brot vergeudet wird!

Auch im Altersasyl «Gottes Gnad» in St Niklaus bei Koppigen (Bern) herrscht dieselbe Unsitte. Was nützen dort die Brotresten im Apport?

Bitte veranlassen Sie Fräulein Friedli im Migros-Geschäft in Burgdorf mit Kunden, insbesondere mit Polen nicht mehr über militärische Bedeutungen, Bauten und Bewegungen zu schwatzen!

W. R. Käser aus St. Gallen (9.7.1944):⁵²⁷

Die Einführung des Sauerteigbrotes brachte das Gerücht, dass die internierten Polen dieses Brot glatt verweigerten und nun mit gewöhnlichem Hefeteigbrot gefüttert werden.

Dr. med. Elsa Müller-Türcke, Luzern (29.9.1944):⁵²⁸

Da in letzter Zeit häufiger als früher fremde Uniformen auf der Strasse gesehen werden fällt es der Bevölkerung unangenehm auf, dass diese «Nichtstuer» in nigel-nagelneuen, chicken Khaki gekleidet sind. Soweit es mir möglich ist, sage ich den Neidischen, dass diese Internierten durch ihr eigenes Land so ausstaffiert werden, worauf dann mehrmals bedauert wurde, dass unsere Soldaten weniger schmuck aussehen.

Dass Polen und Amerika andere Boden- und Klimaverhältnisse haben, leuchtet wohl ein [...] Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie gelegentlich dies Thema aufklärend behandeln würden. (Speziell für geistig weniger Bemittelte*).

*die meist mehr Zeit haben, sich von ihrer Unzufriedenheit wurmen zu lassen!

Frau Rüdt, Gattin des Pfarrers von Rebstein SG (8.5.1945):⁵²⁹

Darf ich Sie um eine Auskunft bitten? Ich bin vor einigen Tagen angefragt worden, ob ich am Sonntag einen russischen Flüchtling von Gais (Kt. Appenzell) zum Mittagessen einladen würde, mit der Begründung, die Russen hätten zu wenig zu essen. Ich habe sofort abgelehnt mit der Begründung, ich wolle mich zuerst erkundigen, ob das stimme, da ichs nicht glaube und 2., weil die Sache von einem Herrn u. Frau B. arrangiert wird. B s sind Ausländer; ich weiss nicht Deutsche oder Österreicher u. waren einige Zeit in Russland. Sie scheinen kommunistisch eingestellt zu sein. Die Frau zeichnet sich bestimmt nicht durch Bescheidenheit aus. Ich weiss, dass sie schon probiert hat, Eier ohne Coupons zu kaufen etc. (ohne Erfolg!) Item, es werden nächsten Sonntag etwa 20 Russen hier bei verseh. Leuten essen, wie ich hörte. Ich weiss nicht, aber ich sehe einfach eine Misskreditierung dem Staate gegenüber, der doch für diese Leute sorgt, und dass sich Ausländer dreinmischen, finde ich wirklich nicht am Platze. Ich wäre Ihnen also dankbar, wenn ich erfahren könnte, ob diese Russen wirklich nicht genug zu essen bekommen.

Nachdem der Aufklärungsdienst sich intern erkundigt hatte, stellte er der Pfarrfrau folgende Antwort zu:

Was das Essen der russischen Internierten anbelangt, erhalten diese Leute eine grössere Zuteilung als die übrigen Internierten, weil die Russen an und für sich grosse Esser sind und erfahrungsgemäss quantitativ mehr Nahrung brauchen als wir Westeuropäer. Sie haben zum Beispiel im Tag eine Zuteilung von 1½ kg Kartoffeln pro Mann. Obschon ihre Zuteilung grösser ist als diejenige der übrigen Internierten und auch der Zivilbevölkerung, klagen sie zum Teil über Hunger. Dies rührt daher, weil die Russen im wahren Sinne des Wortes ausgehungert sind und es eine gewisse Zeit braucht, bis sie auch in dieser Hinsicht wieder das Gleichgewicht gefunden haben.

Der Aufklärungsdienst musste dem Volk laufend erklären, weshalb die einen arbeiten mussten und andere herumflanierten (kein Arbeitszwang für Offiziere), warum die internierten Militärs dieselbe Essensration erhielten wie der Schweizer Soldat (entsprach der Haager Konvention), weshalb die «Amis» und Briten dickere Portemonnaies hatten als die Polen oder Russen (weil sie von ihren Staaten Unterstützung bekamen), woher die schönen Uniformen stammten (unter anderem aus den Beständen des Roten Kreuzes) und wer eigentlich die enormen Kosten für den Lagerbetrieb trage (teils die Schweiz, teils die Herkunftsländer). In ihren Antworten schlugen Dr. Lindts Leute einen Grundton an, der den Internierten gegenüber verständnisvoll und wohlgesinnt war.

Ein anderer als dieser eher materielle Fragenkomplex schien das Volk viel vehementer umzutreiben.

Ida Wyrsh aus Altdorf (29.3.1943):⁵³⁰

Hier im Kanton Uri waren bis jetzt ziemlich viel Internierte untergebracht. Als diese nun kürzlich so plötzlich verschwanden hörte man munkeln, sie hätten mehrere Brücken der Gotthardbahn sprengen wollen u. seien deshalb in ein abgelegenes Dorf spedit worden. Jemand anderer wollte sagen wissen, es seien alle geschlechtskrank gewesen.

Es soll auch schon über 5'000 Nachkommen dieser Internierten in der Schweiz haben. Dies werde übrigens von «oben» gewünscht, sonst würden diese sicher besser bewacht. Unsere Schweizerosoldaten hätten abends immer nur bis um 10 Uhr Ausgang. Bei den Internierten gehe dies lange nicht so genau. Dieses Gerücht wurde dadurch noch genährt, dass man bei uns wirklich oft nach abends 11 Uhr u. noch später, Polen vorbeigehen sah.



Abb. 48: Andere Mützen, andere Uniformen, andere Kerle:
Internierte beim Kartenspiel und bei Drainagearbeiten.

Metzger J. Alchenberger aus Hochdorf (19.12.1943):⁵³¹

Um gegenwärtig bei uns herumgebotene Darstellungen über die Moral der internierten Polen, richtigstellen zu können, ersuche ich Sie höflichst um Beantwortung folgender Fragen:

Stimmt es, dass die allgemeine Moral & Aufführung der int. Polen derart ist, dass man die Polen allgemein als «Pack» oder «Bande» bezeichnen darf?

Stimmt es, dass die int. Polen eine, den Schweizernsoldaten gegenüber, Vorzugsstellung einnehmen & der Schweizernsoldat [es] vielfach schwierig hat, ihnen gegenüber zum Recht zu kommen?

Stimmt es, dass aus dem zügellosen Leben, das sich die int. Polen & Franzosen bei uns anmassen konnten, bis heute 1'300 uneheliche Geburten zu verzeichnen sind? Für prompte Beantwortung bin ich dankbar.

Die in den Tätigkeitsberichten immer wieder aufgegriffenen Mutmassungen über die Zahl unehelicher Kinder schwankten zwischen einigen hundert und zehntausend. Dem Metzger antwortete das Aufklärungsbüro:

Auf Ihr Schreiben vom 19.12.43 kann geantwortet werden, dass unter den internierten Polen sich natürlich verschiedene Elemente befinden. Eine schlechte Aufführung oder Vergehen gegen die Disziplin kommen, wie das bei über 10'000 Mann wohl nicht anders der Fall sein kann, hie und da vor, jedoch wäre es sehr ungerecht, die internierten Polen als «Pack und Bande» zu bezeichnen. Die Meisten von ihnen sind willig bei der Arbeit. Zu bedenken ist, dass viele Polen nun jahrelang in der Schweiz sind, ihre Heimat und Familie verloren haben und ohne jegliche Zukunftsaussichten dastehen. Da ist es wohl nicht zu verwundern, wenn ab und zu von der Geisteshaltung nicht nur Vorteilhaftes zu sagen ist. Es stimmt, dass es auch uneheliche Polenkinder gibt. Ihre Anzahl wird aber meistens stark übertrieben. (Pozzi)

Robert Brun, Student aus Sarnen (22.2.1944):⁵³²

Im Militär hört man oft: «Die verdammten Internierten nehmen uns die Weiber vorweg, man sollte ihnen das draustun und sie nicht so frei herumlaufen lassen!»

Pfarrer Anton Schnellmann, Missionshaus von der heiligen Familie in Werthenstein LU, thematisierte seinerseits die «Liebesaffären mit allen ihren Auswirkungen» und vertrat die Meinung, «ein öfterer Personenwechsel von Lager zu Lager» würde die Sache entspannen. Aus Bern erhielt er die Antwort, eine solche Massnahme wäre zu kostspielig – und weiter (29.3.1944):⁵³³

Auch würde diese Massnahme von der Unternehmungslust gewisser «Schweizerfrauen» vereitelt. Es konnte nämlich nachgewiesen werden, dass Frauen aus der Ostschweiz in die hinterste Ecke

Wenn leichte Mädchen und Frauen es lieben, mit den Deutschen zu flirten, sie junge Nachmittage im Hause zu haben etc., geht das weiter und so an. Solche Dinge passieren mit Internierten aller Nationen und wenn die Frauen die Freuden ihrer Triebhaftigkeit nicht kennen, ist das ihre eigene, persönliche Angelegenheit. Betreffend finde ich aber, wenn darüber Familienstreit und Nachbarchändel entstehen, wie das auch schon vorkam.

Als ich mit dem Lagerkommandanten diese Dinge besprach, äusserte er sich, er finde es überhaupt merkwürdig, das man Deutsche an einem militärisch so wichtigen Ort im Lager unterbringt, wie das Bötzberg bedeutet. Sie sollten irgendwo in einer Ebene sein, fern der Freuden, hauptsächlich unter anderssprachiger Bevölkerung.

Ich weiss nicht, - Thesen darf ich das ausstrahlen - dass der Ostwels Auftrag gegeben wurde, ein neues event. Ernstfall des Lagers hinter zu räumen. Wie das mit unseren sehr wenigen Ostwelschuleuten bei unseren - über eine Stunde auseinanderliegenden - Ort stattfinden sollte, ist kein vorläufig ein Rätsel. Ausserdem würde ich in diesem Fall deutsche Internierten unserer jungen Deutschen auch nicht über den Berg tragen.

Heute - unsere Bevölkerung nennt über die neue Nachbarschaft, ausgekommen eben die paar Mädchen, die fern davon leben. Man kümmert sie auf dem Montblanc, zum Kuckuck oder jenseits der Freuden.

Mit Hochachtung grüsst
Valli Kleinmann,
Stalden 6/Bötz.

Abb. 49: Ausschnitt aus dem dreiseitigen Tätigkeitsbericht einer Lehrerin, die den von Internierten bewirkten Sittenzerfall beklagte. Der Aufklärungsdienst bedankte sich für den «sehr wertvollen und interessanten Bericht».

des Unterwallis den Internierten nachgereist sind. Es wäre falsch, in jedem Internierten oder Flüchtling einen Lump oder gar einen Verbrecher zu sehen. In erster Linie müssten sich gewisse Schweizerkreise bei der Nase nehmen. Überhaupt wäre es vielleicht zweckmässig, wenn wir weniger von den grossen Taten unseres Roten Kreuzes usw. sprechen würden und in Wirklichkeit etwas humanere Gefühle zeigten.

Selma von Wartburg aus Basel (3.5.1944):⁵³⁴

Man hört oft, dass sich die Schweizer Frauen den Internierten gegenüber moralisch schlecht benehmen & «es sei eine Schande Schweizerin zu sein». Es ist mir als Fürsorgerin bei der Armenpflege sehr wohl bekannt, dass sich viele Frauen & Mädchen wegwerfen & ich finde es natürlich als eine Schande für uns Frauen im Allgemeinen, wenn sie sich den Soldaten & Internierten gegenüber nicht anständig zu halten wissen. Ist aber die Redensart, «es ist bald eine Schande, Schweizerin zu sein ...» nicht eine propagandistische Verbreitung anderer Mächte, um unser Volk als minderwertig hinzustellen. Ich habe in meiner 30jährigen Arbeit nicht den Eindruck bekommen, ausländische Frauen oder Mädchen seien als solche moralisch disciplinierter als Schweizerfrauen. Es ist selbstverständlich, dass ich jeden Appell an die Schweizerfrauen unterstütze, aber ich lasse es nicht gerne gelten, die Schweizerin sei moralisch tiefstehender, als die Ausländerin.

Antwort von H&H:

Was das Thema Schweizerfrauen und Internierte betrifft, bin ich ganz Ihrer Ansicht. Die Redensart, «Es ist bald eine Schande Schweizerin zu sein» ist sicher ein Ausdruck der Entrüstung vieler rechtschaffener Schweizerinnen und ist nicht ausländischen Ursprungs. Man darf aber in der Beziehung nicht verallgemeinern. Die Schweizerfrau ist sicher nicht schlechter als die Ausländerin.

AugustENZler aus Gossau SG (3.5.1944):⁵³⁵

Habe an verschiedenen Stellen Informationen eingezogen und komme zum folgenden resultat die Internierung ist gut. Aber, diese Männer sollten etwas mehr bewacht werden es kommt häufig vor, dass diese Männer bis spät in die Nacht umher spazieren – mit Mädchen ja sogar mit verheirateten Weibern, aber die Internierten sind in vielen Fällen nicht schuld. Es wäre gut wenn hier etwas mehr gehört geschenkt würde.

295

Antwort von H&H:

Die Internierten stehen unter Bewachung und sind der Militärgerichtsbarkeit unterworfen. Es geht natürlich nicht, dass man sie hinter einem Stacheldrahtzaun in unserem Lande gefangen hält. Wie unsere Wehrmänner haben sie von Zeit zu Zeit Urlaub und können dann eben frei herum spazieren. Über den Verkehr der Zivilbevölkerung mit den Internierten bestehen gewisse Vorschriften. Frauen, die

sich gegen diese Vorschriften vergehen, werden gebüsst. Bei den verheirateten Frauen sollten in erster Linie die Ehemänner selbst zum Rechten sehen.

Färbermeister Hans Schlotter aus Hauptwil TG beschwerte sich über eine Familie in seinem Dorf, die einen Internierten bei sich einquartiert habe, der mit der Tochter des Hauses ein Liebesverhältnis unterhalte, was in der Bevölkerung «Anlass zu allerhand Diskussionen» gebe (24.5.1944):⁵³⁶

Ich persönlich habe diesen Internierten gesehen und zwar in einer flotten Zivilkleidung ohne jegliches Erkennungszeichen. Er macht einen guten Eindruck, doch kann ich mich damit auch nicht zufriedengeben und möchte Ihnen den Vorschlag unterbreiten in dieser Angelegenheit die nötigen Schritte zu tun, um das Ansehen unseres Landes in dieser Hinsicht zu wahren.

Otto Nickler, Student an der Handelshochschule St. Gallen (12.6.1944):⁵³⁷

Über die erste Frage [*Internierung*] sind vor allem die Frauen «gut unterrichtet». Vor ca. 1½ Monaten passierte im Kt. St. Gallen Folgendes: Amerikanische und englische Internierte sollten in ein anderes Lager disloziert werden. Davon bekamen natürlich auch etliche Dutzend Frauen Wind. Am folgenden Sonntag reiste die ganze Korona an den neuen Ort. Der Stationsvorstand des ursprünglichen Ortes avisierte jedoch die Polizei des neuen Dorfes. Diese nahm die Frauen in Empfang und geleitete sie zum Zug – in umgekehrter Richtung! [...]

Die polnischen Internierten haben sich, soweit ich die Sachlage für die Hochschule überblicke, gut akklimatisiert. Die meisten sind wirklich bescheiden, ausdauernd, freundlich und arbeitsam.

Armin Flury aus Basel (6.9.1944):⁵³⁸

Ich möchte aber die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen ohne auf die bestehenden Verhältnisse mit den amerikanischen Internierten hingewiesen zu haben. Was da von den Feriengästen, die aus bestimmten Orten des Graubündens zurückkehren, erzählt wird, wirft wieder einmal das bekannte Licht auf unsere Schweizerfrauen. Ich habe selbst feststellen können, dass unsere Schweizermädchen sehr wenig Ehre haben, sobald es sich um einen Ausländer handelt. Scheinbar und was so aus Gerüchten zu entnehmen ist, arbeiten diese Internierten nichts oder nur ganz wenig, so dass es verständlich ist, dass sie ihre Zeit und Kraft in den Dienst

der Schweizermädchen stellen. Es wäre jedoch eine dankbare Aufgabe für die Behörden, wenn sie da Abhilfe schaffen würden. In dieser Sache bitte ich gelegentlich um Bericht.

Der Aufklärungsdienst teilte dem Basler mit, dass von den gegenwärtig rund 42'000 internierten fremden Militärpersonen rund 32'000 im Arbeitseinsatz stünden (nicht die Kranken und die Offiziere). Und weiter:

Sie sehen daraus, dass Sie Ihre Ansicht in diesem Punkte revidieren müssen. Was nun die Mentalität der Schweizerfrauen anbetrifft, so müssen wir in gewissen Fällen Ihre Meinung teilen. Hingegen scheinen sich auch diese Verhältnisse in letzter Zeit wesentlich gebessert zu haben.

J. Keller-Erb aus dem thurgauischen Eschlikon (14.9.1944):⁵³⁹

Letzten Samstag den 9. Sept. 1944 fand im Hotel Engel in Sirmach ein Internierten-Abschiedsball statt. Die offiziellen Bewilligungen vom Internierten Kdo. in Bern und der Munizipalgemeinde sollen hiefür bis ein Uhr morgens gelaftet haben. Der Ball soll nur auf «Einladung» gewesen sein und zu Ehren der aus der Schweiz abreisenden englischen Kolonialsoldaten veranstaltet worden sein. Wenn dann die Herren Engländer selbst abreisen, soll es noch ein grösseres Fest geben. Mit Recht hat dieser Anlass in hiesiger Gegend grosse Missbilligung gefunden. Durch die Teil-Kriegsmobilmachung sind unsere Väter und Söhne plötzlich unter die Waffen gerufen worden, ohne durch einen Empfangsball empfangen, oder mit einem Abschiedsball in absehbarer Zeit entlassen zu werden. Eine wahre Entehrung und eine Schande ist es unsern Schweizer-Soldaten gegenüber, in ihrem Rücken, während sie schweren Herzens treu an der Grenze stehen, Internierten Tanzbewilligungen zu erteilen. – Der Ball war auf «Einladung»! Wer wurde eingeladen? – Ich sage solchen nicht Fräulein und nicht Jungfern sondern ... für die man beten muss, dass sie ja von keinem Schweizer geheiratet werden. Diese Ausländer werden einen miserablen Eindruck mitnehmen von der schönen Schweiz und von den lieben Schweizerinnen, – wir bewilligen es ja offiziell; ein Schweizer-offizier (?) soll die Bewilligungen eingeholt haben. Der Polizeiposten Sirmach soll sich rechtzeitig gegen diese Veranstaltung verwendet haben, leider aber wurde sie von «oben» bewilligt.

Ich möchte Sie nun höfl. bitten, genannten Fall sofort untersuchen zu wollen, weil ich befürchte, dass er seine moralischen Auswirkungen haben könnte, falls er weiter bekannt und veröffentlicht wird. Den Schuldigen gehört Strafe; wir haben Teil-Kriegsmobilmachung. – Wie verhält sich die gleichzeitig durchgeführte Rotkreuzsammlung für Flüchtlingshilfe mit Interniertenball?

Die Antwort aus Bern:

Derartige Bewilligungen werden vom eidg. Kommissariat für Internierung und Hospitalisierung, welches die höchste zuständige Instanz ist, erteilt. In der Schweiz besteht kein allgemeines Tanzverbot, auch diejenigen Schweizer, die dienstfrei sind, oder vorübergehend keinen Dienst zu leisten haben, haben die Möglichkeit zu tanzen, obwohl gegenwärtig Teilkriegsmobilmachung ist. Im Übrigen wird Ihnen wohl bekannt sein, dass die Internierten keine Kriegsgefangenen in unserem Lande sind, sodass ihnen ohne Übriges die Bewilligung zu einem Ball erteilt werden kann. Ich persönlich bin der Ansicht, dass es keine Entehrung des Schwei-

zersoldaten ist, wenn die entwichenen britischen Kriegsgefangenen vor ihrer Abreise noch ein Abschiedsfest veranstalten. Aber auch ich bin der Ansicht, dass es nicht gleichgültig ist, welchen Eindruck all die Ausländer von unserem Lande mitnehmen werden. Ich möchte Sie noch darauf hinweisen, dass der ganz überwiegende Prozentsatz der Schweizerfrauen mit einem Internierten ohne weitere Folgen tanzen kann. (Pozzi)

W. Bodmer aus Zürich (23.9.1944):⁵⁴⁰

Was denken die Zivilflüchtlinge über die Schweizer? Ich hatte Gelegenheit, mit einem mir bekannten Insassen des Lagers Bienenberg (BL) zu sprechen. Über die Behandlung in materieller Hinsicht, – er ist Italiener –, hat er sich keineswegs beklagt. Dagegen ist er und wie es scheint auch andere Kreise über die Haltung der Schweizer in moralischer Hinsicht schwer enttäuscht. Als er, ein in Italien verfolgter Intellektueller nichtarischer Abstammung, unsere Grenzen überschritt, erschien ihm die Schweiz als das gelobte Land und seine Einwohner gewissermassen als höhere Wesen. Nun hat er feststellen müssen, dass diese Wesen leider auch allzu menschliche Seiten haben. Allgemein soll man in Flüchtlingskreisen entsetzt sein über die moralische Haltung unserer Frauen. Sie sollen sich nicht nur an Militärinternierte hängen! In den vergangenen Wochen soll ein Lagerinsasse aus Bienenberg seinen Urlaub in Zürich in einem öffentlichen Haus – Kundinnen sind Frauen! verbracht haben und mit einem «Nettoverdienst» von 160 Fr. aus dem Urlaub zurückgekehrt sein.

Antwort von H&H:

Betr. Männer-Bordell in Zürich: Es wäre ausserordentlich verdienstvoll, wenn es Ihnen gelingen würde, die Adresse dieses «öffentlichen Heimes» in Zürich zu erfahren, und ob das Gerücht über den Lagerinsassen aus Bienenberg der Wahrheit entspricht.

Eine weitere Ursache dafür, dass sich die Stimmung den Flüchtlingen und Internierten gegenüber zunehmend verschlechterte, waren die Zwischenfälle in den Lagern. Wiederholt kam es zu tätlichen Übergriffen mit Verletzten, manchmal auch mit Toten. Sie waren mit ein Grund, dass sich die Emotionen nach dem üblichen Mechanismus hochschaukelten: Rechts stehende Politiker und fremdenfeindliche Organisationen, allen voran der Schweizerische Vaterländische Verband, hetzten gegen die Internierten, Teile des Volkes liessen sich von den Hetzreden anstecken, dieselben Politiker beriefen sich auf die von ihnen geschürte Unzufriedenheit und steigerten die Polemik.

1944 erreichte diese Polemik ihren traurigen Höhepunkt. Im Zentrum des Geschehens: BGB-Nationalrat Eugen Bircher.⁵⁴¹ Nach einer Schlägerei zwischen Schweizer Arbeitern und Internierten der Arbeitskolonie Murimoo, die

sich am 17. April 1944 zugetragen hatte, reichte der Aargauer eine Interpellation ein, mit der er den Bundesrat aufforderte, über die Zustände in den Lagern Auskunft zu geben. Als Bircher seinen Vorstoss am 21. September vor dem Rat begründete, holte er zu einem Rundumschlag gegen die Internierten aus. Sie seien Faulenzer und Diebe, missbrauchten exzessiv unsere Arztpraxen und Spitäler, würden fürstlich gepflegt, machten dennoch Jagd auf Vögel, Fische, Murmeltiere und stellten den Schweizer Frauen nach (die zur Strafe kahl geschoren werden sollten). Beinahe eine Stunde dauerte seine Tirade, in der auch die Behörden ihr Fett abbekamen. Birchers Rede dürfte zu den böartigsten und unwürdigsten gehören, die je unter der Bundeskuppel gehalten wurden: Der Mann «ganz oben» verhöhnte Männer, die der Krieg, von dem er selbst verschont blieb, nach «ganz unten» geworfen hatte. Sogar Bundesrat von Steiger distanzierte sich unmissverständlich von seinem Parteikollegen. Dem Justizminister, selbst wahrlich kein Exponent der von Bircher gegeisselten «Humanitätswut», bot sich die Chance, als weiser Landesvater zur Mässigung aufzurufen. Mit seinen Schlussworten löste er in der grossen Kammer gar Heiterkeit aus:⁵⁴²

Wenn das Schicksal gewollt hätte, dass wir Schweizer einmal in Lagern sein müssten, wären das lauter Tugendbolde, die sich während 4 Jahren der Lagerordnung fügen würden? [...] Stellen Sie sich 80'000 Bircher vor, diese Disziplin, Enthaltbarkeit und Ordnung, die da herrschen würde! – Mehr Nachsicht ist am Platz.

Von Steigers Appell hatte, stellt man auf die Meldungen der Vertrauensleute ab, wenig Wirkung. Die Klagen über Flüchtlinge, Internierte und die «ewige Bettelei» um Spenden rissen nicht ab. Sie trafen auch dann noch im Aufklärungsbüro ein, als dieses nach Kriegsende mit seiner eigenen Liquidation beschäftigt war.

Kapitel 20

«Die Neutralität ist doch kein Gummiseil»

Zum Kriegsende hin steigerte sich der Hass auf die Deutschen markant

Beginnen wir dieses letzte Kapitel mit drei Stimmen aus dem Gesinnungskader. Nach ihrem Besuch eines Aufklärungskurses für Thurgauer Frauen hielt A. Wartenweiler aus Glarisegg in ihrem Tätigkeitsbericht fest (22.2.1942):⁵⁴³

Man hört so oft jubeln oder gar Bravo rufen, wenn man von recht grossen Verlusten der einen Partei hört oder wenn gar ein wichtiger Mann fällt oder abstürzt. Wie oft hört man, mit den Deutschen habe ich kein Erbarmen, sollen sie nur alle verhungern oder erfrieren, sie sind ja selber schuld, warum lassen sie einen Hitler an die Macht kommen. Da ist sicher eine grosse Mission der Neutralen, besonders von uns, dem furchtbaren Hass, der durch den Krieg wieder geschaffen wird, zu begegnen, dem allgemein Menschlichen, der Brüderlichkeit der Menschen wieder zum Sieg zu verhelfen. Das können wir aber nur, wenn wir über unsere Sympathien oder Antipathien hinaus versuchen, gerecht zu urteilen.

E. Rechsteiner aus Basel schilderte die Stimmungslage gut zwei Jahre später so (31.7. 1944):⁵⁴⁴

Ferner ist interessant zu beobachten, dass ein sehr grosser Teil sehr offen die Antipathie gegen Deutschland zeigt. Ich frage mich, wie würde die Sache aussehen, wenn die Kriegslage mehr zu Gunsten von Deutschland aussehen würde. Ich glaube, noch heute gehen viele Schweizer nach dem Wind, gleich von welcher Seite dieser weht. Keine ganz gesunde neutrale Auffassung.

J. Stalder aus Luzern vermerkte nochmals etwas später (7.9.1944):⁵⁴⁵

Alles mag es den Deutschen gönnen, dass es ihnen hundsmiserabel geht und eine Grosszahl wünscht sich, dass sie überhaupt mit Stump und Stiel ausgerottet werden.

Allein in diesen drei Wortmeldungen stecken mehrere Varianten von Haltungen, welche die Schweizerinnen und Schweizer den Deutschen gegenüber einnahmen. Und es kamen viele andere hinzu. Da waren die Lauen, die meinten, Widerstand würde sich nicht «auszahlen» und Anpassung käme «billiger». Oder die Bewunderer deutschen Soldatentums, die nicht «Nazis» zu sein brauchten. Oder zahlreiche Akademiker, die in Deutschland studiert hatten und nun nicht recht wussten, wie sie sich zwischen ihren schönen Erinnerungen und dem

Ungeist der Zeit positionieren sollten. Neben der antideutschen Generallinie wurden jedenfalls viele andere Linien sichtbar, kleinere und grössere, die, je nach Lebensumständen, eine Vielzahl von Zwiespältigkeiten offenlegten.

Major E. Wagner, Mitinhaber der Garage Kasinoplatz in Bern, stiess sich immer wieder daran, wenn Schweizer ihre deutschfeindliche Gesinnung zu offenkundig manifestierten (17.11.1941):⁵⁴⁶

Ich erlaube mir, Ihnen noch ein Beispiel anzugeben. Herr Minister Frölicher, unser Gesandter in Berlin, verkehrt in meinem Geschäft. Dabei besorgen wir ihm Reparaturen an seiner Maschine. Sein Wagen fährt mit deutscher Nummer. Ich habe seinen PW schon oft auf der Strasse praktisch ausprobieren müssen. Bei diesen Fahrten stimmt es mich bedenklich, wenn ich an alle «liebenswürdigen» Zurufe denke, die ich jeweils zu hören bekomme. Bedauerlich ist auch, dass sogar Offiziere in Uniform sich gemeiner Zurufe nicht enthalten können. Ich glaube auch hier sagen zu müssen, dass solches Betragen eines Schweizers unwürdig ist und energisch abgestoppt, ja sogar bestraft werden sollte.

Julia Greter aus Luzern räumte offen ein, für sie als Sozialistin und nicht bodenständige Schweizerin sei es kompliziert, einen Rapport zum besuchten Aufklärungskurs zu schreiben, werde sie doch von Empfindungen hin und her geworfen. Sie schrieb ihren Rapport dann doch (3.3.1942):⁵⁴⁷

Als geborene Deutsche, Hamburgerin, ist die Schweiz seit gut zwanzig Jahren meine Wahlheimat [...] Ich liebe die Schweiz mit ihrer Freiheit und den demokratischen Einrichtungen und den schönen, doch so grausamen Bergen und ich könnte im Diktaturstaat Deutschland nicht mehr leben, trotzdem ich dort ein Elternhaus hätte.

Ich wünsche, dass die Engländer den Deutschen die Bombardemente auf ihre Städte gehörig heimzahlen und erschrecke zu tiefst, wenn es heisst «Bombenangriffe auf Hamburg» militärische Objekte wurden nicht getroffen. Die Zivilbevölkerung beklagt Tote und Verletzte, denn dort leben meine alten Eltern.

In der Schweiz ist der Hass auf alles Deutsch sprechende, mit wenig Ausnahmen, fast allgemein, und am Kurs zwischen den 450 Schweizerinnen, mit den Sprachen ihrer verschiedenen Kantone, fragte ich mich mehr wie einmal, mit welchem Gefühl würden mich die Frauen, mit meiner deutschen Sprache, betrachten, wenn ich mich zur Diskussion melden würde?

E. Heintelmann aus Basel (17.8.1944):⁵⁴⁸

Während meiner Abwesenheit (im Aktivdienst) sandte ein Hausbewohner meiner Frau einen mit ehrbeleidigenden Ausdrücken gespickten Brief, wie u. A. «Patentmahlwerk, Marke grosser Kanton», «Edelrasse» usw.

Sämtliche Vorhaltungen gegenüber meiner Frau sind unwahr und musste er sich gegenüber einem weiteren Hausbewohner dafür entschuldigen, was er mit «unliebsame Entgleisung» kundtat. – Zu Ihrer Orientierung teile ich Ihnen mit, dass meine Frau gebürtige Deutsche war (Heirat 1928) und von Politik nichts versteht; im Gegenteil sie verurteilt das Nazisystem nicht erst heute, sondern seit 1933. Dass meine Frau heute eine gute Schweizerin geworden ist, hat sie des öfters schon bewiesen und glaube ich ein Recht zu besitzen, obige Ausdrücke wie sie sich dieser Herr erlaubt in aller Form zurückzuweisen. Entschuldigt hat er sich bis heute noch nicht und will es auch nicht tun.

Der Auftritt vieler Deutscher – forsch, penetrant selbstbewusst – löste bei den Schweizern und Schweizerinnen instinktiv Irritationen und Abwehrreflexe aus, ganz besonders dann, wenn die nördlichen Nachbarn gehäuft in Erscheinung traten. Ein Ort solcher Häufung war Davos. Lange vor dem Krieg schon suchten viele Deutsche Erholung im Landwassertal, angezogen von der reinen Bergluft, der unberührten Landschaft, inspiriert wohl auch von Thomas Manns Mitte der 1920er-Jahre erschienenem Roman *Der Zauberberg*. Weil auch nach Hitlers Machtergreifung zahlreiche Deutsche die Hotels, Pensionen, Heime und Heilstätten bevölkerten, nannte der Volksmund, selten verlegen um treffende Ausdrücke, den weltberühmten Kurort kurz und bündig «Nazi-Nest». Mitte September 1942 fand in diesem Nest ein Aufklärungskurs von Heer & Haus statt. Als in der Mittagspause ein paar Teilnehmer durch den Kurort flanierten, würdigte einer der Herren die stolze Haltung des schlanken Kirchturms, worauf ein anderer bemerkte, dieser Turm sei noch der einzige aufrechte Davoser. Auf dem Gebäude der Deutschen Heilstätte oder des Deutschen Kriegerkurhauses wehte die Hakenkreuzflagge, drinnen begrüßte man sich mit dem Hitlergruss, in den Strassen liefen sich Gauleiter und andere Reichsdeutsche über den Weg. Es herrschte im Kurort eine eigentümliche Kuratmosphäre: Aus merkantilen Gründen waren die braunen Gäste willkommen, gleichzeitig brachte man ihnen grösstes Misstrauen entgegen und fürchtete sich vor Agenten, Spitzeln und unliebsamen Einflüssen.⁵⁴⁹

Davon berichteten zahlreiche Vertrauensleute. Zum Beispiel die Luzernerin Gabrielle von Sury (24.10.1944):⁵⁵⁰

Von sehr verschiedenen Seiten wurde ich aufmerksam gemacht, dass Davos ganz unter deutschem Protektorat stehe. Schweizer werden selbst in Hotels in kleine Nebensäle verdrängt, wo ihnen das Anhören des Schweizer und englischen Radios oft verunmöglicht wird. Es wäre notwendig, Davos unter die Lupe zu nehmen. Gäste, die jeden Winter Davos aufsuchten, werden bei der Behandlung die ihnen zuteil wurde, von nun an Davos meiden. Ist Davos deutsche Provinz geworden? – Was hierüber erzählt wird, lässt sehr darauf schliessen.

Tönten die meisten Rapporture die Stimmung in den Hotels nur an, so schilderte die Baslerin Mariann Teichmann in einem ausführlichen Rapport, wie aufwühlend gewisse Begegnungen in der hehren Bergwelt sein konnten (8.3.1944):⁵⁵¹

In der Woche vom 19. bis 27. Februar 1944 verbrachte ich meine Winterferien in Wolfgang bei Davos in einer kleinen Pension. Dort war auch ein «Herr Doktor» aus Berlin in den Ferien, zum Ausruhen, sagte er. Sehr merkwürdig schien mir, dass im 5. Kriegsjahr ein Land, das von seiner Bevölkerung einen totalen Kriegseinsatz fordert, unter einem grossen Arbeitermangel leidet, schwer lungenkranke Landsleute von Davos wieder zurückruft, nun anscheinend gesunde Männer für drei Wochen in die Schweiz schickt.

Vor der ersten gemeinsamen Mahlzeit bat mich die Pensionsinhaberin, nicht zu politisieren, denn der Herr Doktor als überzeugter Nationalsozialist sei schon vorher mit Gästen in Streit gekommen, was sehr peinlich gewesen sei. Dem Frieden zu liebe versprach ich, kein Wort über Politik verlauten zu lassen. Die Mahlzeit ging ruhig vorüber. Am folgenden Tag blieb ebenfalls alles still. Nach dem Nachtessen setzte man sich noch in eine Ecke des Wohnzimmers. Eben wollte ich meine abendliche Zeitungslektüre beginnen, ich hielt eine ‚Weltwoche‘ in der Hand, als dieser Deutsche zu mir sagte, er habe diese Zeitung auch angeschaut. Er finde es einfach unerhört, wie unsere Schweizerzeitungen die Tatsachen zu verdrehen wüssten, hinter jedem Journalisten stecke ein schmutziger Jude. Das war für mich wie eine Ohrfeige und auch die andern Anwesenden staunten ob dieser Frechheit. Es war unmöglich, den einmal losgebrochenen Redeschwall einzudämmen. Auf meinen Einwand, wir in der Schweiz seien noch in unserem eigenen Land Herr und Meister und hätten bis heute auch noch keine Leute nach Deutschland geschickt, um bei der dortigen Bevölkerung die deutschen Zeitungen in den Schmutz zu ziehen, ging er gar nicht ein. Nun sah ich, dass mit diesem Menschen nicht zu reden war, und dass er nur eingelernte Grundsätze herunterleierte. Trotzdem interessierten mich gewisse politische Einstellungen. Ich fragte ihn, warum denn Deutschland so sehr aufgerüstet und den Krieg anno 1939 begonnen habe. Sofort bekam ich den Teil einer Hitlerrede vorgetischt, in der die Ungerechtigkeit des Vertrages von Versailles erklärt wurde, dann sei im Osten die bolschewistische Bestie immer grösser und drohender geworden. Obschon Deutschland immer nur für den Frieden gearbeitet habe, sei ihm nichts anderes übriggeblieben, als in Polen einzumarschieren, welches Land seine Rolle als Pufferstaat für immer ausgespielt habe. Mit England und Frankreich wollte Deutschland nie Krieg führen, der sei ihm von den Westmächten aufgedrängt worden. Einzig was Deutschland brauche sei Raum für seine Bauern im Osten und Zerschlagung des Bolschewismus, der die grösste Gefahr für Europa bedeute. Es sei unerhört, wie man aus unsern Schweizerzeitungen bei einem der nichtigen rus-

sischen Siege die Freude tönen höre. Wir, die dem Führer auf den Knien danken sollten, dass er uns tagtäglich durch seine Soldaten an der Ostfront vor dem Kommunismus schützte. Wir sagten nichts mehr, denn was nützt es, mit einem Verblendeten zu streiten.

Ich erlaubte mir nur die Frage, warum hat man bei uns schon bald ein halbes Dutzend Männer, Schweizer erschiessen müssen, weil sie wichtige Militärgeheimnisse preisgegeben haben, an ein fremdes Land und zwar Deutschland, gegen Geld, aber hauptsächlich, weil sie sich mit Haut und Haaren dem Nationalsozialismus verschrieben hatten. Das sei doch nicht so schlimm, wurde mir lachend geantwortet, diese Nachrichten seien jüdisch aufgebauscht worden. Deutschland habe gar kein Interesse an der Schweiz. Bei einem Siege der russischen Horden, den ja leider grosse Teile des verblendeten Schweizervolkes wünschen, der allerdings unmöglich sei, könnte man dann den Namen der Schweiz nur noch in alten Geschichtsbüchern antreffen. Ich wagte noch zu bemerken, warum es denn in den von Deutschland besetzten Gebieten so viele Deportationen, Geislerschiessungen und Konzentrationslager gäbe. Diese Massnahmen wurden damit begründet, dass gewisse Härten in einem so gigantischen Ringen nicht vermieden werden können, denn Hitler wolle das vollbringen, was Napoleon nicht geglückt sei, Europa ganz vereinen. Diese Greuelgeschichten aus den besetzten Ländern seien zum grossen Teil jüdische Hetzpropaganda. Übrigens sei das Konzentrationslager eine englische Erfindung aus dem Burenkrieg.

Alle diese Ausführungen verfolgten das eine Ziel, Deutschland so harmlos wie möglich darzustellen und unsere wohlbegründeten Befürchtungen zu zerstreuen. Die Argumente dieses Herrn Doktor waren sehr geschickt vorbereitet und manche Idee, für uns demokratische Schweizer unmöglich, wurde scheinbar durch die Erklärungen dieses Menschen annehmbar. Den Beweis lieferte eine Pensionärin, Schweizerin, die nach diesem politischen Exposé ziemliche Sympathien für diesen Mann hegte, seine Kommunistenangst vollständig teilte und, obschon sie vorher das Stück «Der Mond ging unter» gesehen und zuerst für sehr gut befunden hatte, nach kurzer Zeit, als einmal das Gespräch auf das Buch von J. Steinbeck kam, behauptete, das sei übertrieben und gar nicht den Tatsachen entsprechend. Woher diese Meinungsänderung kam war leicht zu erraten.

304

Auch in Davos fiel mir die grosse Zahl deutscher Staatsangehöriger auf, die hier oben Wintersport treiben.

Zweck meines Schreibens ist, Sie zu fragen, warum müssen wir solche Leute in unserem Land dulden, die unsere Zeitungen beschimpfen und darauf ihre Propaganda aufzubauen versuchen und gewiss teilweise mit Erfolg, denn es gibt bei uns immer Leute, die auf diesen Schwindel hereinfliegen, das beweisen die Landesverräter.

Das Aufklärungsbüro antwortet:

Sie fragen uns an, weshalb wir in unserem Lande Leute dulden, die unsere Presse und unsere Institutionen beschimpfen. Dazu ist zu sagen, dass für jeden Schweizer, der das deutsche Visum erhält, unser Land das Visum einem Deutschen Staatsangehörigen erteilen muss. Es besteht folglich eine Art Kompensierungssystem. Es wird aber darauf geachtet, dass dieses Visum nicht politisch gefährlichen Personen erteilt wird.

Die Tatsache, dass die Schweiz innerhalb ihrer Grenze auch Leute duldet, die eine andere Einstellung als die unsrige haben, zeigt gerade den Unterschied, der zwischen der Idee einer Demokratie und die *[sic!]* eines totalitären Staates besteht. Man ist bei uns der Ansicht, dass unsere Bevölkerung über eine genügende politische Reife verfügt, um der ausländischen Propaganda stand zu halten. Dazu kann man sagen, dass dies, abgesehen von einigen Ausnahmen, auch wirklich im allgemeinen zutrifft.

Es freut mich aufrichtig, festzustellen, dass Sie mutig unseren Staatsgedanken und unsere Institutionen verteidigt haben. Ich zähle auch weiterhin auf ihre tatkräftige Mitarbeit. Pozzi

Im Sommer 1944 zeichnete sich in der Antipathie gegen die Deutschen eine Verschärfung ab. Am 6. Juni landeten die Alliierten in der Normandie, stiessen ins Landesinnere vor und schwenkten dann, die deutschen Truppen sukzessive zurückdrängend, Richtung Rhein. Im Osten rückte die Rote Armee während ihrer Sommeroffensive rasch gegen Westen vor. Bedrängt waren die deutschen Truppen ferner in Jugoslawien, Griechenland und Italien. An allen Fronten zeichnete sich ihre Niederlage immer deutlicher ab. Die Schweizer Bevölkerung fasste Zuversicht, Behördenvertreter beklagten bereits die aufkommende «Ferienstimmung». Eine solche mochte einen Teil des Volks erfasst haben. Die Rapporte vieler Vertrauensleute tönnten indes anders. Sie äusserten nicht mehr Angst vor der Eroberung durch Hitlers Wehrmacht, sondern davor, die Schweiz könnte Auffangbecken für die Geschlagenen und ihre Anführer werden. Dazu kam, dass die Verbrechen der deutschen Besatzungstruppen, zuvor einem beschränkten Kreis von Eingeweihten bekannt, Allgemeinwissen wurden und die öffentliche Meinung nachhaltig erschütterten. Diese Faktoren steigerten die Abneigung gegen den Nationalsozialismus zu blankem Deutschenhass.⁵⁵²

Bemerkbar machte sich in dieser Stimmungslage wiederum das latente Misstrauen gegenüber den Behörden: Werden sie standhaft bleiben, wenn die Schergen des Dritten Reichs Einlass suchen? Oder werden sie sich wiederum dehnbar, nachsichtig und allzu «neutral» verhalten? Die Bevölkerung hatte noch immer die Konzessionen im Hinterkopf, die Bern bezüglich der Verdunkelung, der Kriegs-

materialexporte oder der Auslieferung abgeschossener deutscher Flieger gemacht hatte, stets unter Berufung auf Neutralitätsprinzipien, die man kaum nachvollziehen konnte.⁵⁵³

Die Sorgen waren naturgemäss in der Ostschweiz verbreitet.

Gertrud Brauchli-Wegeli aus Gottlieben (31.7.1944):⁵⁵⁴

Heute schenkt man der Möglichkeit von Flüchtlingswellen alle Aufmerksamkeit. Diese lassen allerdings verschiedene Möglichkeiten offen. Wir an der Ostgrenze haben die Möglichkeit, das Überborden des «Kochkessels» miterleben zu können. Dabei drängt sich mir die Frage auf, dass es sehr wahrscheinlich grundverschieden sein muss, sich franz., oder italienischen Flüchtlingen gegenüber zu wissen, als deutschen. Die Verhetzung, der Rachegeanken wurde so tief in das Volk gelegt, dass es absolut nicht ausgeschlossen ist, dass mit einem Flüchtlingsstrom auch Rächer, Spitzel, Anführer und Aufrührer gewollt mithineingespült werden könnten, denen sich, sei es, wenn eine «Welle» organisiert werden könnte, die Möglichkeit böte, Fuss zu fassen bei den «Ablegern» hierzulande. Nichts wäre leichter als das. Wenn man weiss, mit welchen verwegenen und verbogenen Mitteln gearbeitet wird, wäre es wohl möglich, dass auch nicht davor zurückgeschreckt würde, eine Welle zu arrangieren um zum Zwecke zu kommen. Dabei könnte nicht einmal ein Umsturzgedanke wegleitend sein. Der Rachegeanke allein würde genügen. Es wären da Verschiedene «abzuräumen», die standgehalten haben auch in den schwersten Tagen, die, ich bin dessen sicher, notiert sind. Ich kann Ihnen versichern, dass es bei uns nur wenige waren, die dem Kinde immer offen den richtigen Namen gaben und die unverrückbaren Wahrheiten festhielten. Dazu brauchte es während langer Zeit Mut. Mut zum Bekennen und Durchhalten. Ich kann nicht anders als Sie auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen. Ich glaube deshalb, dass Sie verfügen sollten, dass Flüchtlinge nur in Lagern mit militärischer Bewachung aufgenommen werden dürfen, dass es verboten ist, privat unterzukommen, aus all den vorhin festgelegten Möglichkeiten. Ich weiss z.B. dass meine Mutter und Schwester, mit einer jüd. Emigrantin, die alleine ein Haus direkt am Wasser bewohnen, in dieser Beziehung in Gefahr wären. Auch meine Person wäre in gleicher Lage.

Rosa Steinegger-Blumer aus Mannenbach befürchtete ebenfalls, es könnten zu viele deutsche Soldaten, SS-Truppen und Gestapo-Leute die rettende Grenze zur Schweiz überqueren (6.9.1944):⁵⁵⁵

Die meisten Leute befürchten ein zu nachsichtiges, zu laues Verhalten unserer Regierung gegenüber diesen Gesellen [...] Nach unseren Begriffen müsste man heute ja nicht zu grosse Nachsicht üben gegenüber draussen. Eine stricte Zurückweisung an der Grenze wird uns gewiss nichts schaden. Ein bisschen Schneid gegenüber diesen Gesellen sollte man heute doch aufbringen um ihnen zu zeigen, dass man noch nicht alles

vergessen hat. Warum sollen wir uns von diesen Henkern in letzter Minute noch kahlfressen lassen? Lenken wir unsere Gedanken wieder einmal etwas mehr nach dem Westen, denn Deutschland selbst wird ja ohnehin auch umlernen müssen und wenn es sich dabei krümmen muss wie die Würmer. Für uns aber macht es gegenüber dem Westen einen bessern Eindruck als wenn wir diesen unsauberen Gesellen in letzter Minute noch einen Unterschlupf gewähren [...] Unserer Neutralität tut es dabei keinen Abbruch im Gegenteil suchen wir damit dieselbe nicht zu missbrauchen. Letzten Endes ist unsere Neutralität auch kein Gummiseil das man in die Länge ziehen kann wie es einem gerade passt.

Den Kreuzlinger Sekundarlehrer O. Leutenegger plagten mannigfaltige bevölkerungspolitische Ängste, die er in mehreren Rapporten nach Bern meldete, so am 29. Mai 1944.⁵⁵⁶

In den Eisenbahnzügen wird Folgendes erzählt: «Nach Kriegsende werden sich viele Bauernsöhne aus der Nord- und Innerschweiz nach Deutschland begeben, sich dort einheiraten, weil infolge der Kriegsverluste mancher Hof ohne männliche Leitung sei. Ausserdem habe ja das Erbhofgesetz es fast verunmöglicht, dass Brüder eines verwaisten Erbhofes dieses Gut übernehmen könnten [...]» Ich fühle mich verpflichtet, Sie von diesen Aussagen in Kenntnis zu setzen. Sollten sie zutreffen, ist mit einer Rückwanderung dieser Schweizer nach einigen Jahren zu rechnen; dann kommen sie zurück mit einer Familie, die in Deutschland verwurzelt ist [...] Vielleicht nach mehreren Jahrzehnten, wenn ein neuer dritter Weltkrieg ausbrechen sollte, werden aus solchen Familien, die von Deutschland nach der Schweiz zurückkehrten, Landesverräter hervorgehen. Es ist m. E. wichtig, die Angelegenheit zu überprüfen [...] Überhaupt sollten rechtzeitig Dämme errichtet werden, um nach Kriegsende die zu erwartende Flut deutscher Dienstmädchen in die Schweiz abzuwehren. Diese Mädchen wollen sich ja alle in der Schweiz verheiraten und bleiben doch im Herzen reichsdeutsch. Unsere braven Schweizerinnen können dann in grosser Zahl ledig bleiben.

Wir verteidigen die Grenzen nicht nur für unsere Söhne, sondern auch für unsere Töchter. Stauffacherinnen müssen uns erhalten bleiben.

Im Lauf des Herbsts 1944 verdichteten sich die Gerüchte über den Übertritt von SS-Formationen in die Schweiz. Überall wollte man die Henker und Mörder gesehen haben, im Jura, auf dem «Gütsch» in Luzern, in Flawil, im Güterbahnhof St. Gallen, in der Appenzeller Bahn. Vor allem Ostschweizer Vertrauensleute spedierte massenhaft Rapporte nach Bern. Beschränken wir uns auf jenen von Lehrerin Milly Tanner aus St. Gallen (21.9.1944):⁵⁵⁷

[...] Eine griechische Rotkreuzschwester, die per Zufall in Flawil am Bahnhof war wie der Zug mit den deutschen Truppen dort anhielt, konnte nicht anders als in Weinen ausbrechen, weil ihr die Mordtaten und entsetzlichen Kriegsleiden wieder

A. L. Z. K.

5

Arthur Kirchhofer
Aepplistrasse 8.
St. Gallen O.

St. Gallen, den 5. September 1944.



Sekt. Heer & Heer	
Eing: 5 SEP 1944	
Nr. 756	
L	
D.A.B.	
u. Vrs.	
A. Z.	
V. J.	
AFO-P.	
u. V.	
Adm. G.	
H. P.	
K.	
Angefangen 8.9.44	

An die
Sektion Heer & Heer AHQ
Aufklärungsdienst,
Feldpost.

A. Kirchhofer
CD -
5

In der Stadt St. Gallen und deren engern und weiteren Umgebung wird seit etwa 8 Tagen herangesprochen, es sollen in St. Gallen in nächster Zeit 2000 deutsche Internierte untergebracht werden und zwar von der Waffen-S.S. was allgemeine Entrüstung hervorruft. Unsere Wehrmänner fragen, ist man dafür hunderte von Tagen zum Schutze der Heimat unter den Waffen gestanden, um zuletzt erleben zu müssen, dass man zuletzt noch diese S.S. (die Benennungen und was man sagt, dass man man die sen Nazi antum sollte, verschweige ich lieber) in unser Land auf- und in Schutz nimmt.

Es wäre gut, wenn zur Beruhigung der Bevölkerung in der Presse aufklären würde, was an der Sache ist und warum solche Truppen aufgenommen und ausgerechnet nach St. Gallen (Grenznähe) gebracht werden sollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Kirchhofer

Abb. 50: Einer der zahlreichen Tätigkeitsberichte, der die Behörden davor warnte, die Grenzen für die SS und andere Nazis zu öffnen.

in den Sinn kamen. Die Soldaten standen dicht gedrängt an den Fenstern, waren sehr laut und warfen den Frauen Kuschhände zu, ohne aber dass eine einzige darauf reagierte, selbstverständlich.

Nun war unser Schulkollegium sehr aufgebracht, dass wir S.S. Leute in die Schweiz nehmen. In unsern Augen sind sie nicht Soldaten, sondern abgerichtete Mörder. Nun heisst es auf einmal, dass diese Internierten gar keine S.S. Leute seien, sondern gewöhnliche Soldaten. Warum diese Widersprüche? Tut man dies nur zur Beruhigung? Das wollen wir gar nicht, sondern die Wahrheit wissen über den genannten [...] Auch haben wir viele Fragen der Schülerinnen, deren Alter von 16-20 Jahren ist, zu beantworten. Für uns Lehrerinnen ist es wichtig, dass diese Antworten klar und überzeugt sind.

Man muss annehmen, dass in jener Phase des Kriegs die Schreibmaschinen in den Büros des Aufklärungsdienstes besonders heftig klapperten. Dr. Lindts Leute hatten reihum zu dementieren, zu beruhigen, die «Man hat alles im Griff»-Parole zu verbreiten. Niemand habe Anspruch auf Asyl, unerwünschte Elemente schon gar nicht, SS-Formationen seien nicht übergetreten, «lediglich ganz vereinzelt SS-Leute». Gerade erfolgreich schienen die Beschwichtigungen nicht gewesen zu sein. Ein Vertrauensmann bemerkte, man würde sich freuen, «von Oben auch einmal etwas von einer mutigen Tat zu hören».

Gerüchte über die allererste Garnitur des untergehenden Nazireichs hielten das Publikum noch mehr in Atem. Die Frau von Hitlers Aussenminister Ribbentrop habe in Luzern eine Villa gekauft, Ribbentrop für Hitler ebenfalls am Vierwaldstättersee eine gemietet, Göring halte sich im Hotel Dolder auf, die Frauen Göring und Goebbels hätten sich im einstigen Herz-Sanatorium Marbach vis-à-vis von Steckborn einquartiert, um im geeigneten Moment in die Schweiz flüchten zu können.

Das waren und blieben Ondits. Nicht aber die Anwesenheit einer italienischen Gräfin. Edda Ciano, die älteste Tochter von Mussolini und Gattin des Aussenministers Graf Galeazzo Ciano, war Anfang 1944 mit ihren Kindern illegal und unter falschem Namen in die Schweiz eingereist. Bereits im Herbst 1943, nach Mussolinis Sturz, hatte sich auch Dino Alfieri, einer der wichtigsten Würdenträger des Duce-Regimes, als Priester verkleidet in die Schweiz abgesetzt. Als ihr Aufenthalt bekannt wurde, entbrannte in der Öffentlichkeit ein Sturm der Entrüstung. Man verstand nicht, weshalb ausgerechnet derart belastete Personen aufgenommen und erst noch privilegiert behandelt wurden.

Die Vertrauensleute transportierten den Volkszorn in unzähligen Berichten nach Bern. Deren Stossrichtung: Frau Ciano sei von unersättlicher Machtbegierde besessen, eine Hochstaplerin, eine notorische Intrigantin und gehöre als Beraterin ihres Vaters zu jenen Personen, die den Krieg angezettelt hätten. Wenn sie sich schon in der Schweiz aufhalte, was an sich deplatziert sei, so

gehöre sie, wie andere Flüchtlinge, in ein Lager gesteckt und nicht in irgendeine Villa an einem schönen Ort (das Gerücht ging um, sie halte sich im «Dulder» auf). Gleiche Empörung über Alfieri, dem niemand glaubte, dass er krank war und deshalb nicht zurückgeschoben werden konnte.

In seinen Antworten erklärte der Aufklärungsdienst, beide seien an Leib und Leben bedroht gewesen. Und weiter:

Frau Ciano wurde vor allem deshalb nicht in einem allgemeinen Flüchtlingslager interniert, weil ihre Anwesenheit bei den übrigen Italienern bestimmt zu erregten Diskussionen und Streitigkeiten Anlass gegeben hätte. Ebenso ist sie am gegenwärtigen Internierungsort leichter zu überwachen. Auch andere Flüchtlinge haben die Möglichkeit, sich auf eigene Kosten im Hotel oder bei Privaten einzuquartieren [...]

Alfieri ist tatsächlich krank. Sobald die Möglichkeit besteht, ihn an die Grenze zu stellen, ohne dass diese Massnahme seine sofortige Hinrichtung bedeutet, dürfte der bestehende Ausweisungsbeschluss verwirklicht werden.

Gräfin Ciano, die zeitweise in einem Kloster untergebracht war, erhielt kein Asyl, sie musste die Schweiz wieder verlassen, allerdings erst vier Monate nach Kriegsende. Alfieri dagegen, über den sich die schützende Hand der katholischen Kirche legte und der Protektion selbst im Bundesrat genoss, durfte bis 1948 im Land bleiben. Bundesrat Etter war der Meinung, Alfieri habe in Italien nie «eine überragende politische Rolle gespielt»⁵⁵⁸ – eine gewagte Aussage, zählte Alfieri doch zum engsten Führungskreis des Duce: Er war Mitglied des Grossen Faschistenrats, Botschafter in Berlin, Propagandaminister, er spielte als Antisemit bei der Rassengesetzgebung eine zentrale Rolle.

Gräfin Ciano und Dino Alfieri gehörten jener kleinen Minderheit diskreditierter Personen an, deren Aufenthalt in der Schweiz publik wurde. Tatsächlich handelte es sich um Hunderte von Exponenten der Achsenmächte, die sich nach (viele auch schon vor) dem Zusammenbruch in die Schweiz absetzten, um ihre Haut, ihr Geld, ihre Karriere zu retten.⁵⁵⁹ Wenn die Asylpolitik den Opfern gegenüber rigoros war, so nahm sie nun gegenüber den Tätern, zumindest in vielen Fällen, merkwürdig einfühlsame Züge an. Der Hauptgrund lag bei der 310 Lobby, welche die einst einflussreichen Persönlichkeiten in der Schweiz hatten. Einzelpersonen machten sich für ihre Freunde stark (einer der rühmlichsten war Eugen Bircher), die katholische Geistlichkeit legte für manchen ein gutes Wort ein, die Wirtschaft hatte nicht die geringsten Hemmungen, die hoch qualifizierten, plötzlich arbeitslos gewordenen Spitzenleute zu rekrutieren. Diese fanden unter anderem in Bühler Waffenfabriken Unterschlupf, aber auch bei der BBC, der vom Bund hoch subventionierten Holzverzuckerung AG (Howag, heute Ems Chemie) oder bei der ETH Zürich.

Naturgemäss erfolgten diese Freundschaftsdienste und Winkelzüge äusserst diskret. Das Volk schnappte indes begierig die kleinsten Details auf, traute es den Behörden doch nicht zu, eine klare Linie einzuhalten, wie es auch die Säuberungsaktionen, die der Bundesrat am Tag des Waffenstillstands lancierte, mit Misstrauen begleitete.⁵⁶⁰ Weil die behördliche Information mitunter gewunden, relativierend, zweideutig war, spürte das Publikum, dass hinter den Kulissen Dinge passierten, die nicht publik werden durften. Die Erleichterung über das Ende des Kriegs überschattete der alte Argwohn, Bern handle willfährig.

Jene Stimmung fing einer der letzten Tätigkeitsberichte ein, der auf dem Tisch des Aufklärungsbüros landete. Heinrich Hertli, Handelslehrer in Visp, der seinen Mitbürgern beim Ausfüllen der Steuererklärung behilflich war, meldete am 22. Juni 1945:⁵⁶¹

Es war gut, dass die Steuererklärungen noch erledigt werden konnten und mussten, bevor die ganzen Nazi- und Fascisten-Affären und besonders die Behandlung einiger «Prominenter» ans Tageslicht kamen. Das Vertrauen, das noch vor 2-3 Monaten weiteste Kreise der Bevölkerung in die Behörden hatten, ist nämlich rapid im Sinken begriffen. Die Cianoerei insbesondere hat das Volksempfinden zu tiefst aufgewühlt [...] Das stille und stolze Empfinden des Grossteils unseres Volkes, dass die Behörden ganz energisch, und nicht «je nach dem», wie es aus den Worten Bundespräsident Steigers [...] hervorgeht, Ordnung machen werden, oben und unten, ist der Überzeugung gewichen, dass Worte Honig und die Wirklichkeit Salzwasser seien. Man sagt sich, dass es vorerst der unwilligen Auflehnung des Volkes durch Zeitungsartikel bedurfte, um überhaupt zu erwirken, dass sich das Eidg. Justiz- und Polizei-Departement zu einer eingehenden Untersuchung und Feststellung herbeiliess und leitet davon ab, dass es schliesslich das ganze Volk sei, und nur es allein, das überall mit gleicher Elle messe, während bei den Behörden der Einfluss nach Geld und Gold gradiert werde. Das Volksvertrauen ist seit ich mich überhaupt erinnern kann (ich bin bald 50-jährig) noch nie so labil gewesen, wie heute, und alle sprechen es offen aus, dass sie heute mit den kürzlichen Erklärungen Bundespräsident Steigers gar nicht mehr zufriedengestellt seien, da niemand wisse, was dahinterstecke, nachdem sich frühere Erklärungen als nicht den Tatsachen entsprechend herausgestellt haben.

311

Ein paar Tage später bekam der Handelslehrer aus Bern die Antwort:

Für Ihren ausführlichen Bericht vom 22.6. danke ich Ihnen bestens. Mit den Ansichten, die Sie darin zum Ausdruck bringen und argumentieren, können wir weitgehend einig gehen.

Und nochmals ein paar Tage später, am 30. Juni 1945, stellte Dr. Lindts Büro den Betrieb ein.

Schatten und Licht

Ein Nachwort

Tätigkeitsbericht, oder abgekürzt TB: Das ist an sich keine Textgattung, die zum Lesen animiert. Doch einmal in die Textmasse eingetaucht, die aus Abertausenden solcher TBs besteht, ist man wie gefangen. Man liest und liest, die Personen mit ihren eigenwilligen Handschriften kommen einem näher, ihre Ansichten – und die Art, in der sie diese formulierten – üben einen eigentümlichen Sog auf den Leser aus. Der glaubt, selbst in jene Zeit versetzt zu sein, die eine völlig andere war – um aber immer wieder verwundert festzustellen, dass in der Gegenwart fast dieselben Bilder und Worte, Urteile und Vorurteile auftauchen, wenn vom Fremden, vom Flüchtling, von der sozialen Ungerechtigkeit, der Lohnschere oder den fetten Dividenden die Rede ist.

Die sogenannte Aktivdienstgeneration umgibt heute eine Aura aus Patriotismus, Guisan-Verehrung, Opfer-, Einsatz-, Kampfbereitschaft – und Stolz darauf, dass man die Bewährungsprobe bestanden hatte. Während Jahrzehnten hegten und pflegten patriotische Vereine, konservative Parteien und «kalte» Krieger diese Aura wie ein Nationalheiligtum. Keiner sollte diesem zu nahetreten, niemand ihm den Respekt verweigern. Jüngere Historiker, die Achtundsechziger und andere Geister, die sich Denkwängen widersetzen, taten es dann doch. Dies führte regelmässig zu Spannungen und Gehässigkeiten, letztmals in den 1990er-Jahren, als heftig über den Umgang mit Flüchtlingen, nachrichtenlosen Vermögern, Raubgold und die Versorgung Nazi-Deutschlands mit Kriegsmaterial debattiert wurde. Die Sachwalter des Nationalheiligtums reagierten empört auf den Bergier-Bericht, und auch die noch lebenden «Aktivdienstler» zeigten sich ungehalten, weil sie nichts auf ihre grosse Zeit kommenlassen wollten, schon gar nicht von Nachgeborenen.

Ob in solchen Streitereien nicht auch Missverständnisse stecken? Die Kritik richtete sich gegen die Verantwortungsträger von damals, insbesondere gegen den mit Vollmachten ausgestatteten Bundesrat, dem allzu grosse Verzagtheit und Willfährigkeit gegenüber den deutschen Forderungen vorgeworfen wurde. Sie richtete sich aber kaum gegen die «Aktivdienstler» selbst, das heisst gegen die einfachen Leute, welche die Last der Entbehrungen zu tragen hatten.

Doch zurück zu deren Nachlass, den TBs. In den vorstehenden Kapiteln konnten nur gut 400, und auch die meist nur auszugsweise, zitiert werden – ein verschwindend kleiner Teil des Ganzen. Bei der Auswahl wurde aber darauf geachtet, dass dieser Teil die damaligen Stimmungen möglichst gerecht abbildet. Was zeigt uns dieses Bild? Wir sehen in der Tat enorm viel Heimatliebe und Opferbereit-

schaft. Aber es zeigt einen Patriotismus, der einer gewissen Nüchternheit nicht entbehrte, namentlich nach dem Jubiläumsjahr 1941, als viele Bürgerinnen und Bürger der triefenden «Schützenfestreden» überdrüssig waren. Soweit in wenigen Worten das, was man als vaterländische Grundstimmung bezeichnen könnte.

Von morgens bis abends aber waren die Menschen nicht mit ihrem Patriotismus beschäftigt, wohl aber mit ihren Alltagsorgen – und die leuchten die TBs eingehend, oft in geradezu schonungsloser Offenheit aus. Auf den Plan treten die Verzagten und die Mutigen, die Bescheidenen und die Angeber, die Hamsterer, Schwarzhändler und Opportunisten, die Einfühlsamen und die Fremdenfeinde, die Christen und die Judenhasser (nicht selten identisch), die unzähligen Männer und Frauen mit wachem Bürgersinn, die nicht alles, was die Obrigkeit sagte, für bare Münze nahmen. Es setzte vehemente Proteste ab, als der Bundesrat im August 1942 die berüchtigte Grenzsperre anordnete; es wurde nicht verstanden, weshalb die Regierung die kommunistische Partei verbot, die Frontier- und Nazivereine aber nachsichtiger behandelte; oder deutsche Propagandaschriften ungehindert verbreitet werden durften, einem Karl Barth aber der Maulkorb umgehängt wurde; und man fand es weitherum gefährlich (und alles andere als neutral), dass die Schweiz das Dritte Reich laufend mit Kriegsmaterial eindeckte. Mit anderen Worten: Schon zahlreiche Zeitgenossen kritisierten, was einige Jahrzehnte später die «respektlosen» Nachgeborenen kritisch hinterfragten und damit unter den Sachwaltern des «richtigen» Geschichtsbilds Empörung entfachten. Alles in allem zeigen die TBs, dass die Schweizer Bevölkerung während des Weltkriegs kein homogener Block war, der sich von oben leicht dirigieren liess. Sie gab sich nicht blind dem Vertrauen in die «Elite» hin, sondern stellte Fragen und verlangte ehrliche Antworten.

Um solche Antworten zu geben, wurde der Aufklärungsdienst geschaffen. Die Idee dahinter war einleuchtend, sein Programm – keine Propaganda, sondern Tatsachenvermittlung – anspruchsvoll. Doch was war diese Institution nicht alles! Auskunftfei, Klagemauer, Volkshochschule, Seelsorgeamt, Staatsbürgerkundevermittlungsstelle, Relaisstation zur Polizei, Meinungsforschungsinstitut, Trösterin, Warnerin, Erzieherin. So verwundert nicht, dass ihre Alltagsarbeit oft von der einfachen Grundidee abwich.

314

Auf Themenfeldern, die eher technisch-administrative Fragen betrafen,

wie die Rationierung oder die Truppenaufgebote während der Erntezeit, bewegte sich der Aufklärungsdienst am nächsten entlang seiner Ideallinie. Es gab andere Bereiche, in denen er sich weit davon entfernte. Beispielsweise die nächtliche Verdunkelung. Das Volk ahnte, dass deren Anordnung auf Druck der Deutschen erfolgt war. Der Aufklärungsdienst aber stellte diese Tatsache konsequent in Abrede – vermutlich wider besseres Wissen. Hätte er die Wahrheit gesagt, wäre ein Beweis mehr dafür vorgelegen, dass die Regierung vor den

Nazis in die Knie gegangen war, und eine weitere Woge des Misstrauens hätte die Bevölkerung erfasst. Das musste verhindert werden. Äusserst problematisch war der Eifer, mit dem die Aufklärer ihr Gesinnungskader animierten und oft geradezu drängten, verdächtige Personen zu melden. Ohne an die Folgen zu denken, schalteten sie sich in polizeiliche Aufgaben ein, die zu den heikelsten gehören. Bedenklich auch das Verhalten der Vertrauensleute selbst. Viele befolgten die Wünsche aus Bern, ohne sich darüber gross Gedanken zu machen, ja sogar mit unverhohlener Lust; eher wenige taten es zweifelnd und widerwillig, ziemlich wenige erklärten offen, Denunzieren sei unschweizerisch und verweigerten sich.

Aus den umfangreichen Korrespondenzen geht hervor, dass sich Dr. Lindts Büro oft in einem Dilemma befand. Als untergeordnete Stelle konnte es keine andere Linie einschlagen als die, die oben definiert wurde. Gut sichtbar wird seine schwierige Position in der Flüchtlingsfrage. Die offizielle Politik erklärten Lindts Leute dem Gesinnungskader amtlich korrekt und loyal. Gleichzeitig aber legten sie ihren Vertrauensleuten in nicht gar so amtlichen Sätzen nahe, sich in die Fremden hineinzudenken und Menschlichkeit walten zu lassen. Lindt nahm sich auch die Freiheit heraus, jene, die gegen die rigorose Grenzsperr protestierten, für die Bewahrung ihrer nationalen Würde zu loben, was ja eigentlich hiess, dass der Bundesrat, der die Massnahme angeordnet hatte, würdelos handelte.

Ebenso wichtig wie die Aufklärung von innen nach aussen war jene, die in umgekehrter Richtung erfolgte, nämlich: was das Volk den Behörden zu sagen hatte. Auf diesem weiten Feld lief Lindt, der einstige Journalist, zur Höchstform auf. In den Aufklärungskursen verlangte er von den Gesinnungsleuten wiederholt, sie sollten in ihren Rapporten nicht Lobhudeleien zu Papier bringen, sondern frank und frei Kritik üben. Seine Analysen, die er zuhänden der politischen und militärischen Führung aus der Masse der TBs anfertigte, heben sich von «ordonnanzmässigen» Amtsberichten ab, und das nicht nur in sprachlicher Hinsicht. Wenn Lindt gegenüber den Vertrauensleuten gewisse Ungereimtheiten aus Loyalität zur Sache in ein besseres Licht rückte, als diese es eigentlich verdienten, so sprach er in seinen Analysen Klartext. Keine Hemmungen oder subalternen Reflexe hinderten den Korporal, Amtsdirektoren, Obersten oder auch Bundesräte unmissverständlich auf Schwachstellen hinzuweisen. Aufschlussreich sind die ausführlichen Notizen, die er nach seinen Vorträgen bei Bundesrat Etter verfasste. Sie evozieren beim Leser das Bild zweier Männer, die sich am Rad der Geschichte zu schaffen machten. Der eine, Etter, dem Bewegung unheimlich schien, wollte das Rad aufhalten; der andere, Lindt, dem bewusst war, dass gesellschaftliche Kräfte nicht beliebig aufzuhalten sind, wollte es (kontrolliert) laufen lassen. Mit Takt und Nüchternheit bemühte sich der weit gereiste Weltgeist, dem Magistraten aus

der Innerschweiz die Augen zu öffnen: Die Schweizer, während Jahren eingeschlossen, auf sich gestellt, mit sich beschäftigt, bedürften neuer Perspektiven (etwa in der Sozialpolitik), sie müssten darauf vorbereitet werden, den geistigen Anschluss nach aussen wieder aufzunehmen. Lindt erkannte schon während des Kriegs die Problematik des Redit-Denkens, das später so viel zu reden gab.

Staatlicher Aufklärungsdienst, Gesinnungskader, Vertrauensleute: Ein solches Instrumentarium ist an sich unsympathisch und passt schlecht zu einer offenen, direkten Demokratie. Der Zeitumstände wegen funktionierte die Schweiz damals aber anders. Daher hatte ein solcher Dienst durchaus seine Berechtigung. Gewiss war nicht alles optimal, was er tat. Und es hätte schief herauskommen können, wäre seine Leitung in der Hand eines hurrapatriotischen Dogmatikers gelegen. Insofern kann man es als glückliche Fügung betrachten, dass eine Persönlichkeit vom Format August R. Lindts sein Chef war. Er und sein Personal nahmen auch die einfachsten Leute ernst, gingen auf ihre Anliegen ein und enthielten sich der Überlegenheitsgesten, die Bürokraten im Allgemeinen nicht fremd sind. Auf diese Weise entfalteten sie eine integrierende Wirkung. Darin liegt ihr grösstes Verdienst.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Elisabeth de Meuron-de Tscharnher (1882-1980), aus dem Berner Patriziat stammendes Stadtoriginal, fiel durch ihren herrschaftlichen Lebensstil und ihre äussere Erscheinung auf – Hörrohr, Spazierstock und Trauerkleidung, die sie seit dem Suizid ihres Sohns nicht mehr ablegte. Über Madame de Meuron sind verschiedene Publikationen erschienen.
- 2 Band 1912, Dossier 9060.
- 3 Hauptmann Hans Hausamann (1897-1974), der in Teufen AR ein Fotogeschäft hatte, baute schon vor dem Krieg auf privater Basis ein Nachrichtennetz auf, aus dem sich das Büro Ha entwickelte. Nach Ausbruch des Kriegs wurde dieses, zumindest formell, dem Nachrichtendienst der Armee angegliedert und nach Luzern verlegt.
- 4 Hptm. Vinassa an BR Etter, 21.6.1940. Band 1939, Dossier 9123.
- 5 Das ist offensichtlich eine Anspielung auf die Schlacht am Grauholz von 1798, wo sich Berner Truppen einer französischen Armee stellten, obwohl die Berner Obrigkeit bereits kapituliert hatte.
- 6 Die Hauptleute Alfred Ernst (1904-1973) und Max Waibel (1901-1971) gehörten damals dem Nachrichtendienst an. Später machten beide eine steile Karriere. Ernst wurde Korpskommandant und machte sich einen Namen als «taktischer Kopf» und Militärschriftsteller. Waibel spielte bei Kriegsende eine wichtige Rolle als Vermittler bei der Kapitulation der Deutschen in Norditalien. Später wurde er Divisionär und Waffenchef der Infanterie. Für ihre Rolle bei der «Offiziersverschwörung» wurden sie von General Guisan – eher symbolisch – disziplinarisch bestraft.
- 7 General Guisan an Etter, 6.1.1941 (persönlich). E 3800, Bd. 56.
- 8 Oscar Frey (1893-1945). Die Ausführungen über Frey stützen sich u.a. auf Philipp Wanners Biografie «Oscar Frey und der schweizerische Widerstandswille».
- 9 Gustav Däniker (1896-1947), angesehener Ballistik-Experte, war Kommandant der Schiessschule Walenstadt. Seine Denkschrift trug ihm 15 Tage Arrest und die Entlassung aus dem Bundesdienst ein.
- 10 Eugen Bircher (1882-1956), Chefarzt in Aarau, Divisionär, Nationalrat. Der deutschfreundliche Bircher sympathisierte mit der Frontenbewegung und deren nationalsozialistischen Ideen. Umstritten waren seine Ärztemissionen an die deutsche Ostfront.
- 11 Ulrich Wille (1877-1959), Sohn des Generals im Ersten Weltkrieg, bekundete wie schon sein Vater starke Sympathien für Deutschland und pflegte enge Beziehungen zur deutschen Generalität. Nach Intrigen gegen General Guisan wurde er entlassen.

- 12 Häufig referierten Oberst Frey und Korporal Lindt selbst, am häufigsten aber der Pädagoge und Volksaufklärer Fritz Wartenweiler (1889-1985), bekannt unter dem Namen «der Mann mit dem Rucksack», weil er monatelang auf Vortragstournee war. Weitere Referenten wurden aus dem Offizierskorps und der Bundesverwaltung beigezogen. Nicht zum Zug kamen Politiker, da der Aufklärungsdienst parteipolitisch neutral bleiben wollte.
- 13 Ziegler: Geschichte der Sektion Heer und Haus 1939-1945, S. 35 f. Ziegler wurde nach dem gesundheitlich bedingten Ausscheiden von Frey im Frühjahr 1943 zum Chef von H&H ernannt. In Zivil war Dr. iur. Roland Ziegler kaufmännischer Direktor bei der Firma Ciba. Ab 1951 gehörte er der Internationalen Kontrollkommission in Korea an.
- 14 Dieses Diktum prägte eigentlich August R. Lindt: «Der Aufklärungsdienst ist das illegale Kind des Puf», wobei mit «Puf» die Abteilung Presse und Funkspruch (APF) gemeint war. Die Lindtsche Abkürzung spielte offensichtlich auf das Durcheinander an, das im Frühjahr 1940 als Folge von Zweifeln, Gerüchten und Pressezensur herrschte. Vgl. Lindts Rapport über die Stellung von Heer & Haus in der Nachkriegszeit, 7.10.1944. Nachlass Lindt (AfZ).
- 15 Vortragstexte, Statistiken, Broschüren, Wehrbriefe. H&H gab während des Kriegs rund drei Dutzend solcher Wehrbriefe heraus, die Themen wie eidgenössischer Kampfgeist, das Gerücht, die Judenfrage, Altstoffverwertung behandelten. Die Wehrbriefe richteten sich v. a. an die Einheitskommandanten als «Gerippe» für Vorträge; sie wurden aber auch an die zivilen Vertrauensleute verschickt, durften jedoch, da für das Ausland ungeeignet, nicht publiziert werden.
- 16 Diese Fragen beantwortete eine Mehrheit mit Nein, meist mit dem Argument, man habe kein Rednertalent.
- 17 Vertrauensleute, die auf die gestellten Fragen nur mit Ja oder Nein antworteten, forderte H&H in leicht rügendem Ton auf, sich etwas mehr ins Zeug zu legen.
- 18 Pilet-Golaz an Etter, 12.12.1941. E 3800, 1000/780, Bd. 56.
- 19 Karl Kobelt (1891-1968, FDP/SG) wurde Ende 1940 in den Bundesrat gewählt. Er übernahm das EMD von Rudolf Minger (1881-1955, BGB/BE), der nach zehnjähriger Amtszeit in den Ruhestand trat.
- 20 Kobelt an General Guisan, 6.12.1941. Band 1912, Dossier 9059.

- 1 **Gummirücken statt Stauffachergeist**
- 21 E 5790,1000/948, Dossier 639.
- 22 Band 1945, Dossier 9142.
- 23 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 24 Band 1969, Dossier 9222.
- 25 Band 1969, Dossier 9222.
- 26 Band 1944, Dossier 9142/1.

- 27 Dies war offensichtlich eine Anspielung auf die Familie des Obersten Oscar Frey (1940 noch nicht Chef von Heer & Haus), dessen Frau und Kinder in jenen Mai-Tagen sich in die Innerschweiz absetzten. Dieser Auszug wurde relativ rasch verziehen, weil Freys Haltung ausser Zweifel stand und anerkannt wurde, dass seine Familie wie kaum eine andere gefährdet gewesen wäre. Vgl. Wipf: Bedrohte Grenzregion, S. 108 f.
- 28 Band 1975, Dossier 9259.
- 29 Band 1968, Dossier 9219.
- 30 Band 1968, Dossier 9220.
- 31 Band 1939, Dossier 9128.
- 32 Gemeint waren Deutschland, Frankreich und Italien.
- 33 Band 1945, Dossier 9142.
- 34 Band 1975, Dossier 9258.
- 35 Band 1973, Dossier 9245.
- 36 Band 1940, Dossier 9130.
- 37 Band 1940, Dossier 9130.
- 38 Band 1940, Dossier 9130.
- 39 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 40 Drei frontistische Organisationen.
- 41 Band 1973, Dossier 9245.
- 42 Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen erfolgte erst im Frühjahr 1946 nach zähen Verhandlungen über die Auslieferung der russischen Internierten. Bern sah sich gezwungen, Stalin, der für den neutralen Kleinstaat nur Verachtung übrig hatte, grosse Konzessionen zu machen.
- 43 Als neutrales Land, das wirtschaftlich eng mit den Achsenmächten kooperiert hatte, stand die Schweiz nach Kriegsende sowohl bei den Alliierten und erst recht bei der UdSSR in schlechtem Ansehen.
- 44 Aktennotiz in Nachlass Lindt (AfZ).
- 45 Dieser Fall betraf den Freiwirtschafter und Nationalrat Hans-Karl Sonderegger (1891–1944), der im Frühjahr 1940 in vertraulichen Briefen, die den Weg an die Öffentlichkeit fanden, für eine Verständigung mit den Achsenmächten eingetreten war.
- 46 Band 1939, Dossier 9123.
- 47 Lindt, Schlussbericht, S. 24. Nachlass Lindt (AfZ).

2 Eine solche Entmannung macht unser Schweizervolk machtlos

- 48 In der 1999 total revidierten BV ist die Freiheit von Presse, Radio und Fernsehen in Artikel 17 verankert. Dieser legt auch fest, dass die Zensur verboten ist.
- 49 Vgl. Kreis: Zensur und Selbstzensur, 1973, S. 25 f.
- 50 Anfang 1942 wurde die APF dem Bundesrat unterstellt, das Personal aber blieb dasselbe.

- 51 Elf Zeitungen wurden unter Vorzensur gestellt, vier unbefristet, zwanzig befristet verboten. Ferner kam es zu 23 öffentlichen Verwarnungen. Vgl. Kreis: Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, S. 37.
- 52 Band 1945, Dossier 9142.
- 53 Band 1945, Dossier 9142.
- 54 In Steinen SZ kam es im September 1942 zu einem lokalen Aufstand. Die Bewohner jenes Bezirks hatten erhebliche Mühe, sich mit den zahlreichen Vorgaben aus Bern, beispielsweise der Einschränkung der Schnapsbrennerei, abzufinden. Der Schwarzhandel war eine Reaktion darauf. Als ein Müller wegen solcher Geschäfte verhaftet wurde, brachen Unruhen aus. Beamte aus Bern, welche die Verfehlungen abklären sollten, wurden von der ansässigen Bevölkerung festgehalten und verprügelt. Die Schwyzer Regierung liess Truppen aufbieten (3700 Mann), elf Anführer der Aufruhr wurden verhaftet. Der Presse wurde zunächst verboten, über den Vorfall zu berichten. Kurz nach den Ereignissen bot der H&H-Aufklärungsdienst seine Vertrauensleute in der Region zu einem Kurs auf, um mit ihnen die Ursachen des Aufruhrs zu ergründen. Der Schlussbericht darüber (28.9.1942) enthält interessante Analysen über den Innerschweizer Freiheitsbegriff.
- 55 Band 1945, Dossier 9142.
- 56 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 57 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 58 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 59 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 60 Dr. Elsa Müller-Türcke (1887–1969) führte gemeinsam mit ihrem Mann eine Praxis in Luzern. Während des Kriegs war sie als FHD beim SRK und als Lagerärztin im Einsatz. Nach dem Krieg engagierte sie sich für die Besserstellung der Frau (vgl. HLS).
- 61 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 62 Bei Millicent Furrer (1891–1977) handelt es sich offensichtlich um die Gattin von Paul Furrer, der die Zeitschrift Neue Wege redigierte. Die in Australien aufgewachsene Millicent, geb. Proud, war als Sozialistin in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit aktiv.
- 63 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 64 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 65 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 66 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 67 Band 1957, Dossier 9176.
- 68 Signal wurde nicht für den deutschen Leser produziert, das Blatt diente vielmehr der Propaganda im Ausland. Es wurde in 20 Sprachen übersetzt und erreichte 1943 eine Auflage von 2,5 Millionen Exemplaren. Vgl. Der Spiegel, 9.6.1969.
- 69 Band 1973, Dossier 9246. Inhaltlich dieselbe Antwort ging an die andern VL, die sich kritisch geäußert hatten.
- 70 Band 1955, Dossier 9173/1.

- 71 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 72 Clara Ragaz-Nadig (1874–1957), wie ihr Gatte Prof. Leonhard Ragaz Anhängerin des religiösen Sozialismus, war u. a. Vizepräsidentin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit.
- 73 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 74 Band 1956, Dossier 9173.
- 75 Vertraulicher Bericht vom 2.7.1942. E 3800, 1000/780, Band 56.

3 Das Schweizervolk ist doch keine Kleinkinderschule

- 76 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 77 Band 1973, Dossier 9246.
- 78 Lili Marleen war während des Kriegs das populärste Soldatenlied, und dies nicht nur bei den deutschen, sondern auch bei den alliierten Truppen. Es begann mit den Worten «Vor der Kaserne, vor dem grossen Tor, stand eine Laterne [...]» und handelte von Abschied und ungewisser Rückkehr. Entsprechend melancholisch war die Melodie.
- 79 Band 1945, Dossier 9142.
- 80 Band 1968, Dossier 9219.
- 81 Die UFA (Universum Film AG) wurde 1917 als Konkurrenzunternehmen zu US-Filmproduzenten gegründet. Während des Zweiten Weltkriegs produzierte und vertrieb die UFA u. a. die deutsche Wochenschau.
- 82 Alliiertes Landeversuch vom 18./19.8.1942 bei Dieppe an der Kanalküste. Der Angriff endete in einem Desaster für die Angreifer.
- 83 Band 1945, Dossier 9142.
- 84 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 85 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 86 Band 1940, Dossier 9130.
- 87 Band 1940, Dossier 9130.
- 88 Der von den Engländern geheim betriebene Atlantiksender strahlte deutsche Nachrichten und auch Reden von Nazigrössen aus – zur Tarnung der subversiven, die Kampfmoral deutscher Truppen schädigenden Beiträge.
- 89 Band 1940, Dossier 9130.
- 90 Band 1939, Dossier 9123, Dr. Lindt an Bundesrat Etter, 2.7.1943.
- 91 Hermann Scherchen (1891–1966) hatte zuvor u. a. das Winterthurer Stadtorchester dirigiert. 1950 musste er wegen seiner politischen Einstellung (es herrschte Kalter Krieg) seinen Posten als Chef des Schweizer Radio-Orchesters aufgeben. Seine langjährigen Bemühungen um die Schweizer Staatsbürgerschaft blieben erfolglos. Vgl. Konrad R. Lienert: Aufbruch, Ermüdung, Kesseltreiben, in: In den Hinterzimmern des Kalten Krieges (Hg. Jürg Schoch), S. 233 f.
- 92 Band 1956, Dossier 9173.
- 93 Band 1962, Dossier 9201/1.

4 Tiefe Sehnsucht nach echter Schweizerart

- 94 Band 1971, Dossier 9238.
- 95 Dr. Ettore Tenchio war später Bündner Regierungsrat sowie Nationalrat und von 1960 bis 1968 Präsident der Konservativ-christlichsozialen Volkspartei der Schweiz (heute CVP), ausserdem Generalstabsoberst. Anlässlich der Bundesratswahl von 1962 unterlag er als offizieller Kandidat dem Walliser Roger Bonvin.
- 96 Band 1969, Dossier 9222.
- 97 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 98 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 99 Band 1976, Dossier 9262.
- 100 Ähnliche von Pathos triefende Bilder verwendete noch das Zivilverteidigungsbuch, das der Bundesrat 1969 an alle Schweizer Haushalte verteilen liess. Es sollte den Wehr- und Widerstandswillen im Kalten Krieg stärken. Das «rote Büchlein» rief heftige Kritik hervor, weil es kritische Intellektuelle, Linke, Gewerkschafter als potenzielle Verräter diffamierte.
- 101 Band 1969, Dossier 9222.
- 102 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 103 Band 1971, Dossier 9238.
- 104 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 105 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 106 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 107 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 108 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 109 Band 1949, Dossier 9145.
- 110 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 111 Der Zürcher Ernst Nobs (1886–1957) wurde am 15.12.1943 als erster Vertreter der Sozialdemokraten in den Bundesrat gewählt, vgl. auch S. 266.
- 112 Band 1974, Dossier 9249.
- 113 Band 1956, Dossier 9175.
- 114 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 115 Band 1975, Dossier 9259.
- 116 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 117 Band 1957, Dossier 9176.
- 118 Band 1956, Dossier 9174.
- 119 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 120 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 121 Band 1944, Dossier 9142/1. Bei dieser TB-Verfasserin handelt es sich offensichtlich um die Schriftstellerin und Publizistin Maria Dutli-Rutishauser (1903–1995), die zahlreiche Romane, Jugendbücher und Hörspiele verfasst hat, im Rahmen der geistigen Landesverteidigung auch Heimatromane. Grundlage des Werks der katholischen Autorin ist ein traditionelles christliches Weltbild.

- 122 Band 1973, Dossier 9246.
- 123 Band 1975, Dossier 9259.
- 124 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 125 Band 1945, Dossier 9142.
- 126 E 3800, 1000/780, Band 56.
- 127 Band 1974, Dossier 9254.

5 Der mächtig erschallende Ruf nach der Todesstrafe

- 128 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 129 Band 1969, Dossier 9222.
- 130 Band 1976, Dossier 9261.
- 131 Band 1976, Dossier 9260.
- 132 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 133 Band 1975, Dossier 9259.
- 134 E 3800, Band 56, Departement des Innern.
- 135 General Guisan an Armeeoberauditor Eugster, 25.8.1942. E 5330, 1982/125, Bd. 1 (Todesurteile).
- 136 Zwei jener drei Offiziere wurden etwas später zum Tode verurteilt und hingerichtet.
- 137 Band 1975, Dossier 9258.
- 138 Band 1956, Dossier 9174. Die Aufsätze sind nicht mehr bei den Akten.
- 139 Band 1958, Dossier 9181.
- 140 Band 1969, Dossier 9222.
- 141 Band 1945, Dossier 9142.
- 142 Band 1940, Dossier 9131.
- 143 Band 1969, Dossier 9222.
- 144 Band 1974, Dossier 9253.
- 145 Band 1975, Dossier 9258.
- 146 Band 1973, Dossier 9245.
- 147 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 148 Band 1969, Dossier 9222.
- 149 Band 1976, Dossier 9261.
- 150 Band 1973, Dossier 9245.
- 151 Antwort an Mars Bucher, Steckborn, 8.1.1943. Band 1976, Dossier 9261.
- 152 Antwort an F. Düggelin-Rohrer, Lachen a. S., 21.5.1943. Band 1958, Dossier 9180.
- 153 Separatdruck aus dem Aufbau, Nrn. 43/44, 1942.
- 154 Frank Jehle hat diese Episode in seiner Biografie «Emil Brunner. Theologe im 20. Jahrhundert» ausführlich dargestellt.
- 155 NZZ, 29.10.42.
- 156 Jehle, Emil Brunner, S. 421.
- 157 Band 1976, Dossier 9261.

158 Major Ernst Hans Pfister wurde nach dem Prozess im Frühjahr 1944 hingerichtet.

6 Gift im Kakao, Leichen im Waggon, Menschenfleisch im Salami

- 159 38-seitige Studie des Wehrpsychologischen Dienstes zur Gerüchtebekämpfung, 5.6.1942 (E 27, Band 1939, Dossier 9128).
- 160 Dieses Gerücht fand Aufnahme in das Büchlein, das Lindts Mitarbeiter aus Kuriositäten und Stilblüten «zusammenwürfelten» und ihrem Chef 1943 auf den Weihnachtstisch legten (Nachlass Lindt, AfZ).
- 161 Vgl. Neubauer, Fama, S. Hf.
- 162 Band 1969, Dossier 9222.
- 163 Band 1956, Dossier 9173.
- 164 Band 1969, Dossier 9222. Der Sozialdemokrat Dr. Harald Huber (1912-1998) war später u.a. Nationalrat, Bundesrichter und IKRK-Vizepräsident.
- 165 Band 1940, Dossier 9131.
- 166 Heinrich Roman Abt (1883-1942), Ing. agr. und Dr. iur., Aargauer Bauernpolitiker, gehörte als Vertreter der BGB (heute SVP) von 1919 bis zu seinem Tod dem Nationalrat an. Zu Beginn des Kriegs hegte er Sympathien für die nationalsozialistischen Ideen.
- 167 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 168 Band 1969, Dossier 9222.
- 169 Band 1968, Dossier 9219.
- 170 Band 1956, Dossier 9174.
- 171 Band 1940, Dossier 9131.
- 172 Band 1940, Dossier 9131.
- 173 Band 1939, Dossier 9123, Lindt an Oberstlt. Trachsel, 17.12.1942.
- 174 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 175 Ausdruck, den Karl von Jenner und Raymond Probst in einem Brief vom 23.9.1943 an Dr. Rothmund (Chef der Fremdenpolizei) gebrauchten. In jenem Schreiben warnten sie davor, weiterhin Arbeitertransporte von Italien nach Deutschland zuzulassen, da die Nazis nach ihrer Besetzung Italiens die Arbeitskräfte zwangsrekrutierten und wie Sklaven verschleppten. Zitiert in Band IV des Bergier-Berichts, S. 204.
- 176 Diese Ausführungen stützen sich auf Band IV des Bergier-Berichts.
- 177 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 178 Band 1940, Dossier 9131. Die folgenden drei Zitate siehe gleiches Dossier.
- 179 Band 1940, Dossier 9133.
- 180 Band 1957, Dossier 9176.
- 181 Band 1939, Dossier 9123.
- 182 Band 1980, Dossier 9292.
- 183 Band 1980, Dossier 9290.
- 184 Bergier-Bericht, Band IV, S. 161 ff.

185 Band 1956, Dossier 9173.

7 Der Gedanke an Frau und Kind macht das Sterben schwer

186 Hans Senn, Der Schweizerische Generalstab, Bd. VII, S. 344. Senn (1918–2007) war während des Kriegs Zugführer, Student und Vertrauensmann des Aufklärungsdienstes.

187 Band 1966, Dossier 9207.

188 Band 1962, Dossier 9201/1.

189 Band 1976, Dossier 9262.

190 Band 1955, Dossier 9173/1.

191 Band 1962, Dossier 9201/1.

192 Band 1976, Dossier 9261.

193 Band 1966, Dossier 9209.

194 Band 1973, Dossier 9246.

195 Band 1971, Dossier 9238.

196 Band 1979, Dossier 9274.

197 Band 1976, Dossier 9262.

198 Band 1940, Dossier 9130.

199 Die Jungbauernbewegung stand seit den 1930er-Jahren in harter Opposition zum Bundesrat und zur Politik der bürgerlichen Parteien. Ihr frontistischer Flügel, angeführt von Nationalrat Hans Müller, plädierte für die Eingliederung der Schweiz in das «Neue Europa», das heisst für den Anschluss an das Dritte Reich.

200 Vgl. Dejung: Aktivdienst und Geschlechterordnung, S. 341 f.

201 Band 1949, Dossier 9145.

202 Band 1945, Dossier 9142.

203 Band 1973, Dossier 9246.

204 Band 1940, Dossier 9130.

205 Band 1945, Dossier 9142/2.

206 MFO bzw. SWO stehen für Maschinenfabrik bzw. Schweizerische Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon.

207 Band 1964, Dossier 9201/3.

208 Lindt, Schlussbericht, S. 20. Nachlass Lindt (AfZ).

209 Band 1945, Dossier 9142/2.

210 Der Roman von US-Schriftsteller John Steinbeck «Der Mond ging unter» erschien 1943 in deutscher Fassung in der Schweiz. Er handelt von einer Stadt in Norwegen, die von einer fremden Macht (gemeint war Deutschland) besetzt wird, und schildert die Ruchlosigkeit der Besetzer. Das Werk wurde auf zahlreichen Bühnen als Theater aufgeführt und auch verfilmt.

211 Band 1944, Dossier 9142/1.

212 Band 1964, Dossier 9201/3.

8 Die Verdunkelung des Landes verdunkelte auch die Wahrheit

- 213 Das Zirkular 126 wurde von der Abteilung für Passiven Luftschutz bereits 1937 erlassen und war während des Kriegs noch gültig. (E 27,1000/721, Bd. 3785).
- 214 Band 1975, Dossier 9259.
- 215 Band 1945, Dossier 9142.
- 216 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 217 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 218 Besprechung vom 30.9.1942. E 27,1000/721, Bd. 3785, Dossier Verdunkelung.
- 219 E 2001 (E), 1967/113, Bd. 126, Karten & Meldungen.
- 220 Ernst von Weizsäcker (1882-1951) war während des Kriegs Staatssekretär im Auswärtigen Amt und in den 1930er-Jahren deutscher Gesandter in der Schweiz.
- 221 Frölicher an Pilet-Golaz, 26.9.1942. E 27, 1000/721, Dossier Verdunkelung.
- 222 Band 1969, Dossier 9222.
- 223 Band 1969, Dossier 9222.
- 224 Band 1956, Dossier 9173.
- 225 Band 1968, Dossier 9219.
- 226 Aktennotiz über Besprechung mit BR Etter vom 2.9.1943. Vertraulich. Nachlass Lindt (AfZ).
- 227 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 228 Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf die einschlägigen Akten des EPD (E2001 (E), 1967/113, Bd. 126), des EDI (E3800,1000/780, Bd. 56) und jene des EMD (E 27 1000/721, Bd. 3785). Vgl. ausserdem Bonjour: Geschichte der schweizerischen Neutralität, Band V, S. 106 ff.
- 229 Aktennotiz (confidentiel) vom 18.9.1940. Unterschrift unleserlich. Von «P.G.» (Pilet-Golaz) abgezeichnet. Der Verfasser resümierte darin das Gespräch Pilet-Golaz' mit den beiden Gesandten. Das Resümee hält fest, was sein Verfasser dem Obersten i. Gst. Germann zuhanden des Generals über die Demarche mitgeteilt hat.
- 230 E 27, 1000/721, Bd. 3785, Dossier 16214/1.
- 231 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 232 E 27, 1000/721, Band 3785, Beleuchtung Schloss Pruntrut.
- 233 Band 1966, Dossier 9208.
- 234 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 235 Band 1957, Dossier 9176.
- 236 Band 1976, Dossier 9262.
- 237 Band 1945, Dossier 9142.
- 238 Band 1958, Dossier 9183.
- 239 Band 1969, Dossier 9222.
- 240 Ein US-Geschwader bombardierte am 1.4.1944 die Stadt Schaffhausen. Resultat: 40 Tote, 270 Verletzte, 450 Obdachlose, 70 zerstörte Gebäude. Es stellte sich he-

raus, dass die Piloten ihre Bomben irrtümlich über der Stadt abwarfen. Die USA leisteten Schadenersatz.

241 Band 1940, Dossier 9133.

242 Band 1964, Dossier 9201/3.

243 Band 1964, Dossier 9201/3.

244 Elisabeth von Steiger-Wach (1874–1953) war Schriftstellerin. Sie verfasste mehrere Jugendbücher (u. a. «Barbara wird vernünftig», «Der steile Weg»). Ihr Vater Adolph Wach (1843–1926) baute in den 1880er-Jahren bei Wilderswil BE, das ihn zum Ehrenbürger machte, ein Ferienhaus, das Treffpunkt vieler europäischer Kunstschaffender wurde. Dort wurden während des Zweiten Weltkriegs auch Manuskripte des in Deutschland verpönten Komponisten Mendelssohn-Bartholdy aufbewahrt.

245 Der Aufklärungsdienst dankte höflich für das ausführliche Schreiben und fügte an, man werde diese Angelegenheit vertraulich behandeln. Bei Denunziationschreiben brachte er üblicherweise einen internen Vermerk an, welcher Amtsstelle (z. B. Sicherheitsdienst) die Angelegenheit weitergereicht wurde. In diesem Fall fehlte ein solcher Vermerk.

246 Vgl. Widmer: Minister Hans Frölicher, S. 66 ff.

247 Zahlreiche Vertrauensleute kritisierten die von Oberstdivisionär und BGB-Nationalrat Eugen Bircher ab 1941/42 organisierten Missionen an die Ostfront, die einseitig zugunsten Deutschlands arbeiteten. Die Antworten des Aufklärungsdienstes fielen ausweichend aus.

248 Aktennotiz vom 3.11.1943 (vertraulich). Nachlass Lindt (AfZ).

9 Burschenherrlichkeit statt Opfersinn

249 Band 1940, Dossier 9134.

250 Band 1980, Dossier 9283, bzw. Band 1976, Dossier 9261.

251 Band 1962, Dossier 9201/1.

252 Arnold Künzli (1919–2008) hatte als Student eine gewisse Nähe zum sogenannten Gotthardbund, einer Widerstandsvereinigung, die einer Demokratie autoritärer Prägung anhing und die weder Freimaurer noch Juden in ihre Reihen aufnahm. Später wechselte er ins linke Lager und habilitierte sich mit einer Arbeit über Karl Marx. Lange Jahre arbeitete der Nonkonformist Künzli für die Basler Nationalzeitung, von 1972 bis 1984 war er a. o. Professor für politische Philosophie an der Universität Basel.

253 Band 1944, Dossier 9142/2.

254 Band 1956, Dossier 9173.

255 Band 1969, Dossier 9222.

256 Band 1945, Dossier 9142/2.

257 Thomas Mann war nicht Jude.

258 Band 1949, Dossier 9145.

- 259 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 260 Band 1980, Dossier 9299.
- 261 Das Landdienstobligatorium für die Studenten ordnete das Eidgenössische Kriegs-, Industrie- und Arbeits-Amt an. Zuvor hatten Konsultationen der Rektorenkonferenz der Schweizer Hochschulen und der Studentenverbände stattgefunden.
- 262 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 263 Band 1969, Dossier 9222.
- 264 Band 1969, Dossier 9222.

10 Altes Brot, fleischlose Tage, fehlende Butter

- 265 Die teils sehr ausführlichen Berichte des KEA lesen sich wie eine zeitgenössische Ernährungs- oder Versorgungsfibel.
- 266 Vgl. Boberach: Meldungen aus dem Reich, S. 147. – Zur Erfassung der Volksstimmung hatte das Naziregime einen gewaltigen Apparat aufgebaut, der allerdings anders funktionierte als H&H und auch komplett anderen Zwecken diente. Noch vor Kriegsende stoppte das Regime diesen Sammeldienst, da er ihm als «Sprachrohr des Defätismus» zunehmend unbequem wurde.
- 267 Alix Egli: So kochen wir gut trotz Rationierung, 2. Auflage 1943.
- 268 Band 1957, Dossier 9176.
- 269 Band 1957, Dossier 9176.
- 270 Band 1969, Dossier 9222.
- 271 Band 1957, Dossier 9176.
- 272 Band 1958, Dossier 9183.
- 273 Band 1969, Dossier 9222.
- 274 Band 1969, Dossier 9222.
- 275 Band 1969, Dossier 9222.
- 276 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 277 Band 1968, Dossier 9220.
- 278 Band 1968, Dossier 9220.
- 279 Band 1940, Dossier 9133.
- 280 Band 1939, Dossier 9123.
- 281 Agnes von Segesser (1884–1964), Verfechterin der Frauenrechte, publizierte in diversen Blättern und hielt während des Kriegs zahlreiche Vorträge, auch in Radio Beromünster. Sie war die Enkelin von Philipp Anton von Segesser, der im 19. Jahrhundert zu den führenden Köpfen der katholisch-konservativen Opposition gegen den liberalen Bundesstaat zählte.
- 282 Band 1956, Dossier 9173.
- 283 Band 1974, Dossier 9253.
- 284 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 285 Band 1968, Dossier 9219.
- 286 Band 1945, Dossier 9142/2.

- 287 Band 1957, Dossier 9176.
- 288 Band 1969, Dossier 9222.
- 289 Band 1975, Dossier 9258.
- 290 Band 1969, Dossier 9222.
- 291 Band 1940, Dossier 9133.
- 292 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 293 Band 1975, Dossier 9259.
- 294 Band 1975, Dossier 9259.
- 295 Band 1956, Dossier 9173.
- 296 Band 1940, Dossier 9130.
- 297 Band 1957, Dossier 9176.
- 298 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 299 Band 1980, Dossier 9291.
- 300 Band 1969, Dossier 9222.
- 301 Band 1980, Dossier 9296.
- 302 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 303 Band 1939, Dossier 9123.
- 304 Band 1969, Dossier 9222.
- 305 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 306 Band 1940, Dossier 9132.
- 307 Band 1940, Dossier 9133.
- 308 Band 1958, Dossier 9181.
- 309 Band 1968, Dossier 9220.
- 310 Dr. Lindt an Fürsprech Schaffner, Zentralstelle für Kriegswirtschaft, 2.11.1943. Band 1939, Dossier 9123.
- 311 Hans Schaffner (1908–2004) wurde 1954 Direktor der Handelsabteilung (heute Staatssekretariat für Wirtschaft, Seco). Von 1961 bis 1969 gehörte er als Vertreter der FDP dem Bundesrat an.
- 312 Der Genfer Linkssozialist Léon Nicole (1883–1965) wurde 1939 aus der SPS ausgeschlossen, da er den Hitler-Stalin-Pakt guthiess. Rund 70 Prozent der welschen Sozialisten folgten ihm, als er darauf die Fédération socialiste suisse (FSS) gründete, die 1941 verboten wurde. Damals wurde ihm sein Nationalratsmandat entzogen. 1944 wurde Nicole erster Präsident der neu gegründeten Partei der Arbeit.

11 Es hat unter uns Eva's nicht nur lauter hinter dem Mond Wohnende

- 313 Band 1957, Dossier 9176.
- 314 Bericht des Bundesrats über die vorbereitenden Massnahmen der Arbeitsbeschaffung, 20.5.1944.
- 315 Am 1. Februar 1959 wurde das Frauenstimmrecht mit Zweidrittelsmehrheit und von allen Kantonen ausser Neuenburg, Waadt und Genf verworfen.
- 316 Band 1955, Dossier 9173/1.

- 317 Band 1975, Dossier 9259.
- 318 Band 1976, Dossier 9262.
- 319 Band 1957, Dossier 9176.
- 320 Band 1969, Dossier 9222.
- 321 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 322 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 323 Band 1976, Dossier 9261.
- 324 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 325 Band 1976, Dossier 9262.
- 326 Band 1974, Dossier 9253.
- 327 Band 1956, Dossier 9174/2.
- 328 Band 1956, Dossier 9174/2.
- 329 Band 1957, Dossier 9176.
- 330 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 331 Band 1979, Dossier 9274.
- 332 Anspielung auf Lotta Swärd, die freiwillige finnische Frauenorganisation zur Verteidigung des Landes. Während des Zweiten Weltkriegs zählten die Lottas rund 240'000 Frauen (11 Prozent aller Finninnen). Ihnen waren ähnliche Funktionen zugewiesen wie dem FHD in der Schweiz.
- 333 Band 1957, Dossier 9176.
- 334 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 335 Band 1958, Dossier 9183.
- 336 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 337 Band 1958, Dossier 9183.
- 338 Die Tessiner Sprachlehrerin Silvia Plüss-Pozzi (1919-2006) arbeitete von 1939 bis 1943 als Flüchtlingsbetreuerin beim Schweizerischen Roten Kreuz, danach im Aufklärungsbüro von H&H. Nach dem Krieg war sie, auch auf internationaler Ebene, in verschiedenen Gremien der Flüchtlingshilfe aktiv.
- 339 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 340 Amtliches Bulletin, NR-Protokoll 21.6.1944.
- 341 Otto Zipfel (1888-1966) war Delegierter für Arbeitsbeschaffung und wirtschaftliche Kriegsvorsorge.
- 342 Band 1956, Dossier 9173/2.

330

12 Fünf Tage scharfer Arrest für Oberst Frey

- 343 Wanner: Oberst Oscar Frey, S. 159.
- 344 Diese Ausführungen stützen sich auf das bei den H&H-Akten liegende Dossier Oberst Oscar Frey im Band 1914, Dossier 9062.
- 345 Schaffhauser Arbeiterzeitung, 28.4.1944.

13 Heimlich, unheimlich: die fünfte Kolonne

- 346 Antwort des Aufklärungsdienstes (1.4.1943) an Vertrauensmann Hans Bertschi, Riehen. Band 1962, Dossier 9201/1.
- 347 Lindt, Schlussbericht, S. 25. Nachlass Lindt (AfZ).
- 348 Vidkun Quisling (1887-1945), Faschist, Kollaborateur, von 1942 bis 1945 Ministerpräsident Norwegens. Nach dem Krieg wurde Quisling wegen Hochverrats exekutiert.
- 349 Band 1957, Dossier 9176.
- 350 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 351 Band 1945, Dossier 9142.
- 352 Band 1945, Dossier 9142.
- 353 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 354 Band 1969, Dossier 9222.
- 355 Vertraulicher Bericht über die Stimmung der Zivilbevölkerung, 2.7.1942. E 3800, Band 56, Departement des Innern.
- 356 Band 1957, Dossier 9176.
- 357 Band 1946, Dossier 9142/3.
- 358 Es handelte sich um Stabs- und Truppenoffiziere, die im Verdacht standen, «extremistischen und für die Armee schädlichen Anschauungen zu huldigen». Lediglich in 7 der 124 Fälle schritten die Behörden ein, den anderen Offizieren sprach der General sein Vertrauen aus. Vgl. Bericht des Generals über den Aktivdienst 1939-1945, S. 213f.
- 359 Band 1940, Dossier 9130.
- 360 Band 1969, Dossier 9222.
- 361 Diese Bemerkung Freys, der das Basler Infanterieregiment 22 kommandierte, war ohne Zweifel ein Seitenhieb gegen seinen Widersacher Däniker, dem zahlreiche Ostschweizer Offiziere die Stange hielten. Vgl. vertraulichen H&H-Bericht vom 10.2.1942. Band 1940, Dossier 9130.
- 362 Band 1957, Dossier 9176.
- 363 Band 1940, Dossier 9133.
- 364 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 365 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 366 Band 1945, Dossier 9142.
- 367 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 368 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 369 Aktennotiz vom 25.5.1943. Nachlass Lindt (AfZ).
- 370 Die Eidgenössische Sammlung wurde 1940 als Nachfolgeorganisation der Nationalen Front gegründet. Der Bundesrat verbot sie im Juli 1943.
- 371 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 372 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 373 Band 1968, Dossier 9221.

- 374 Band 1968, Dossier 9220.
- 375 Band 1956, Dossier 9174/2.
- 376 Band 1940, Dossier 9133.
- 377 Band 1976, Dossier 9262.
- 378 Band 1939, Dossier 9123.

14 Jeder ein Privatdetektiv für sein Vaterland

- 379 Band 1975, Dossier 9259.
- 380 Band 1975, Dossier 9259.
- 381 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 382 Band 1962, Dossier 20, 21.9.1941.
- 383 Band 1958, Dossier 9181.
- 384 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 385 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 386 Band 1962, Dossier 1941.
- 387 Band 1958, Dossier 9181.
- 388 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 389 Band 1968, Dossier 9220.
- 390 Band 1969, Dossier 9222.
- 391 Band 1969, Dossier 9222.
- 392 Band 1976, Dossier 9262.
- 393 Band 1956, Dossier 9174.
- 394 Band 1940, Dossier 9131.
- 395 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 396 Band 1980, Dossier 9290.
- 397 Band 1979, Dossier 9274.
- 398 Band 1974, Dossier 9252.
- 399 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 400 Band 1976, Dossier 9262.
- 401 Band 1968, Dossier 9219.
- 402 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 403 Band 1966, Dossier 9210.
- 404 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 405 Band 1976, Dossier 9262.

332

15 Missmut über die Herren mit Gold am Hut

- 406 Max Frisch (1911-1991) schrieb seine «Blätter aus dem Brotsack» 1939 während der ersten Monate des Aktivdienstes (publiziert 1940). In seinem 1974 veröffentlichten «Dienstbüchlein» beschreibt er die Mechanismen des Soldatenlebens und die Stellung der Schweiz während des Kriegs sehr viel kritischer.
- 407 Band 1945, Dossier 9142.

- 408 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 409 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 410 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 411 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 412 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 413 Band 1980, Dossier 9290.
- 414 Band 1968, Dossier 9219.
- 415 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 416 Band 1979, Dossier 9277.
- 417 Band 1957, Dossier 9176.
- 418 Band 1973, Dossier 9245.
- 419 Band 1973, Dossier 9246.
- 420 Band 1974, Dossier 9253.
- 421 Band 1939, Dossier 9123.
- 422 Band 1958, Dossier 9180.
- 423 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 424 Band 1940, Dossier 9133.
- 425 Band 1939, Dossier 9123. Lindt an Oberst i. Gst. Trachsel, 4.1.1945.
- 426 Lindt, Schlussbericht, S. 14. Nachlass Lindt (AfZ).
- 427 Dem oben erwähnten W. Schürpf beispielsweise wurde eine vom wehrpsychologischen Dienst verfasste Antwort zugestellt, welche die Kritik des Vertrauensmanns weitgehend teilte. Bei der Auslese der Offiziersaspiranten der Genie- und der Leichten Truppen habe man selbst mitgewirkt und dergestalt «krankhafte, kontaktlose und niveaumässig ungenügende Elemente» ausschalten können. Die Beanstandungen hätten im Durchschnitt 20 bis 30 Prozent betragen.
- 428 Nachlass Hans Bracher, hrsg. von Peter Steiner, Nr. 52 der Schriftenreihe Bibliothek am Guisanplatz.
- 429 Hans Bracher (1903–1967), lic. iur., Kavallerist, war während des Kriegs einer der bestinformierten Offiziere. Seine Karriere im EMD begann er als Personalchef und persönlicher Mitarbeiter (und Vertrauter) der Departementsvorsteher Minger und Kobelt; Dienst leistete er im persönlichen Stab des Generals beziehungsweise als Verbindungsoffizier zum EMD. Nach dem Krieg stieg er zum Direktor der eidgenössischen Militärverwaltung und zum Brigadier auf. Der sprachgewandte Bracher pflegte in den Nachkriegsjahren enge Kontakte zum britischen Feldmarschall Montgomery, der in der Schweiz wiederholt Ferien verbrachte und bei dieser Gelegenheit den Exponenten der Armee seine Aufwartung machte.

16 Der Mutter Helvetia verhätscheltes Kind

- 430 Vertraulicher Bericht vom 2.7.1942. E 3800, 1000/780, Band 56.
- 431 Protokoll zur Konferenz betreffend aktuelle Preis- und Lohnfragen, 3.8.1942. E 3800, 1000/780, Band 56.

- 432 Der freisinnige Solothurner Walther Stampfli (1884-1965) gehörte dem Bundesrat von 1940 bis 1947 an.
- 433 Der Sozialdemokrat Max Weber (1897-1974) war Finanzwissenschaftler, Gewerkschaftssekretär, Nationalrat und von 1951 bis 1953 Bundesrat.
- 434 Ernst Laur (1871-1964), Agronom, Direktor des Schweizerischen Bauernverbands, prägte während Jahrzehnten die Agrarpolitik wie auch die Ideologie des Bauerntums.
- 435 Band 1973, Dossier 9246.
- 436 Band 1945, Dossier 9241.
- 437 Band 1973, Dossier 9246.
- 438 Band 1940, Dossier 9130.
- 439 Band 1940, Dossier 9130.
- 440 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 441 Band 1975, Dossier 9258.
- 442 Band 1969, Dossier 9222.
- 443 Band 1963, Dossier 9201/2.
- 444 Band 1958, Dossier 9180.
- 445 Band 1976, Dossier 9262.
- 446 Band 1966, Dossier 9207.
- 447 Band 1957, Dossier 9176.

17 Die grosse Angst vor einem «zweiten 1918»

- 448 Band 1969, Dossier 9222.
- 449 Band 1955, Dossier 9172.
- 450 Marie Böhlen (1911-1999), Dr. iur., Sozialdemokratin, war die erste Jugendanwältin der Schweiz. Nach Einführung des Frauenstimmrechts 1971 war sie in den Legislativen von Stadt und Kanton Bern aktiv. Sie setzte sich insbesondere für die Rechte der Frauen ein.
- 451 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 452 Band 1955, Dossier 9171.
- 453 Band 1945, Dossier 9142.
- 454 Band 1945, Dossier 9142.
- 455 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 456 Band 1969, Dossier 9222.
- 457 Das SP-Volksbegehren verlangte, das Kapital in den Dienst der Arbeit zu stellen und die Existenz der Bürger und ihrer Familien zu sichern. Es wurde am 10.9.1943 eingereicht und am 18.5.1947 mit 68,8% Nein-Stimmen verworfen.
- 458 Band 1969, Dossier 9222.
- 459 Band 1975, Dossier 9259.
- 460 Band 1974, Dossier 9252.
- 461 Band 1962, Dossier 9201 /1.

- 462 Band 1975, Dossier Frauenfeld.
- 463 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 464 Band 1958, Dossier 9180.
- 465 Band 1968, Dossier 9220.
- 466 Band 1949, Dossier 9145.
- 467 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 468 Band 1974, Dossier 9252.
- 469 Im Auftrag der britischen Regierung legte Sir William Beveridge (1879–1963) im Jahr 1942 einen Plan vor über die Einrichtung einer umfassenden Sozialversicherung.
- 470 Band 1974, Dossier 9252.
- 471 Band 1979, Dossier 9274.
- 472 Band 1956, Dossier 9174.
- 473 Band 1976, Dossier 9261.
- 474 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 475 Band 1940, Dossier 9130.
- 476 Band 1940, Dossier 9130.
- 477 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 478 Band 1958, Dossier 9178.
- 479 Band 1970, Dossier 9226.
- 480 Aktennotiz Besprechung mit Bundesrat Etter, 25.5.1943. Nachlass Lindt (AfZ).
- 481 Aktennotiz Unterredung mit Bundesrat Etter, 3.11.1943. Nachlass Lindt (AfZ).
- 482 Vortrag bei Herrn Bundesrat Etter, 29.2.1944. Nachlass Lindt (AfZ).

18 Bei uns heisst das: s'Määss isch voll

- 483 Hausamann forderte im Frühjahr 1940 die Nachrichtensektion in einem geharnischten Schreiben auf, die Absicht der von Lazarus Wechsler gegründeten Präsens Film AG zu vereiteln, einen Film über General Guisan zu drehen. Hausamann: «Die Armee ist mir zu gut, als dass ich ohne Einrede zusehen könnte, wie ein galizischer Jude diese dazu missbraucht, seinen rassebedingten Gelüsten nach Vermögensvermehrung zu fröhnen.» Eine Kopie des Briefs vom 7.3.1940 liegt im Nachlass Lindt (AfZ).
- 484 Vgl. UEK-Schlussbericht, S. 121 ff.
- 485 Als Folge der Proteste wurden die Massnahmen etwas gelockert und zum Beispiel für Familien mit Kleinkindern oder ältere Personen Ausnahmen gewährt. Nachdem die bürgerliche Mehrheit des Parlaments im September der bundesrätlichen Flüchtlingspolitik ihren Segen erteilt hatte, verschärfte sich die Praxis eher wieder. In den Kantonen wurden die drastischen Regeln nicht überall gleich angewendet und zum Teil unterlaufen.
- 486 Band 1945, Dossier 9142.
- 487 Band 1945, Dossier 9142.

- 488 Band 1968, Dossier 9221.
- 489 Band 1969, Dossier 9222.
- 490 Band 1962, Dossier 9201/1.
- 491 Band 1944, Dossier 9142/1.
- 492 Heller, Eugen Bircher, S. 234.
- 493 Band 1980, Dossier 9295.
- 494 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 495 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 496 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 497 Band 1973, Dossier 9246.
- 498 Band 1974, Dossier 9247.
- 499 Band 1974, Dossier 9248.
- 500 Band 1969, Dossier 9222.
- 501 Band 1979, Dossier 9274.
- 502 Band 1969, Dossier 9222.
- 503 Band 1968, Dossier 9219.
- 504 Gemeint ist offenbar der konservative Pressemagnat Lord Beaverbrook (1879-1964), der Churchills Kriegskabinettt angehörte und für die Flugzeugproduktion zuständig war.
- 505 Band 1945, Dossier 9142/2.
- 506 Band 1957, Dossier 9176.
- 507 Band 1958, Dossier 9181.
- 508 Band 1980, Dossier 9299.
- 509 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 510 Band 1976, Dossier 9261.
- 511 Band 1979, Dossier 9281.
- 512 Band 1958, Dossier 9183.
- 513 Band 1939, Dossier 9128.
- 514 Die Zahlen und Promille scheinen nicht ganz schlüssig zu sein; sie vermitteln jedoch eine Grössenordnung.
- 515 Das Kriegsernährungsamt lieferte dem Aufklärungsdienst nicht nur die Zahlen, es sparte auch nicht mit Hinweisen, wie absurd die Ängste seien, die Lebensmittel könnten wegen der Flüchtlinge nicht ausreichen.
- 516 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 517 Band 1969, Dossier 9222.
- 518 Vgl. dazu Briefwechsel Dollfus/von Steiger/Etter, Juli 1943. E 3800, Bd. 56, Dossier H&H.
- 519 Aktennotiz Dr. Lindt über Vortrag bei Etter, 29.2.1944 bzw. 2.3.1944. Nachlass Lindt (AfZ).

19 Die nehmen uns die Weiber vorweg

- 520 Band 1968, Dossier 9218.
- 521 Band 1974, Dossier 9252.
- 522 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 523 Band 1971, Dossier 9231.
- 524 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 525 Band 1979, Dossier 9282.
- 526 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 527 Band 1969, Dossier 9222.
- 528 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 529 Band 1968, Dossier 9219.
- 530 Band 1957, Dossier 9176.
- 531 Band 1955, Dossier 9172.
- 532 Band 1958, Dossier 9183.
- 533 Band 1955, Dossier 9171.
- 534 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 535 Band 1968, Dossier 9218.
- 536 Band 1975, Dossier 9256.
- 537 Band 1969, Dossier 9222.
- 538 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 539 Band 1976, Dossier 9260.
- 540 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 541 Vgl. Stadelmann: Umgang mit Fremden in bedrängter Zeit, S. 249 f.
- 542 Amtliches Bulletin, NR-Protokoll, 21.9.1944.

20 Die Neutralität ist doch kein Gummiseil

- 543 Band 1976, Dossier 9262.
- 544 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 545 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 546 Band 1949, Dossier 9145/1.
- 547 Band 1955, Dossier 9173/1.
- 548 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 549 In einem «Bericht aus Davos», den das Büro H (Hans Hausamann) am 6.10.1942 anfertigte, werden insgesamt elf Heilstätten aufgezählt, die in deutscher Hand waren. Der Bericht erwähnt auch die grosszügigen Essensrationen. Hausamanns Kommentar dazu: «Sollte es wahr sein [was der Gewährsmann schreibt], dann soll niemand mehr kommen und sagen, die Schweiz könne mit Blick auf ihre Versorgungslage nur in sehr beschränktem Umfang Flüchtlinge aufnehmen. Wenn wir Tausende von Reichsdeutschen auffüttern können, dann haben wir erst recht das notwendige Essen für Flüchtlinge, welche seitens der Deutschen

- aus ihrer Heimat vertrieben und um ihr Brot gebracht wurden.» BAR, Nachlass Lindt, J1.204-01, Band 3.
- 550 Band 1956, Dossier 9173/2.
- 551 Band 1964, Dossier 9201/3.
- 552 Lindt, Schlussbericht, S. 46. Nachlass Lindt (AfZ).
- 553 Bei Luftkämpfen im Frühjahr 1940 über Schweizer Territorium schoss die Schweizer Flugwaffe elf deutsche Maschinen ab, selber verlor sie drei. Auf Druck Berlins lieferte die Schweiz das Material und die Mannschaften den Deutschen aus. Das Volk empörte sich über diese Willfährigkeit und zweifelte am Neutralitätswillen der Behörden.
- 554 Band 1975, Dossier 9259.
- 555 Band 1976, Dossier 9261.
- 556 Band 1975, Dossier 9259.
- 557 Band 1969, Dossier 9222.
- 558 Vertrauliche Notiz von Dr. Lindt über Besprechung mit Bundesrat Etter, 2.3.1944. Nachlass Lindt (AfZ).
- 559 Vgl. Luc van Dongen: *Un Purgatoire très discret*. Der Lausanner Historiker untersuchte in seiner 2008 herausgegebenen Studie die Fälle von 500 Personen, von denen viele mit behördlicher Nachsicht rechnen konnten.
- 560 In den ersten zwei Nachkriegsjahren verfügte der Bundesrat die Wegweisung von rund 2250 Personen.
- 561 Band 1980, Dossier 9292.

Chronologie der Ereignisse

1939

6. Mai: Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich. Zehn Millionen Besucher.
17. Mai: Erlass über die Arbeitsdienstpflicht im Fall einer Mobilisation.
30. August: Die Vereinigte Bundesversammlung wählt Henri Guisan zum General und erteilt dem Bundesrat Vollmachten.
1. September: Hitler überfällt Polen. Erste Generalmobilmachung der Schweizer Armee (430'000 Mann).
2. November: Schaffung der Sektion Heer & Haus durch den General.
20. Dezember: Der Bundesrat ordnet per 1.2.1940 eine Lohnausfallentschädigung für Arbeitnehmer im Aktivdienst an.

1940

Mitte Januar: Noch 170'000 Mann stehen im Dienst. Die Kriegsgewinnsteuer tritt in Kraft.

15. Februar: Richtlinien zur Organisation eines Frauenhilfsdienstes (FHD).
 1. März: Pilet-Golaz übernimmt das Politische Departement vom verstorbenen Bundesrat Motta.
 2. März: Unter der Drohung ihres Verbots löst sich die Nationale Front selbst auf. Drei Monate später Gründung der «Eidgenössischen Sammlung».
 9. April: Deutscher Angriff auf Dänemark und Norwegen («Weser-Übung»).
 9. Mai: Beginn des Westfeldzugs der Deutschen mit Angriffen auf die Niederlande, Belgien, Luxemburg und Frankreich. Zweite Generalmobilmachung der Armee (450'000 Mann).
 - 14./15. Mai: Panik in der Schweizer Bevölkerung, die einen deutschen Angriff erwartet.
 14. Mai: Das britische Kabinett gibt grünes Licht für einen strategischen Luftkrieg gegen die Achsenmächte.
- Anfang Juni: Luftkämpfe zwischen schweizerischen und deutschen Jagdfliegern im Schweizer Luftraum. Mehrere Abschüsse. Der Bundesrat liefert die abgeschossenen

Piloten und deren Maschinen den Deutschen aus. Divisionär Eugen Bircher besucht privat den Generalstabschef des deutschen Heers.

10. Juni: Eintritt Italiens in den Krieg.
22. Juni: Unterzeichnung des Waffenstillstands zwischen Deutschland und Frankreich. Die Schweiz interniert 29'000 französische und 14'000 polnische Soldaten.
25. Juni: «Anpasser»-Rede von Aussenminister Pilet-Golaz.
26. Juli: Rütli-Report. Guisan ruft zu Widerstand auf und verkündet Reduit-Strategie.
9. August: Unterzeichnung eines deutsch-schweizerischen Handelsabkommens.
15. September: Der deutsche Aussenminister verlangt von der Schweiz, die Radiosendungen um 22 Uhr einzustellen, weil die britischen Piloten die Funkpeilung benutzten. Der Bundesrat willigt ein.
6. Juli: Reduktion des Truppenaufgebots von 400'000 auf 180'000 Mann.
7. November: Der General ordnet die Verdunkelung an.
15. November: «Eingabe der 200», die unter anderem die Beseitigung deutschlandkritischer Chefredaktoren postuliert.
26. November: KP Schweiz wird verboten.
10. Dezember: Bundesversammlung wählt Kobelt und von Steiger in den Bundesrat. Sie ersetzen Minger und Baumann.

1941

5. Mai: Oberst Frey wird Chef von Heer & Haus.
 15. Mai: Nach einem Deutschlandbesuch verfasst Oberst Däniker seine Denkschrift.
 27. Mai: Wegen kommunistischer Umtriebe wird die Nicole-Partei aufgelöst, und ihre vier Nationalräte werden aus dem Parlament ausgeschlossen.
- Mitte Juni: Der Aufklärungsdienst von Heer & Haus nimmt seine Tätigkeit auf.
- 340** 22. Juni: Die deutsche Wehrmacht überfällt die Sowjetunion.
18. Juli: Zusatzabkommen zum Handelsvertrag mit Deutschland, befristet bis Ende 1942.
 1. August: 650-Jahr-Feiern der Eidgenossenschaft.
 15. Oktober: Erste Ärztemission unter Leitung von Eugen Bircher an die Ostfront.

1. Dezember: Die Volkszählung ergibt eine Gesamtbevölkerung von 4,265 Millionen Einwohnern.
31. Dezember: Der Konsumentenpreisindex erreicht 127 Punkte (1939 = 100).

1942

25. Januar: Die SP-Initiative für die Volkswahl des Bundesrats und die Aufstockung auf neun Mitglieder wird verworfen.
13. August: Grenzsperr für Flüchtlinge «nur aus Rassegründen» (Juden).
30. August: Bundesrat von Steiger prägt das Bild vom «stark besetzten Rettungsboot».
22. September: Revolte in Steinen SZ gegen Aufdeckung einer Schwarzhandelsaffäre.
9. Oktober: Das erste Todesurteil wird gefällt.
31. Dezember: Der Handelsvertrag mit Deutschland läuft aus. Vertragsloser Zustand bis Oktober 1943. Der Konsumentenpreisindex liegt bei 146 Punkten.

1943

32. Januar: Kapitulation der deutschen 6. Armee in Stalingrad.
6. Juli: Verbot der «Eidgenössischen Sammlung» und zweier frontistischer Blätter.
10. Juli: Alliierte Truppen landen auf Sizilien.
25. Juli: Sturz Mussolinis.
3. September: Alliierte Truppen landen in Süditalien.
1. Oktober: Abschluss eines neuen Handelsvertrags mit Deutschland.
31. Oktober: Die SP geht als stärkste Fraktion aus den eidgenössischen Wahlen hervor.
15. Dezember: Ernst Nobs wird als erster SP-Vertreter in den Bundesrat gewählt.

1944

1. April: US-Maschinen bombardieren Schaffhausen, 40 Tote.
6. Juni: Invasion der Alliierten in der Normandie.
12. Juli: Juden werden wieder als Flüchtlinge anerkannt.
16. Juli: Die USA schränken Rohstofflieferungen an die Schweiz ein als Retorsionsmassnahme gegen deren Waffenlieferungen an Deutschland.
20. Juli: Missglücktes Attentat auf Hitler.

- 15. August: Landung der Alliierten in Südfrankreich.
- 12. September: Der General hebt die Verdunkelung auf.
- 29. September: Bundesrat untersagt Export von Kriegsmaterial an Krieg führende Staaten.
- 10. Oktober: Bern ersucht Moskau um Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen.
- 15. Oktober: Gründung der Partei der Arbeit.
- 1. November: Die UdSSR lehnt diplomatische Beziehungen mit der Schweiz ab.
- 7. November: Pilet-Golaz reicht seinen Rücktritt ein.
- 23. November: Revolte in Bulle wegen Untersuchung von Schwarzschlachtungen.
- 14. Dezember: Max Petitpierre zum Nachfolger von Pilet-Golaz gewählt.

1945

- 28. April: Mussolini wird von Partisanen erschossen.
 - 30. April: Hitler macht Selbstmord.
 - 7./8. Mai: Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Waffenstillstand.
- Kurz nach Kriegsende beginnen die Säuberungen: Die Schweiz weist Nazis und Faschisten aus, vielen gewährt sie allerdings auch Protektion.
- 16. Juni: Wegen angeblich schlechter Behandlung sowjetischer Internierter greift Moskau die Schweiz heftig an.
 - 30. Juni: Der Aufklärungsdienst beendet seine Tätigkeit.
 - 19. August: Tag der Fahnenmehrung, Abschluss des Aktivdienstes, der General geht in Pension.

Abkürzungen

AfZ	Archiv für Zeitgeschichte, Zürich
A.U.O.S.	Adjutanten-Unteroffiziersschule
BAR	Bundesarchiv
Bat.	Bataillon
BR	Bundesrat
BV	Bundesverfassung
DRB	Deutsche Reichsbahn
EDI	Eidg. Departement des Innern
EJPD	Eidg. Justiz- und Polizeidepartement
EMD	Eidg. Militärdepartement (heute: VBS)
EPD	Eidg. Politisches Departement (heute: EDA)
EKEA	Eidg. Kriegsernährungsamt
ES	Eidgenössische Sammlung (frontistisch)
FHD	Frauenhilfsdienst
Flab	Fliegerabwehr
Gfr.	Gefreiter
H&H	Heer & Haus
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz
Hptm.	Hauptmann
Kdt.	Kommandant
KP	Kommunistische Partei der Schweiz
Kp.	Kompagnie
Lt.	Leutnant
NBS	Nationale Bewegung Schweiz (frontistisch)
NR	Nationalrat
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Of.	Offizier
O. W.	Ortswehr
RAF	Royal Air Force
Rgt.	Regiment
SRK	Schweizerisches Rotes Kreuz
TB	Tätigkeitsbericht
UEK	Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg
U. O.	Unteroffizier
Wm.	Wachtmeister
VL	Vertrauensleute

Quellen und Literatur

1. Quellen

Bundesarchiv (BAR)

E 27,1000/721, Bd. 3785 (Verdunkelung im AD 1939-1945).

E2001 (E), 1967/113, Bd. 126.

E 3800, 1000/780 Bd. 56 EDI/Etter.

E 5330,1982/125, Bd. 1 (Todesurteile).

E 5790, 1000/948, Archiv-Nr. 639 (Kompanietagebücher).

Jl.204-01, 1995/458, Nachlass August R. Lindt.

E 27, 1000/721, Heer & Haus/Aufklärungsdienst Archiv-Nr. 9121-9301.

(Wo in den Anmerkungen nichts anderes vermerkt ist, beziehen sich die Quellenangaben auf diese Signatur. Beispiel: Band 1940, Dossier 9131)

Archiv für Zeitgeschichte (AfZ)

Nachlass August R. Lindt.

(Verwendet: Persönlicher Schlussbericht über den Aufklärungsdienst Heer & Haus, 1945, sowie Notizen über seine Vorträge bei Bundesrat Etter.)

2. Literatur

Bergier-Bericht (2002): Unabhängige Expertenkommission (Hrsg.): Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Schlussbericht.

Boberach, Heinz (Hrsg.) (1965): Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944. Luchterhand: München.

Bonjour, Edgar (1970): Geschichte der schweizerischen Neutralität. Bd. V. Helbing & Lichtenhahn: Basel.

Dejung, Christof (2006): Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945. Chronos: Zürich.

Dejung, Christof; Gull, Thomas und Wirz, Tanja (2002): Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945. Limmat Verlag: Zürich.

Dongen, Luc van (2008): Un Purgatoire très discret. La transition «helvétique» d'anciens nazis, fascistes et collaborateurs après 1945. Editions Perrin: Paris.

- Feisst, Ernst (1945): Wie hat die Schweiz ihr Kriegsernährungsproblem gelöst? Heft 11 der Schriftenreihe der Eidgenössischen Zentralstelle für Kriegswirtschaft.
- Forster, Gilles: Der Eisenbahntransit durch die Schweiz (1939-1945). UEK, Band 4.
- Frisch, Max (1940): Blätter aus dem Brotsack. Ex Libris: Zürich.
- Frisch Max (1975): Dienstbüchlein. Wilhelm Tell für die Schule. Ex Libris: Zürich.
- Frischknecht, Jürg et al. (1987): Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Limmat Verlag: Zürich.
- Heiniger, Markus (1989): Dreizehn Gründe: Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde. Limmat Verlag: Zürich.
- Heller, Daniel (1988): Eugen Bircher. Arzt, Militär und Politiker. Verlag Neue Zürcher Zeitung: Zürich.
- Huber, Hans A. (1974): Heer und Haus. Einst und heute. Eine Übersicht über Entstehung, Entwicklung und heutige Aufgaben. Frauenfeld.
- Jehle, Frank (2006): Emil Brunner. Theologe im 20. Jahrhundert. Theologischer Verlag: Zürich.
- Koller, Werner (1970): Die Schweiz 1935-1945. 1'000 Daten aus kritischer Zeit. Schulthess Polygraphischer Verlag: Zürich.
- Kreis, Georg (1973): Zensur und Selbstzensur. Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg. Verlag Huber: Frauenfeld.
- Kreis, Georg (1999): Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Ihre Antworten und die Herausforderungen der Zeit. Pro Helvetia Informationen.
- Keil, Lars-Broder; Kellerhoff, Sven Felix (2006): Gerüchte machen Geschichte. Folgenreiche Falschmeldungen im 20. Jahrhundert. Ch. Links Verlag: Berlin.
- Lindt, August R. (1992): Die Schweiz – das Stachelschwein. Erinnerungen. Zytglogge: Bern.
- Lasserre, André (1992): Schweiz: Die dunklen Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945. Verlag Orell Füssli: Zürich.
- Maissen, Thomas (2010): Geschichte der Schweiz. Verlag hier + jetzt: Baden.
- Meienberg, Niklaus (1977): Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S. Sammlung Luchterhand: München.
- Morel, Yves-Alain (1996): Aufklärung oder Indoktrination? Truppeninformation in der Schweizer Armee 1914-1945. Thesis Verlag: Zürich.
- Münger, Felix (2014): Reden, die Geschichten schrieben. Stimmen zur Schweiz im 20. Jahrhundert. Verlag hier + jetzt: Baden.
- Neubauer, Hans-Joachim (2008): Fama – Eine Geschichte des Gerüchts. Matthes & Seitz: Berlin.
- Noll, Peter (1980): Landesverräter. 17 Lebensläufe und Todesurteile. Verlag Huber: Frauenfeld.

- Richardot, Jean-Pierre (2005): Die andere Schweiz. Eidgenössischer Widerstand 1940-1944. Aufbau Verlag: Berlin.
- Schoch, Jürg (Hg.) (2009): In den Hinterzimmern des Kalten Krieges. Die Schweiz und ihr Umgang mit prominenten Ausländern 1945-1960. Orell Füssli: Zürich.
- Senn, Hans (1995): Der Schweizerische Generalstab, Bd. VII. Anfänge einer Dissuasionsstrategie während des Zweiten Weltkrieges. Helbling & Lichtenhahn: Basel/ Frankfurt a.M.
- Somm, Markus (2010): General Guisan. Widerstand nach Schweizerart. Stämpfli: Bern.
- Stadelmann, Jürg (1998): Umgang mit Fremden in bedrängter Zeit. Schweizerische Flüchtlingspolitik 1940-1945 und ihre Beurteilung bis heute. Orell Füssli: Zürich.
- Steiner, Peter (Hrsg.) (2013): Nachlass Hans Bracher. Schriftenreihe Bibliothek am Guisanplatz, Nr. 52.
- Wanner, Philipp (1974): Oberst Oscar Frey und der schweizerische Widerstandswille. Buchverlag Tages-Nachrichten: Münsingen.
- Widmer, Paul (2012): Minister Hans Frölicher. Der umstrittenste Schweizer Diplomat. Verlag Neue Zürcher Zeitung: Zürich.
- Wilhelm, Rolf; Gygi, Pierre; Iseli, Esther und Vogelsanger, David (Hrsg.) (2002): August R. Lindt. Patriot und Weltbürger. Verlag Paul Haupt: Bern.
- Wipf, Matthias (2005): Bedrohte Grenzregion. Die schweizerische Evakuationspolitik 1938-1945 am Beispiel von Schaffhausen. Chronos: Zürich.
- Ziegler, Roland: Geschichte der Sektion Heer und Haus 1939-1945. Vervielfältigt.

Ferner fanden Verwendung:

- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)
- Amtliches Bulletin der Bundesversammlung
- Chronik der Schweiz (Ex Libris, 1987)
- Wikipedia

Bildnachweis

Sämtliche Faksimiles von Briefen stammen aus dem Bundesarchiv.

Fotos

Burgerbibliothek Bern, FA Lindt: Abb. 3 (Bild ASL).

KEYSTONE / PHOTOPRESS-ARCHIV: Abb. 21 und 23 (W. Henggeler).

Privatarchiv Frey: Abb. 2, 29, 31 (Angaben zum Copyright fehlen).

Schweizerisches Bundesarchiv, Fotosammlung Aktivdienst Zweiter Weltkrieg (E5792): Umschlagbild (1014/26021), Abb. 1 (1093/27781), Abb. 5 (1428/32827), Abb. 9 (0937/24391), Abb. 17 (1302/32116), Abb. 18 (0018/00704), Abb. 19 (0204/07371 u. 07366), Abb. 26 (0969/24863), Abb. 28 (0144/05648), Abb. 32 (0984/25263 u. 25280), Abb. 46 (1188/29773), Abb. 48 (1013/25970 u. 1014/26024).

Faksimiles

Schweizerisches Bundesarchiv (E 27, 1000/721, Heer und Haus): Abb. 4, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 20, 22, 24, 25, 27, 30, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 47, 49, 50.

Schweizerisches Bundesarchiv (E 5330, 1982/125, Bd. 1, Todesurteile): Abb. 10.